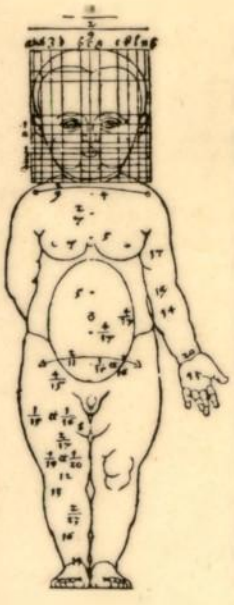
Kursbuch 72

Die neuen Kinder



Aufzeichnungen eines Neugeborenen
Kinderwunsch im sauren Regen
Schwangerschaft und Sinnlichkeit
Kindererziehen 1972 und 1982
Die Wissenschaft über dem Kind
Flucht vor der Erziehung
Fortpflanzung in Kreuzberg
Lieb und teuer – Nachwuchskostenanalyse
»Die Kinder sind meistens traurig«
Kinder-Schäden: Ursache und Therapie
Hans und Grete, Momo und Azalee

Kursbuch / Rotbuch Verlag
Juni 1983 9 Mark A 20281 F

Kursbuch

Herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler
Unter Mitarbeit von Hans Magnus Enzensberger
Redaktion: Ingrid Karsunke

72 Die neuen Kinder — Juni 1983

Christine Nöstlinger, Aus den Aufzeichnungen eines Neugeborenen 1
Franziska Gronau, Kinderwunsch im sauren Regen. Erfahrungen einer Therapeutin 7
Cora Stephan, Umstände halber. Schwangerschaft und Sinnlichkeit 14
Irene Dische, Das schönste Erlebnis 28
Monika Aly / Annegret Grüttner, Unordnung und frühes Leid. Kindererziehen 1972 und 1982 33
Yvonne Schütze, Die Wissenschaft über dem Kind. Entwicklungspsychologie und Sozialisationsforschung als Gängelband 51
Wolfgang Merten, Die Flucht vor der Erziehung. Oder wie Alice Miller und Erich Fromm sich in der Kinderstube breitmachen 62
Ulrike Halbe-Bauer / Manfred Halbe, Freundliche Eltern – glückliche Kinder 75
Karin Reschke, Das Natürlichste von der Welt. Fortpflanzung in Kreuzberg 81
Claus Leggewie, Lieb und teuer. Eine Nachwuchskostenanalyse 95
Manfred Auwärter, »Die Kinder sind meistens traurig«. Interviews mit Vier- bis Zehnjährigen 113
Gisela Petersen, Kinder-Schäden. Über Ursache und Therapie psychischer Defekte 131
Helmut Ostermeyer, Gewalt und Sorge. Über die Rechtsstellung Minderjähriger 143
Christian Colombani, Die geschlagenen Eltern 152
Nicolas Becker, Hans und Grete, Momo und Azalee. Namenwahl als Zeitgeschichte 154
Asmus Petersen, In guter Hoffnung. Betrachtungen eines werdenden Großvaters 166
KIND, n. pl. *kinder* – mit Grimm gesehen 179
Anmerkungen der Redaktion / Erklärung 180

88-172
Goethe Institut e.V. Bibliothek
05 Kur

Das Kursbuch erscheint einmal im Vierteljahr. Jedes Heft kostet im Jahresabonnement DM 7, im Einzelverkauf DM 9. Verlag: Kursbuch Verlag / Rotbuch Verlag, Potsdamer Straße 98, 1000 Berlin 30, Telefon 2 61 11 96. Anschrift der Redaktion: Kursbuch Verlag Niebuhrstraße 77, 1000 Berlin 12, Telefon 8 81 50 59. Die Redaktion lädt zur Einsendung von Manuskripten ein, bittet jedoch darum, Rückporto beizufügen; sie erklärt, daß sie solche Sendungen in der Regel nicht kommentieren und keine Haftung für sie übernehmen kann.
Verantwortlich für den Inhalt: Karl Markus Michel und Tilman Spengler. © 1983 Kursbuch Verlag, Berlin. Alle Rechte, auch die der Übersetzung, für sämtliche Beiträge vorbehalten.
Druck und Bindung: Georg Wagner, Nördlingen
Beilagen: Rotbuch Verlag

Kursbuch 79 **Februar '85**

Geschmack

Machen wir uns nichts vor: so sehr wir es auch lieben mögen, das Volk – Geschmack hat es keinen. Den haben **wir**. Die anderen dagegen: wie sie sich einrichten, kleiden, benehmen, was sie essen, denken, genießen – na! Von all den Gütern und Diensten, die heute angeboten werden, verschmäht unsereins doch 97 Prozent. Das glauben Sie nicht? Dann gehen Sie mal in ein Warenhaus oder in gewisse Luxusgeschäfte und prüfen es nach!
So kommt es denn, daß wir mit dem guten Geschmack ein bißchen außerhalb der Gesellschaft stehen, oder ganz an ihrem Rand. Nun, das war eigentlich schon immer so. Aber früher glaubte die Geschmacks-Avantgarde, die anderen würden auch einmal dahin kommen, wo sie schon ist. Das glauben wir heute nicht mehr. Und das macht manchen von uns so unsicher. Aber es entlastet auch sehr: man muß nicht mehr so streng mit sich selbst sein. Im Grunde ist heute ja alles erlaubt. Oder doch nicht?

Kursbuch 80 **Mai '85**

Begabung und Erziehung

Auch das ominöse Jahr 1984 ging ins Land, ohne daß die brennende Frage gelöst worden wäre, wie man vom Gen zum Genius gelangt. Vergeblich all die wissenschaftlichen Versuche, Begabung zu messen, zu fördern, zu lenken. Was wurde nicht alles schon unter die Lupe und unters Messer genommen: die Erbsubstanz, die kleinen grauen Zellen, das Sprachvermögen, das Milieu, die Motivation, die Lernziele...
Und was ist dabei herausgekommen? Ein paar Apparate und Präparate; etliche Strategien, um den trägen Genen auf die Sprünge zu helfen; und mancherlei schnelle pädagogische Konzepte zur Anwendung der jeweils neuesten Erkenntnisse auf die Opfer, die Heranwachsenden. Was mit ihnen getrieben wird seit etwa 20 Jahren, ist ein gigantisches soziales Experiment. Nun sichten wir langsam den Ertrag. Wo bleiben die versprochenen Genies? Sind es am Ende die „Hackers"? Dann müßten wir wieder einmal umdenken auf der Walstatt von IQ und GEW.

Ich möchte das **Kursbuch** im Abonnement beziehen. Bitte lassen Sie es mir regelmäßig zuschicken – im Jahresabonnement zu DM 28 für vier Hefte plus Porto.

Meine Abonnementsbestellung gilt ab einschließlich Nummer

Bitte veranlassen Sie, daß mir folgende **Kursbücher** zusätzlich zu meinem Abonnement zum Preis von DM 7 geliefert werden:

Bitte veranlassen Sie, daß mir folgende **Kursbücher** zum Einzelpreis von DM 9 geliefert werden:

Einladung zum Abonnement

Das **Kursbuch** wird herausgegeben von Karl Markus Michel und Tilman Spengler; freie Mitarbeit: Hans Magnus Enzensberger; Redaktion: Ingrid Karsunke.

Das **Kursbuch** erscheint mit vier Heften im Jahr. Die Hefte haben einen Umfang von jeweils 192 Seiten. Einzeln kostet das **Kursbuch** DM 9.

Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, zahlen Sie pro Heft statt DM 9 nur DM 7. – Bitte wenden Sie sich an Ihren Buchhändler. Ist Ihr Buchhändler unwillig oder keine Buchhandlung in der Nähe, schicken Sie uns bitte diese Karte. Wir sorgen dafür, daß Sie das **Kursbuch** regelmäßig, sofort nach Erscheinen erhalten (pro Jahr DM 28 plus Porto).

Übrigens. Wenn Sie jetzt abonnieren, können Sie bereits erschienene Hefte zum Abo-Preis nachbeziehen. Und: von jeweils 5 bestellten **Kursbüchern** erhalten Sie eins geschenkt!

Lieferbare Kursbücher:

78: Lust an der Theorie
77: Politik machen
76: Mütter
75: Computerkultur
74: Zumutungen an die Grünen
73: Konservativismus im Angebot
72: Die neuen Kinder
71: Berichte zur Lage der Nation
70: Macht
69: Unsere Wirtschaft
68: Furcht und Zittern
67: Militär
66: Die erfaßte Gesellschaft
65: Der große Bruch – Revolte 81
64: Das Wetter
63: Spielregeln
62: Vielvölkerstaat Bundesrepublik
61: Sicher in die 80er Jahre
60: Moral
59: Bilderbuch
58: Karrieren
57: Der Mythos des Internationalismus
56: Unser Rechtsstaat
55: Sekten
54: Jugend
53: Utopien II: Lust an der Zukunft
52: Utopien I: Zweifel an der Zukunft
51: Leben gegen Gewalt
50: Bürgerinitiativen
48: Zehn Jahre danach
46: Volksfront für Europa
44: Unsere Unterwelt
42: Unsere Bourgeoisie

Bitte schicken Sie mir Ihren Almanach »Das kleine Rotbuch« kostenlos zu. Hier meine Adresse

Bitte als Postkarte frankieren

Name _____

Straße _____

Ort _____

Und die meiner Freundinnen/Freunde:

Rotbuch Verlag
Potsdamer Str. 98

1000 Berlin 30

Christine Nöstlinger
Aus den Aufzeichnungen eines Neugeborenen

1. Tag

Heute, gegen 0 Uhr 30, hat man mich aus dem dunklen Warmen ins helle Kalte hinausgepreßt. Zuerst wollte ich mich gegen diesen Transport zur Wehr setzen, weil ich mich in meiner Lage recht ordentlich etabliert hatte und auch weil ich ein Geburtstrauma für mich befürchtete. Doch dann kapierte ich, daß ich eine sogenannte »Hausgeburt« war, und beschleunigte meinen Austritt aus dem Mutterleib, so gut und so heftig ich nur konnte, um das erhöhte Risiko, das Hausgeburten für Mutter und Kind darstellen, in erträglichen Grenzen zu halten.
Mein Vater war bei meiner Austreibung zugegen und begrüßte mich gleichermaßen verstört wie freundlich. Die Anwesenheit und Mithilfe dieses Mannes bei meiner Geburt war mir sehr willkommen, weil es ihm dadurch besser gelingen wird, eine Beziehung zu mir aufzubauen, und ich von Anfang an also zwei fixe Bezugspersonen haben werde; was vor allem dann sehr nützlich werden könnte, wenn meine Mutter einmal abhauen sollte. Dann sitze ich wenigstens nicht mit einem Vater da, der mit mir nichts anzufangen weiß. Für den Fall allerdings, daß es mein Vater sein sollte, der einmal abhauen wird, stehe ich dann schön blöd da und wesentlich belämmerter als andere Kinder, die von Anfang an zu ihren Vätern keine Beziehung haben. Ihr Leid nämlich hält sich durch diesen Umstand bei seinem Abgang in erträglichen Grenzen.
Im Moment ist mir ziemlich langweilig. Ich liege nackend auf meiner Mutter nacktem Bauch, der noch ein ziemlich faltiger ist, herum. Das ist wichtig für mich, sagen sie. Zuerst im Bauch, dann auf dem Bauch! So werden bei mir Entzugserscheinungen vermieden, die ich kriegen könnte, wenn ich plötzlich das mütterliche Herzens-tick-tack nimmer hören kann.

7. Tag

Da ich ausschließlich mit Muttermilch ernährt werde, dürfte ich eigentlich weder Blähungen noch Leibschneiden haben. Da ich aber trotzdem Blähungen und Leibschneiden habe, diskutieren meine Eltern und mehrere Freunde von ihnen im Nebenzimmer darüber, ob man mir Kümmeltee oder

Kamillentee verabreichen solle. Aber auch die Kümmelanhänger und die Kamillenanhänger haben untereinander Differenzen. Sie sind sich nicht einig, ob man mir ganz normale, also chemisch gespritzte Ware aufkochen darf, oder ob man aus einem Reformhaus biologisch reinen Tee holen soll.
Außerdem ist Streit um meine Verpackung ausgebrochen. Um die Windeln geht es! Mein Vater möchte mich ohne diese aufziehen. Er sagt, ich läge in ihnen wie in einem permanenten Priesnitz-Umschlage, und das müsse sich – auf die Dauer gesehen – feucht auf mein Gemüt legen. Meine Mutter versteht das, aber sie wendet ein, daß man mir, hielte man mich windellos, ein Stück Plastik zwischen Laken und Matratze schieben müßte. Und da meine Mutter für Jute-statt-Plastik ist, was aber in diesem Falle keine Lösung sein kann, beharrt sie auf der Windelverpackung.
Ungewiß ist auch noch, ob sie mich bei einer Religion einschreiben lassen werden. Eigentlich wollen sie nicht. Doch meine Mutter hat eine Großmutter, und die ist bereit, mir als Starthilfe fürs Leben zwei Hektar Fichtenwald zu überschreiben. Meine Mutter meint, daß ihre Großmutter einem ungetauften Kinde keine Starthilfe wird geben wollen. Mein Vater will deshalb auf meinen Wald verzichten. Der Preis sei zu hoch, sagt er.
Ich hätte gern zwei Hektar Fichtenwald! Es beruhigt, ein wohlhabendes Kind zu sein. So oft mein Vater zu diesem Problem seine Meinung kundtut, schreie ich aus Leibeskräften. Leider versteht er mich nicht.

14. Tag

Mein Nabel bekümmert meine Eltern. Er näßt gelblich. Weh tut er nicht. Die alte Frau, die die zwei Hektar Wald anzubieten hat, will meinen Nabel mit Cibazol-Puder einstäuben. Meine Mutter blättert in einem Buch, das ein sehr »natürliches« ist, und liest aus diesem vor, daß Zinnkrauttee gegen Gelbes, Nässendes anzuwenden sei. Die alte Frau, die mich bei einer Religion haben will, protestiert gegen den Zinnkrauttee, weil Tee naß ist und mein Nabel trocken traktiert werden soll. Sie schimpft auf das natürliche Buch. Nie im Leben, sagt sie, hätte sie das Studium ihrer Enkeltochter subventioniert, wenn sie geahnt hätte, daß schließlich und endlich nichts rausschaut aus der Bildung als ein unwissenschaftlicher Rückschritt auf Zinnkraut.
Mir ist mein Nabel Wurscht! Viel mehr stört mich, daß sie mir eine leere Klopapierrolle in die Windel gepackt haben. Die steckt quer vor meiner Möse und spreizt mir die Beine. »Breit gewickelt« heißt das und wirkt vorbeugend gegen Hüftluxation.
Gebe der Himmel oder sonst wer, daß sie mir nicht auch noch Hakenfüße

diagnostizieren! Sonst kriege ich Bandagenklumpfüße, die mir zwar für spätere Zeiten einen aufrechten Gang garantieren, mich aber im Moment am lustbetonten Strampeln hindern würden.
Gestern war die Katze bei mir im Bett. Sie ist länger und breiter und höher als ich. Sie hat sich quer über meinen Bauch gelegt und geschnurrt. Als mein Vater die Katze in meinem Bett endlich bemerkte, hat er sie weggenommen und sie in ein anderes Zimmer getragen. Aber mit Bekümmerung mußte ich feststellen, daß er die Sache nicht ernst genug genommen hat. Die Katze nämlich, davon bin ich überzeugt, will mir ans Leben! Wenn sie wiederkommt und sich nicht quer, sondern längs auf mich drauf legt, ist es aus mit mir, Ehrenwort!

28. Tag

Die Haut am Bauch meiner Mutter macht mir Sorgen. Die Falten nämlich verschwinden nicht. Und häßliche violette Streifen sind auch am Bauch; obwohl die Frau dreimal am Tag turnt und Creme in den Bauch einmassiert. Wenn der Bauch so bleibt, wie er ist, kann sie nie mehr einen Bikini tragen und wird mir das – völlig unterbewußt natürlich – auf ewig zum Vorwurf machen.
Meine Mutter ist überhaupt viel hintergründiger, als von innen her zu ahnen war. Wenn nur die Hälfte von dem stimmt, was ihr mein Vater heute vorgehalten hat. Er hat behauptet, der Wunsch nach mir sei in ihr eigentlich bloß durch berufliche Frustration entstanden. Weil man sie – als Frau – daran hindere, wirklich »Karriere« zu machen, habe sie nach anderen »Werten im Leben« ausgeschaut. Ich bin so ein Wert. Andererseits behauptet eine Freundin meiner Mutter, daß ich nur deswegen auf der Welt bin, weil meine Mutter die Pille gegen die »Lunaception« eingetauscht hat und die Lunaception nicht funktioniert hat, obwohl sie die beste und natürlichste Empfängnisverhütung ist, weil sie mit dem Mond und den Gezeiten arbeitet.
Mich kränkt dieses Gerede ein wenig. Was freilich etwas zu sentimental ist. Schließlich ist statistisch längst erwiesen, daß das Quantum von Zuneigung, das ein Kind im Leben erhält, nicht von dem Quantum an Sehnsucht abhängt, mit dem es herbeigesehnt wurde.

56. Tag

Seit vorgestern bin ich ein römisch-katholisches Kind. Meine Mutter und ich haben den Wald gegen meinen Vater durchgesetzt. Die kalte Kirche und das kalte Wasser, das mir der Pfarrer über den Kahlschädel geschüttet hat,

haben mir einen Schnupfen eingetragen. Für jemanden, der das Schneuzen noch nicht erlernt hat, ist ein Schnupfen die Hölle!
Ich sollte in viel frische Luft, sagt meine Mutter. Frische Luft ist gut gegen den Schnupfen. Aber die Luft, die es hierorts gibt, ist nicht sehr frisch. Fährt man mich im Kinderwagen herum, bin ich so weit unten am Boden, daß ich die ganzen Abgase in die Lunge kriege. Mein Vater hat gemeint, es sei klüger, mich gar nicht auszufahren, sondern mich bloß auf den Balkon zu stellen. Der Balkon ist im achten Stockwerk. Da sind die Abgase schon etwas dünner. Doch leider werden unser Haus und alle anderen Häuser rundherum mit Schweröl beheizt. Wie sie mich vom Balkon hereingeholt haben, war ich von Rußflankerln schwarz getupft. Dabei ist der Dreck, den man sehen kann, hat meine Mutter gesagt, noch gar nicht der wirklich gefährliche Dreck.
Meine Mutter träumt davon, einen Bauernhof zu kaufen, damit ich eine ordentliche Luft kriege. Einen in einer kalkreichen Landschaft. Wegen der Bäume. Wo nämlich viel Kalk im Boden ist, wird der saure Regen besser neutralisiert. Dort sind die Nadelbäume fast noch ganz grün.
Mein Vater sagt, er muß sich erst einen anderen Beruf ausdenken, damit er auch von einem Bauernhof träumen kann.

112. Tag

Ich hege den Verdacht, daß meine arme Mutter einen echten »Still-Tick« entwickelt. Sie genießt es so, sagt sie. Es hat sinnliche Qualitäten für sie, die ihr neu und zutiefst bedeutend sind. Sie hat drei andere Frauen kennengelernt, die gleicher Ansicht sind und glücklicherweise auch Säuglinge dazu haben. Jetzt treffen wir uns immer zu einer »Stillrunde«.
Ich schätze den Vorgang des Stillens natürlich auch. Sogar über die Nahrungsaufnahme hinaus, rein zum Spaß, lege ich noch gern ein Nuckel-Viertelstündchen zu. Bloß sollte meine Mutter nicht jede meiner Unmutsäußerungen dahingehend deuten, daß ich an ihre Brust will. Mutterbrust ist auch nicht alles im Babyleben!
Meinen roten Hintern – zum Beispiel – kann ich ja eventuell durch lustvolles Nuckeln eine Zeitlang vergessen. Aber heil wird mein roter Hintern davon nicht.
Die Frau mit der Religion und dem Wald ist dafür, daß meine Mutter mit dem Stillen aufhört. Wir sind ja nicht im Mittelalter, sagt sie. Sie sagt, das lange Stillen gehöre in die gleiche alte Schublade wie das Zinnkraut für den Nabel.
Ich überlege mir ernsthaft, ob ich nicht wirklich – etwa durch Verweigerung der Mutterbrust – auf Kuhmilch in Flaschen umsteigen soll. Dies überlege

ich aber nicht aus meiner Urgroßmutter Sinneshaltung und auch nicht etwa deshalb, weil durch das Stillen – wie eine Freundin meiner Mutter argwöhnt – meine Mutter Hängebrüste bekommen könnte. Mir geht es um den Bleigehalt in der Muttermilch. Kuhmilch ist weniger giftig! Aber die Entscheidung, ob ich mehr hinter meinem psychischen Heil oder meinem körperlichen Befinden her sein soll, ist sehr schwierig.

224. Tag

Heute haben mich meine Eltern in der Schule angemeldet, was nur dem sonderbar vorkommen kann, der nicht weiß, welches Gedränge um Schulplätze an besseren und ein bißchen alternativen Schulen herrscht.
Meine Eltern haben sich die Entscheidung, mich in sechs Jahren nicht in eine normale Staatsschule zu schicken, wirklich nicht leicht gemacht. Politisch gesehen, sind sie nämlich sehr dagegen und finden es richtig, daß Kinder aller Schichten und Klassen miteinander in eine Klasse gehen, um von vornherein füreinander Verständnis zu bekommen.
Aber meine Mutter hat dann gemeint, daß wir ohnehin in einer »Scheißbürgergegend« wohnen, wo ich in der Staatsschule gar keinen Querschnitt durch die Klassen und Schichten, sondern nur »bürgerliche Stücke« um mich hätte. Und da hat mein Vater dann gemeint, daß es im Interesse des Klassenkampfes sogar besser sei, mich alternativ einzuschulen. Da wird mir nämlich nicht schon im Kindesalter das Rückgrat gebrochen, da kann ich mich ordentlich fortschrittlich entwickeln. Und wenn ich dann die Schule hinter mir habe, bin ich schon so groß und stark und selbstbewußt, daß ich den Kampf gegen die Zustände aufnehmen kann.

448. Tag

Abgesehen davon, daß ich heute zum ersten Mal ohne hilfreiche Hand ganz allein einen Raum aufrecht durchquert habe – was ein sehr stolzes Gefühl ist –, habe ich seit voriger Woche eine Kinderfrau, weil meine Mutter wieder ihren Beruf aufgenommen hat. Mein Vater hat in der letzten Zeit damit geliebäugelt, seinen Beruf aufzugeben, um ausschließlich für mich und die Haushaltsführung zuständig zu werden. Diese nette Idee war aber leider aus finanziellen Gründen nicht in die Tat umzusetzen, weil man meiner Mutter für ihre Arbeitsleistung weit weniger bezahlt als meinem Vater für die seine. Es wäre ein Hungertuch geworden, an dem wir hätten nagen müssen!
Aber was meine Mutter verdient, geht jetzt zu neunzig Prozent auf das Kinderfrauengehalt drauf (inklusive Sozialversicherung und andere Arbeit-

geberabgaben). So gesehen, wäre es ökonomischer, meine Mutter würde mich weiter betreuen. Aber sie sagt, wenn sie ihren Beruf nicht gleich jetzt wieder aufnimmt, dann ist sie weg vom Fenster und hat den Anschluß verpaßt und kriegt in ein paar Jahren keinen Job mehr, der Aussichten auf Aufstiegschancen hat. Und dann wird sie eine unausgefüllte Person und fällt mir zur Last, weil sie ihre ganze Unausgefülltheit in die Kindererziehung stecken und mir damit sehr auf den Nerv fallen würde.
Ich rechne damit, daß ich bald eine andere Kinderfrau haben werde. Und daß die nächste auch nicht die letzte sein wird. Meinen Eltern paßt die Art, in der ich da fremdbetreut werde, überhaupt nicht. Es ist nämlich so, daß sie jetzt schon sehr schief schauen, weil die Kinderfrau immer sagt, daß ich »ein braves Mädi« sein soll. Und mir alles verbietet. Und nicht mag, daß ich mit den Händen in den Spinat patsche. Und auf den Topf setzt sie mich auch andauernd.
Wenn das so weitergeht mit dieser Rollenfixierung und dieser Analfixierung und dieser grauslichen Triebsublimierung, ist die ganze schöne freie Aufzucht, an der meine Eltern so schwer gearbeitet haben, im Arsch!
Mir wäre am liebsten, mein Vater würde mich großziehen. Eine amerikanische Studie hat nämlich ergeben, daß Kinder, von Vätern betreut, einen viel höheren IQ entwickeln als weiblich umhegte Kinder. Und ein gewisses Leistungsbewußtsein, das muß ich ehrlich zugeben, macht sich – weiß der Kuckuck wieso – schön langsam in mir breit.

PS: Eben habe ich laut und deutlich mein erstes Wort ausgesprochen. RIESENWASCHKRAFT habe ich gesagt! (Seit ich eine Kinderfrau besitze, schaue ich regelmäßig das TV-Nachmittagsprogramm an.)
Somit bin ich also sprechend geworden und geistig-verbal in eine Entwicklungsphase getreten, die mir die Aufzeichnung von weiteren Tagebuchnotizen nicht mehr gestattet.

Franziska Gronau
Kinderwunsch im sauren Regen
Erfahrungen einer Therapeutin

»Den Menschen allen sind / Die Kinder ihre Seele.«
Euripides

Unsere Generation, also die, die 1968 zwanzig bis dreißig Jahre alt waren und versucht haben, neue Formen des Zusammenlebens zu entwickeln, wir sind alle an unsere Grenzen gestoßen. So haben sich die Eltern eines Kinderladens, den ich kenne, bis auf ein Ehepaar alle getrennt, haben Therapien gemacht und sind jetzt an einen Punkt gekommen, wo sie, zum Teil mit jüngeren Partnern, wieder neu anfangen und nochmals Kinder haben wollen, aber diesmal mit einer anderen Perspektive.

Einer unpolitischen?

Ich weiß nicht, ob sie ganz unpolitisch ist. Es ist ein langer Marsch – nicht durch die Institutionen, sondern durch die Generationen.

Aber da wiederholt sich doch nur ein altes Muster. Fängt nicht jede Generation damit an, die Erziehungsschäden zu beheben, die die Eltern angerichtet haben, und richtet damit neue an?

Nein, das war in diesem Jahrhundert etwas Neues. Wir waren der erste Gegenschlag gegen unsere autoritär indoktrinierten Eltern, die sozusagen nach Stundenplan ernährt haben. Ob es auch diesmal ein Gegenschlag ist, weiß ich nicht. Vielleicht ist es mehr ein Weg nach innen. In dem ganzen Kinderkriegen liegt ja auch ein Rückzug, selbst wenn der Anspruch aufrechterhalten wird, die Welt zu verändern, zu verbessern. Und ich glaube, dieser Anspruch besteht wirklich noch, wenn man heute ein Kind kriegt, wenn man eine Hausgeburt macht oder sich in Stillgruppen zusammenfindet. Das ist dann zwar weniger ein politischer als ein alternativer, vielleicht ein grüner Anspruch.

Ein bißchen verkümmert, oder? Kann man generell sagen, daß der Kinderwunsch in unserer Generation und Schicht zugenommen hat?

Ich verfüge über keine Zahlen. Aber subjektiv habe ich den Eindruck, daß es um mich herum von Kindern nur so wimmelt. In den letzten drei Jahren begann das ins Kraut zu schießen.

Und hat sich die Begründung dafür, Kinder haben zu wollen, geändert?

Nach meinen Erfahrungen wird das nicht weiter begründet, man kriegt eben Kinder. Und ich erlebe oft mit, wie sich das entwickelt. Manchmal ist es die Krönung einer Therapie.

Oder ein Betriebsunfall? Ist das normal?
Ein Betriebsunfall ist es, wenn es am Anfang der Therapie passiert. Wenn jemand seinen eigenen Wunsch, Kind zu sein, in das Kinderkriegen projiziert, dann sehe ich darin einen Widerstand, einen Versuch, das Erwachsenwerden zu blockieren. Anstatt für sich selbst Verantwortung zu übernehmen, will man durch ein Kind hilflos werden. Das wäre ein regressiver Kinderwunsch. Aber wenn der Kinderwunsch nach einer gewissen Entwicklung kommt, ist das sehr oft ein Schritt nach vorn: die Bereitschaft, sich aus dem Narzißmus heraus auf eine andere Person hin zu erweitern und etwas zu geben, was man selbst vielleicht nicht bekommen hat – wenn man also gerade aus dem Mangel, den man in der therapeutischen Arbeit erfahren hat, die Stärke gewinnt, diese Erfahrung an ein neues Wesen weiterzugeben, wo sie voll anschlagen kann.
Das leuchtet ein – aber eigentlich unabhängig von der Zeit und der Generation. Gibt es für die letzten Jahre nicht auch spezifische Motivationen? Möchte man vielleicht an dem neuen Leitbild der Übermutter partizipieren, das von der Frauenbewegung und der Indianerbewegung aufgebaut wird – oder wäre das schon eine Überinterpretation?
Sicher trifft das, was Jean Liedloff schreibt, auf breite Zustimmung. Ihr Buch *Auf der Suche nach dem verlorenen Glück* stützt eine neue Ideologie, die Sinn stiftet und verschiedene Bestrebungen in sich vereinigt: Empathie mit den Indianern, die jüngsten Entwicklungen der Frauenbewegung, die Orientierung auf ein mythisches Frauenbild – man besinnt sich auf die Macht der Frau, neues Leben zu schaffen, und will das auch selbst erfahren, aber in anderer Weise, als unsere Mütter es getan haben: Es kann also durchaus ein emanzipatorisches Kinderkriegen sein. Unsere Mütter kriegten ihre Kinder ja mehr in der Eigenschaft als Kuh – naja, das ist ein bißchen hart, aber das Bild, das sie uns vermittelt haben, war doch, daß die Frauen gar nicht die Wahl haben, sondern eben Kinder kriegen müssen und sich selbst dabei aufgeben. Oder sie weigern sich und spalten sich. Heute dagegen wollen die Frauen im Kinderkriegen ihre Identität finden: Geburt als Selbsterfahrung, ja als eine Art Körperekstase – das wird neuerdings sehr stark propagiert. Manche erleben's ja auch, aber viele erleben es nicht und sind dann sehr böse und beklagen sich, daß in der Geburtsvorbereitung nie erwähnt wurde, daß es auch weh tut. Jedenfalls spinnt sich schon eine wahre Romantik um das Austragen, Gebären und Stillen.
Spielt auch der Wunsch mit, etwas Heiles herzustellen in einer unheilen Welt?
Ja, ich beobachte in meiner Arbeit oft, daß das Erleben der eigenen Verletztheit, das in der Therapie deutlich herauskommt, in Bezug gesetzt wird zur allgemeinen Verletztheit der Natur und daß sich dann eine gewisse Hilflosigkeit regt: Was kann ich als Einzelner da schon tun? In der Therapie

zeigt sich dann, daß ich in meinem Leben sehr wohl noch etwas aufbauen kann, daß ich durch diese Schmerzen hindurchgehen kann, und dann wächst nochmal ein Raum in mir, dann kann auch die Idee entstehen, mit dieser großen Erfahrung des Gebärens eine Art Rehabilitation zu leisten, etwas Positives zu schaffen und die eigene Verletztheit, den eigenen Mangel in etwas Produktives umzulenken. Ich sehe immer deutlicher den Zusammenhang zwischen dem Mitleiden mit der kranken Natur, das auch ein Erleben dieser Krankheit in der eigenen Person ist, und dem Wunsch nach Heilung von dieser Krankheit, indem man sich ablöst, wächst, ein Kind bekommt. So wie die Tannen, die sterben, ja auch unglaublich viele Tannenzapfen in die Welt setzen . . .

Das nennt man wohl generisch krank, und den Tannen hilft das nicht zu überleben, solange sich die Umweltbedingungen nicht ändern.

Sicher, die Bereitschaft zur Reproduktion, zum Kinderkriegen ist nicht unbedingt die Heilung, aber dieses Ja zum Leben findet sich oft gerade bei Leuten, die vorher Nein gesagt haben. Darin sehe ich eine respektable Motivation, ein Kind zu kriegen, und das ist für mich auch oft ein positiver Abschluß einer Therapie.

Können Sie das an einer Fallgeschichte zeigen?

Ja, da war eine Frau, Soziologin und etwa dreißig Jahre alt, die eine fast mystische Einheit mit den Schmerzen der Natur erlebt hat. Zunächst konnte sie sich überhaupt nicht vorstellen, daß sie ein Kind will, das lag nicht im Bereich ihrer bewußten Motivationen. Sie sah sich als Einzelperson, als jemand, der sich aktiv an Kämpfen beteiligt, zum Beispiel in Brokdorf. Das Unterhöhlende an so einer Therapie ist aber nun, daß manchmal das Neurotische einer solchen Motivation herauskommt: man versucht, die eigene innere Spannung nach außen zu lenken und sich zu entlasten, indem man kämpft. Das ist oft auch die Haltung, die dann die Provokationen hervorruft und die kaputten Köpfe, aber nichts wirklich ändert. Bei dieser Frau jedenfalls, die ganz militant dabei war, auch in der Frauenbewegung, trat am Ende der Therapie eine Wandlung ein: sie begann sich einzufühlen in die Wachstumsrhythmen der Natur und spürte den Mut in sich, selbst etwas wachsen zu lassen, und das traf zusammen mit einer ungewollten Schwangerschaft. Nun war es ihr auf einmal nicht mehr möglich, dieses Kind abzulehnen. Es kam ein Schwenk in die andere Richtung, ein volles Eingehen auf die neue Ideologie – *natürlich* Geburt nach der sanften Methode, *natürlich* Stillen, also das ganze Repertoire der Alternativbewegung, das jetzt in diese Bereitschaft, ein Kind zu bekommen, einging. Das landet dann irgendwo in einer Sackgasse; wenn man ein Jahr oder auch zwei Jahre stillend zu Hause ist, wird der Kreis doch sehr klein, und dann wird einem plötzlich klar, daß nicht alle Bedürfnisse erfüllt sind. – In einem andern Fall war es so, daß die Frau sich entschieden hat, sich nicht fortzupflanzen. Sie sagte sich: Ich bin

jetzt schon vierzig, meine Lebenssituation ist nicht so, daß ich mir das wünschen würde, ich sehe andere Wege, mich einzusetzen für das Leben, als selbst in die Welt zu setzen. Ich will mehr politisch arbeiten, ich will mich bei den Grünen engagieren. Sie machte Gruppen für Leute, die sich über Ernährung und Diät informieren wollten. Das war ebenfalls eine verantwortliche Entscheidung. Meistens ist es aber so, daß die Therapie bei Frauen ein Kinderwunsch entsteht und vor allem die Abtreibung fragwürdig wird.

Würden Sie generell sagen, daß die psychischen Barrieren gegenüber Abtreibungen zugenommen haben?

Ich glaube schon; ich habe auch gehört, daß es bei Beraterinnen von Pro Familia überdurchschnittlich viele Fälle von Unterleibskrebs geben soll. Gut, wie weit hier Seele und Körper zusammenspielen, wissen wir nicht. Doch zu denken gibt mir das schon. Das höhlt sich sozusagen von innen aus. Für jede Frau, die sich selbst ein wenig bewußter wird, ist eine Abtreibung schwierig. Ich glaube, wenn die Frau die Verantwortung selbst übernehmen und das mit einem Arzt regeln könnte, dann wäre auch die Abtreibung zu ertragen. Aber so, wie das organisiert ist, daß die Verantwortung an den Berater abgegeben wird und der sie dann auf seine Schultern lädt, weil er meint, daß die Person vielleicht nicht fähig ist, allein damit zurechtzukommen – da stimmt etwas ganz grundlegend nicht.

Man könnte also sagen, daß die Lockerheit, mit der man lange Zeit mit dem Paragraphen 218 umgegangen ist, mehr und mehr verschwindet?

Ja, gerade bei den Leuten, die beruflich damit umgehen, ist fast eine Verunsicherung eingetreten.

Liegt das an der Erfahrung oder daran, daß jetzt eine ganz andere Generation auftritt? Die 68er-Generation und die Erdmutter-Generation unterscheiden sich ja sehr stark.

Die Frauen, die ich kennenlerne, sind nicht unbedingt immer gleich Erdmütter, die haben auch eine Menge Arbeit, um diese Breite in sich herzustellen. Aber es war nicht die Sache dieser jüngeren Frauen, den Schwangerschaftsabbruch durchzukämpfen; die finden das vor und können es deshalb leichter in Frage stellen. Im Moment ist es halt auch schick, mal den anderen Weg zu gehen, vielleicht weil es möglich ist, Ja zu sagen, nachdem das Nein möglich geworden ist. Vorher war ein Nein überhaupt nicht drin, aber jetzt gibt es eine neue Freiheit, Ja zu Kindern zu sagen. Das ist auch ein Aspekt der ganzen Kinderwelle.

Steht das auch für eine neue Einstellung gegenüber der Sexualität? Wenn man einmal zurückdenkt: 1968 hüpfte man doch unter einem permanenten Zwang von einem Bett ins andere . . .

Das *war* aber auch ein Zwang. Das war eine Vergewaltigung. Das fand im Kopf statt, die Idee, daß das möglich sein muß – aber die Tatsachen waren sehr oft vergewaltigend für die Gefühle und die Körper. Dann kam die

Welle der Sensibilität, und alle hüpften in die Therapie. Da kam dann wieder hoch, wie sehr man sich verletzt hat damit, daß man zum Beispiel nicht gewartet hat, bis man sich sicher fühlte, sondern – gerade als Frau – nicht zickig sein wollte, mit ins Bett ging, schwanger wurde, abtreiben ließ; und der Typ hat das gar nicht registriert, hat gesagt, das ist deine Sache, du bist ja schließlich emanzipiert, und all solche Dinge, die ja unglaublich weh tun, wenn man sich der Erfahrung wirklich öffnet.

Es ist gleichwohl überraschend, daß es damals nicht mehr Schwangerschaften gab. Liegt das an dieser Auffassung der Sexualität als Leistungssport?

Ja, ich sehe da schon einen Zusammenhang. Bei Frauen ganz sicher. Frauen werden leichter schwanger, wenn sie sich körperlich mehr öffnen können in der sexuellen Erfahrung. Und wenn man seinem Körper gegenüber sensibler geworden ist, wird es auch als eine Verletzung erfahren, abtreiben zu lassen. Zu dieser veränderten Einstellung gegenüber der Sexualität kommt nun also die neue, ethnologisch gestützte Bewertung von Schwangerschaft, Geburt, Stillen. Das alles mag den heutigen Kindersegen zum Teil erklären.

Und wie sollen die neuen Kinder aussehen?

Ich habe den Eindruck, daß sie nicht mehr so ideologisch festgelegt werden wie die Kinder der Jahre um 1968. Sie müssen nicht mehr im Kollektiv leben oder die sexuelle Freiheit verwirklichen, die die Eltern nicht schaffen. Die Kinder werden lange gestillt und haben dann meistens großen Charme.

Gibt es da nicht auch neue Projektionen? Wenn ich ein Kind kriegen will, um dieser schrecklichen Welt etwas Heiles entgegenzusetzen, dann muß ich mir ja auch vorstellen, wie dieses Heile nun aussehen und was es ausrichten soll.

Naja, das soll natürlich ein bißchen ein Messias werden. Ich denke manchmal, daß das auch eine schwere Last sein kann, so ähnlich, wie wenn einer geboren wird, um das Geschäft des Vaters zu übernehmen. Für ein Kind, das geboren wird, um ein besserer Mensch zu sein, kann das eine arge Belastung sein – vielleicht noch nicht, wenn es erst drei oder vier ist, denn die sind ja sowieso noch bessere Menschen, aber wenn es sechzehn oder siebzehn ist. In Gesprächen mit jungen Leuten dieses Alters habe ich festgestellt, daß sie es als schwere Bürde empfinden, wenn sie vom Kommuneleben hören oder von Hausbesetzungen. Ich denke da an eine junge Dame, die in höchste Verzweiflung verfällt, wenn sie sich vorstellt, daß sie so etwas bringen sollte, daß sie soviel Standvermögen haben sollte, gegen alles anzugehen, was sie als festgefügt in der Gesellschaft empfindet. In der letzten Zeit hatte ich mehrere Gespräche mit jüngeren Leuten, die in die Therapie wollen, weil sie sich überfordert fühlen von dem alternativen Erwartungsdruck: wenn man jung ist, muß man radikal sein. Für die Kinder kann es also eine Belastung sein, wenn sie nicht den Raum kriegen, so zu sein, wie sie nun einmal sind.

Solche Erwartungen kommen ja auch noch von einer andere Ecke her: der pädagogische Druck seitens Erwachsener, die – mit Piaget u. a. – genau wissen, was man mit drei Jahren können muß und mit vier noch nicht können darf usw. – die werden doch alle auf einen Semmelrost gelegt!
Ich stelle mir vor, daß es für ein Kind, das bis drei gestillt worden ist und dann auf einmal in so ein System hineingerät, ein arger Schock ist, der vielleicht genauso neurotisierend wirkt wie die bisherige Praxis, falls die Eltern nicht einen vollen Überblick haben und dem Kind die Freiheit und den Raum zum Heranwachsen geben – was aber schwierig ist, wenn man das Schulsystem anschaut. Denn spätestens mit sechs kommen sie auf den Semmelrost. Bis dahin kann man's noch hinauszögern, aber dann ist es unumgänglich. Dann geraten die Kinder zwischen zwei Mühlsteine: die Erwartungen der Eltern und die Anforderungen der Schule.
Gibt es einen Unterschied zwischen Kindern, die '68 geboren wurden, und Kindern, die '82 geboren wurden – sind die einen politischere Kinder, die anderen heilere Kinder?
Schwer zu sagen, die sind noch zu klein.
Ich meine, von den Erwartungen der Eltern her.
Ich habe den Eindruck, daß die jüngeren Eltern – Anfang bis Ende zwanzig – weniger politische Projektionen haben, und wenn, dann die Projektion, daß das Kind dieser heile Wilde sein soll; aber ich glaube nicht, daß das so bewußt abläuft. Diese Eltern sind ja mehr auf den Trip »Kind als Selbstverwirklichung«, und das ist für das Kind sicher auch eine Hypothek. Denn das Kind will sich ja auch selbst verwirklichen, und vielleicht anders, als seine Eltern wollen. Das könnte schon zu Differenzen führen, zum Beispiel dazu, daß die Kinder länger gestillt werden wollen, als die Mütter sich das vorgestellt hatten. Manche stellen sich vor: ein Jahr, und dann habe ich wieder meine Freiheit. Aber wenn das Kind ein Jahr gestillt worden ist, will es oft nicht mehr aufhören.
Tatsächlich?
Ja, das höre ich allenthalben. Es hat dann die Tendenz, bis fünf zu gehen. Es kommt jetzt immer häufiger vor, daß Kinder schon laufen und noch gestillt werden. Da gab es ja auch einen Fall vor Gericht, wo die Mutter durchkämpfen wollte, daß sie die Vergünstigung für stillende Mütter auch noch bekommt, wenn das Kind über sechs Jahre alt ist. Das Gericht hat dann sechs Jahre als Grenze festgelegt.
Wie erklärt sich denn diese Verhaltensänderung bei den Kindern?
Ich glaube, daß die Kinder schon das machen, was Jean Liedloff beschreibt, nämlich das natürliche Kontinuum spüren und ausbeuten. Aber bei einem wirklich natürlichen Kontinuum kommen für das Kind auch Anreize, die es von der Mutter wegziehen. Da gibt es zum Beispiel die peer-group, in der das Kind mitläuft und seine Abenteuer erlebt, wie bei den Indianern, auf die

sich Jean Liedloff bezieht, wo die Kinder ihre eigenen kleinen Tiere erlegen, sie selber braten und essen – da wird die Brust immer uninteressanter. Aber in einer Stadtwohnung, wo das Kind kaum ein Eigenleben entwickeln kann, gibt es zwar das Kontinuum von der Mutter her, doch die Gesellschaft bietet ihm keines an; sie kommt dem Kind nicht entgegen, damit es in sie hineinwachsen kann. Ich vermute deshalb, daß die Symbiose mit der Mutter zu lange dauert und daß das für das Kind zu Konflikten führt. Die Mutter bekommt ein Übergewicht im Erleben des Kindes.

Geht die längere Stillzeit auf die Initiative der Mütter oder auf die der Kinder zurück?

Das machen die Kinder. Nach allem, was ich erfahre von Frauen, die ich kenne oder mit denen ich arbeite, lassen sich die Kinder nicht abstillen. Man ist ja heute sensibler für die Bedürfnisse der Kinder, man will sie auch nicht schreien lassen. Wenn nun so ein Kind schreit, weil es Hunger hat, wird es eben gestillt. Es schreit aber immer wieder und verlangt nach der Brust – da wäre es für die Mutter ein sehr brutaler Akt, es plötzlich zu frustrieren und zu sagen: jetzt nicht mehr, jetzt ißt du Hipp- oder Gerber-Mus. So läßt das Kind halt den Hamburger stehen und sucht weiter nach der Brust.

Ist das eher das Problem der Mutter oder des Kindes?

Ich weiß jetzt noch nicht, wie das für die Kinder aussehen wird, wenn sie heranwachsen. Aber ich stelle mir vor, daß es von einem Kind irgendwann verkraftet werden muß, auf diese Mutter, die die ausschließliche Quelle seiner Nahrung ist, so fixiert zu sein und so abhängig von allem, was sie erlebt.

Cora Stephan
Umstände halber
Schwangerschaft und Sinnlichkeit

Am Tag zuvor hatte das Wetter noch heimtückisch unserer trüben, verhangenen Stimmung die Spitze aufgesetzt, doch schon in der Nacht räumten Sturmböen solche Befindlichkeiten hinfort. Allerhand sonst kaum wahrgenommene Dinge setzten sich in Bewegung; es werden Laub, Papier, Pappkartons gewesen sein, die durch den Windkanal aus hohen Häusern und engen Gassen rasten. Im vierstöckigen, schmalbrüstigen mittelalterlichen Haus – einige seiner Steine sollen dort schon seit tausend Jahren stehen –, einer Rheumahöhle noch im Spätfrühling, hörte sich das an wie das Trappeln von Horden wilder Hunde, die stumm und zielbewußt einem verabredeten, geheimnisvollen Ort zustrebten. Der Mistral ist ein Scharfzeichner; grell und klar waren die Konturen der Mittelmeeralpen, als wir abreisten, die branchenüblichen Eindrücke von ungebremster Natur und ungehemmtem Bautrieb wohlverdienender Freunde der Provence im Gepäck sowie einige Manuskriptblätter, Frucht einer Vermischung von Anspannung und Entspannung, Frankfurt und Urlaub. Thema ausgerechnet: »Schwangerschaft und Sinnlichkeit«.
Jeder weiß, wie unsinnlich ein Schreiben über Sinnlichkeit ist, und ein sinnenfroher Urlaub erhöht nicht den Bedarf nach seiner klappernden Kommentierung. Folgerichtig brach die Schreibmaschine nach den ersten acht Seiten zusammen, und wie ein Fingerzeig Gottes erfaßte kurz vor der Abreise eine Bö die vor dem Auto abgestellte offene Korbtasche, die neben Pässen und Landkarten auch das Manuskriptfragment barg, und wirbelte den Inhalt vom Kirchplatz herunter bis in die Unterstadt.

Modelle 1

In jener provenzalischen Gegend war ich bereits früher einmal, mit H., einem Menschen ohne selektive Wahrnehmung, der sich der Fülle von Eindrücken keine Sekunde entziehen kann. Deshalb hat er es im Leben zu nichts gebracht, ist aber der beste Reisebegleiter für Menschen, die ihre Scheuklappen brauchen, aber manchmal fürchten, sie könnten festwachsen. Mit ihm habe ich seit Jahren immer wieder Häuser betrachtet, in Bad Nau-

heim zum Beispiel, in der Wetterau oder im Odenwald. Lieber noch aber alte Steinhäuser im Süden, unter denen wir weitläufige Kellergewölbe vermuten konnten, Geheimgänge von einem Haus zum anderen, Eingänge auf verschiedener Höhe, mindestens drei Terrassen für die entsprechenden Sonnenstände, mit großen Küchen und vielgestaltigen Kaminen, umgeben von alten Oliven-, Maronen- und Feigenbäumen auf einst kultivierten, mauerumsäumten Gartenterrassen an den Ausläufern der Cevennen. Oder maurische Chateaus, Villen mit herzförmigen Swimmingpools, gespeist von echtem Quellwasser und überragt von echten Felsen, auf denen man sich die jeweilige Pin-up-Lorelei denken konnte, Häuser mit gepflasterten Innenhöfen, Treppen zu tüllumwehten Boudoirs und Stufen zu rosenumwachsenen überdachten Kaminplätzen, mit Türmchen, die bei Mistral den Blick auf die Côte d'Azur erlaubten.
Nicht nur der Neid plagte uns stets bei der Betrachtung dieser Umhüllungen menschlichen Daseins, sondern eher ausschweifende Phantasien, wie wir sie füllen würden: Pflanzen, Tiere und Kinder.
Beauvoir und Sartre frequentierten Hotelzimmer. Schreiben kann man angeblich auch im Café Laumer. Häuser aber brauchen Kinder. Wir hatten sogar schon das dritte in Erwägung gezogen, falls blonde Haare und blaue Augen als rezessive Faktoren bei den ersten beiden hoffnungslos unterlegen wären.

»Wer träumt, sündigt nicht.«
Lewis Carroll, 1888

Wer glaubt, wir hätten nun die nächste Immobilienagentur oder auch nur die Matratze im obersten Stock des ebenfalls alten, aber sonnenarmen und erheblich zu kleinen gemieteten Ferienhauses angesteuert, um solche Träume wenigstens ein bißchen an die Realität heranzurücken, täuscht sich. Vielleicht auch über den Grund unserer Unterlassung.

Fragment 1
Über den Einsatz der Geschlechtsorgane als untaugliche Mittel

Mitten im Reich der Schatten, wo die Totgeborenen sind, soll man nicht das Leben suchen. Darüber irrten sich Johanna und Aberhart.
Sie stand allein. Er trat hinzu, das Gesicht verschlossen, damit es nicht verlorengehe. »Meine Seele habe ich eingemacht«, gestand er ihr, »damit sie nicht verdirbt lang vor der Zeit.« Staunend betrachtete sie seine Rüstung, die er als Konservendose ausgab. Soviel Mühe, die zugleich so bescheiden auftritt! Das mußte etwas verbergen. »Ich habe einen Panzer«, sagte sie. »Der hält mich zusammen. Der bewacht meine Unschuld. Der Schmutz der Welt

dringt nur bis zu dieser äußeren Hülle.« So luden sich zwei ein, einander zu ergründen: »Komm mir nah, wenn du kannst! Ich locke dich mit meiner verborgenen Seele – doch das Blech, der Panzer seien davor!«
Man kann sich denken, daß sie es versuchten. Welche Herausforderung! Welch Preis dem Sieger!
Erst das Florett im Wortgefecht. Unter den äußeren Turbulenzen blieb die Seele ungerührt. Dann Balladen vor dem Balkon. Die Dame winkte gelangweilt herunter. Als auch seine Musik nicht mehr bewegte als ihre Glieder, zog Aberhart sein Schwert. »Das hat Zauberkraft«, versicherte er.
Und sie erschrak. Ob auch er, ist nicht überliefert.
Stößt man mit Lanzen zu einem Geheimnis vor? Soll dort, wo das hinreicht, die Seele sein? Ist das die Brücke von Herz zu Herz? Dann ist Blech wohl nur Blech und keine bescheidene Umhüllung einer Kostbarkeit. Wo Aberhart das Schwert führte, errichtete Johanna eine Mördergrube.
Eine Ahnung blieb, was hätte sein können. Aber im Reich der Schatten gibt niemand dem Körper, was des Körpers ist, und der Seele, was der Seele ist. Körper bewegen sich, um Seelen zu erobern. Seelen werden bewegt, um Körper gefügig zu machen. So kommen beide nicht zueinander.
Doch schmerzhaft ist der Aufeinanderprall zweier gepanzerter Körper allemal. Er hinterläßt mindestens Dellen, klaffende Nähte, verwundbare Stellen. Auch der Schmerz von Stoß und Widerstand kann Seelen bloßlegen. Wie jämmerlich Aberharts Konservendose aussah, als die Monate vergingen! Wie traurig Johannas Panzer, der sich zunächst noch geschmeidig erwiesen hatte!
Als Johanna Aberharts Schwert ein untaugliches Mittel genannt hatte, ebbte sein Sturm auf ihre Bastion ab. In der plötzlichen Stille über der ausgeglühten Ebene betrachteten beide schaudernd das Schlachtfeld und rafften die verbleibenden Bestandteile ihrer Gehäuse an sich. »Ich will meinen Panzer wieder haben«, sagte sich Johanna. »Dann will ich dich mit seiner unverletzten Pracht wohl blenden.« Doch Aberhart hatte das Trümmerfeld längst verlassen. »Laß andere deine Rätsel raten«, rief er ihr von weitem zu.

Vorhalt 1

Aus: »Liebe als Passion«. Rezension des gleichnamigen Buchs von Niklas Luhmann (Frankfurt am Main 1982) durch Karl-Otto Fromms, in: *Blätter zum Zeitgeist*, Neue Folge, 3. Jg. 1983, H. 1, S. 23 ff.:
»Wenn Niklas Luhmann entwickelt, wie ›Liebe‹ zu unterschiedlichen Zeiten und in unterschiedlichen Gesellschaften über einen je eigenen Code verfügte, so möchten wir für die heutige Zeit polemisch behaupten, sie handhabe keinen elaborierten, sondern einen höchst restringierten Code.

Eine ganze Generation zog 1968 aus, um aus der natürlichsten die einfachste Sache der Welt zu machen. Sexualität solle ohne Angst geschehen, nach Maßgabe des Bedürfnisses danach, wie man auch ein ›Glas Wasser‹ zu sich nehme. Schwierigkeiten bei dieser Bedürfnisbefriedigung unterlagen dem Prinzip der technischen Machbarkeit; so fanden sich nicht nur Wilhelm Reich, sondern auch Oswalt Kolle neben manchem Kommunebett. Liebe, Erotik, Sinnlichkeit, Fruchtbarkeit: dies alles wurde von der Sexualität abgetrennt, galt doch Erotik als verkommene bourgeoise Doppelmoral, war Liebe nur als freiheitsberaubende eheliche Bindung vorstellbar und erschien Fruchtbarkeit als unangenehme Folge, die dem ›Eigentlichen‹ hindernd im Wege stand und daher auszuschalten war.

Zusammengehöriges aber strebt zusammen, das Schwert zerschlägt den Knoten nur, damit die Enden neu zusammengefügt werden. Doch welch verkehrte Welt! Die ›neuen Kinder‹ scheinen nicht mehr natürliches Ergebnis der liebevollen Hingabe zweier Menschen zu sein, sondern fremden Zwecken zu dienen: der weiblichen Selbstverwirklichung, wie es oft heißt, oder der Aufwertung einer nicht mehr sinnstiftenden Bindung. Sexualität wiederum soll Kommunikation ersetzen, wo diese auf anderen Ebenen nicht mehr möglich ist.

Auf Trennungen folgen Vermischungen. Die heutige Kultur zeichnet sich durch eine ungeheure Sinnüberfrachtung einst leichtfertig entwerteter Bereiche aus.

Das rächt sich mit emotionaler und physischer Impotenz. Auch der Mann beginnt heute, sich mißbraucht zu fühlen: als unverbindlicher Bettgespiele ebenso wie als ungeliebter Zahlvater – zumal er nie weiß, in welcher Rolle er gerade gefragt ist. Er will wieder erobern, aber die Beute soll kostbar sein, für die er sich müht. Er will wieder das Spiel mit dem Feuer spielen, das Risiko genießen, sich selbst aufwerten durch die Hochschätzung der Frau. Ist sie ihm nicht unendlich überlegen mit ihrer Fähigkeit, neues Leben zu schenken? Will er nicht an dieser großartigen Sache wenigstens dadurch teilhaben, daß der Weg, der dahin führt, dornenreich und steil ist, mühevoll zu erklimmen, und daß das Ziel nicht nur bereitwillig gewährt wird, sondern zugleich Lohn für eine seltene Anstrengung bedeutet?

Eine Prophetie sei gewagt: eine nächste Generation wird wieder entdecken, daß freizügig gewährte Lust spannungsarm bleibt, daß Angst, Verbot, Geheimnis unendlich mehr Reiz bieten als die unverbindliche Triebabfuhr. Ob dies mehr sein wird als eine neuerliche Mode, eine neuartige Weise des Konsums, hängt von der Entwicklung anderer Tugenden ab: Respekt, Reife, Ernsthaftigkeit . . . Diese gehören jedoch nicht zum Code der Gesellschaft, in der wir leben.«

Hätten unsere Freunde über H.s und meine Träumereien erfahren, wären wir sicherlich mit einer Fülle von Gründen für unsere Unterlassung beliefert worden.
Gerd, der ein praktischer Mensch ist und nach den lebbaren Möglichkeiten sucht, weiß über Häuserpreise bestens Bescheid. »Im Vogelsberg ist vielleicht noch was zu holen«, wäre seine Antwort, »aber je mehr Pflasterstrandredakteure sich dort ansiedeln wollen, desto geringer sind die Chancen. Die Côte d'Azur kannst du dir aus dem Kopf schlagen, vor zwanzig Jahren wäre in Südfrankreich noch was drin gewesen, aber heute . . .« – »Und wovon wollt ihr dort unten leben?« wäre der Einwand Giselas. »Wollt ihr über die Jahrmärkte tingeln oder euch unter die Tausende reihen, die deutschen Touristen Kunsthandwerkliches verscherbeln? Oder glaubst du, du kämst bei drei Kindern noch zum Schreiben?«
Irene hätte Bedenken parat, ob H. der verläßliche Partner für solch weitreichende Lebenspläne sei, und Annette würde mich des Verrats an unserem vielmals bekräftigten Beschluß bezichtigen, sich niemals unter die Knute der ersten Natur zu begeben. »Wir haben doch schließlich einen Kopf und nicht nur einen Bauch!« Für Rudolf ist die innere Reife das entscheidende Kriterium. Die würde er uns allerdings absprechen: »Ihr Kinder!« riefe dieser vielbeschäftigte Vater wahrscheinlich, der trotz seiner dargetanen Lebensweisheit ein Jahr jünger ist als H., »das sind idyllische Träumereien. Kinderhaben ist kein seliger Paradieszustand in mediterraner Sonne . . .«
Matthias würde einwenden, H. solle sich nichts vormachen, er liebe doch seine Freiheit über alles, und eine solche Bindung mit einer solchen Verantwortung . . . Achim würde ähnliches über mich vermuten und womöglich die Befürchtung hinzufügen, mit solchen Plänen müsse ja wohl eheliche Treue einhergehen, und das würde er zutiefst bedauern. »Soll etwas so Schönes nur einer gehören?« wäre auch Inges Kommentar, und Angelika würde mir empfehlen, die Erfahrung des Kindgebärens unter allen Umständen meinem Körper zuzufügen, mir den Vater und entsprechende Behausungspläne hingegen möglichst weit von selbigem zu halten.
»So etwas will reiflich überlegt sein« – das Schlußwort mag meiner Mutter gehören.
Alle haben recht, und dennoch verhindern diese vertrauten Bedenklichkeiten nicht, daß allerorts Kinder geboren werden – ohne das feigenbaumumsäumte Haus an der Ardêche; daß Häuser gekauft und bezogen werden, Landhäuser in der Toscana und Fachwerkhäuser im Vogelsberg – ohne die dazugehörigen Kinder. Daß Menschen ohne innere Reife Eltern werden, daß Bücher nicht geschrieben werden, weil Säuglinge gewickelt sein wollen, daß Glück dann doch keins ist. Alles kann man eben nicht haben.

Sybille hat einen Beruf und ein Kind, aber kein Haus, und einen »Kindsvater«, den sie auch dem Sozialamt verschweigt. Er spielt in ihrem Leben keine Rolle. Horst hat eine »phantastische Beziehung« zu einer Modezeichnerin, »alles ohne Ansprüche, sehr locker, aber durchaus intensiv«, ein Haus in der Toscana und kein Kind. Maria lebt auf dem Land und hat keinen Beruf, mit dem Vater ihres Kindes liegt sie seit zweieinhalb Jahren nur noch züchtig im Bett. Vera hat zwei Liebhaber und schreibt ein Buch. Ernst lebt in einer Wohngemeinschaft, in der Susanne 1 Kind, Albert 1 Haus, Sabine 1 Freund und Herbert 1-Night-Stands hat. Usw. usf.

»You can't have your cake and eat it.«
Victorianische Spruchweisheit

Vorhalt 2

Aus einem umstrittenen Referat von Maria Schubart, Diplom-Psychologin bei der Sybille-Meinrath-Stiftung in Kriftel bei Frankfurt am Main, auf einer Arbeitsgruppensitzung der Kölner Herbstuniversität für Frauen zum Thema »Lohn für Mütter« im Oktober 1982:
»Wie entstehen die kleinen Kinder? Eine immer schon schwierige Frage ist ratsuchenden Bezugspersonen heute nicht einfacher zu beantworten als früher. Versuchen wir es also gar nicht erst. ›Wenn der männliche Samen das weibliche Ei . . .‹ – dies klärt im Zeitalter der Spermenbänke, Leihmütter, Retortenbabies usw. keineswegs, wie denn jener zu diesem gelange. ›Wenn Klaus und Martina miteinander gevögelt haben‹ – diese aufgeklärte Antwort gegenüber einem aufgeklärten Kind wird unglaubhaft, denn unser alternativ erzogenes Wildgewächs wird sicherlich mitbekommen haben, daß die Frequenz solch lustvoller Begegnungen mit der häuslichen Kinderzahl nicht korreliert. ›Wenn Papa und Mama sich ganz, ganz lieb haben‹ – altertümlich, nicht wahr? Wo ist denn ›Papa‹ bei unseren alleinerziehenden Müttern, die einen ›Kinderwunsch‹ hatten und sich ›die Erfahrung der Schwangerschaft‹ gönnen wollten? Werden sie ihrem Kind sagen: ›Weil ich dich gewollt habe‹? Wird ihr Kind dann glauben, man müsse das nur richtig wollen, oder doch lieber wieder zur Idee des Klapperstorchs greifen?
Ich will mit diesem Beispiel aus meiner Praxis deutlich machen, welche Schwierigkeiten ich mit dem Phänomen der neuen Mütterlichkeit habe, das ja noch längst seinen Zenit nicht erreicht hat. Natürlich bin auch ich für einen staatlichen Lohn für Mütter. Nur halte ich das für eine Notlösung.
Ich erinnere mich mit Faszination und Schrecken an die ersten Feministinnen, die mir gegenüber ihren Kinderwunsch vertraten. Ich kannte das Argument bis dato nur von Männern, die bedingungslose Hingabe mit dem

Vorwurf einklagten: ›Du hast mir den Orgasmus und das Kind verweigert.‹ Kurz darauf erfuhr ich von weiblicher Seite, ich sei keine richtige Frau, wenn ich die ›Erfahrung der Mutterschaft‹ preisgäbe.
Diese glühäugigen Vertreterinnen des ›Rechts auf den eigenen Bauch‹ fakkelten denn auch nicht lange und schoben oder trugen bald das Produkt ihrer neuartigen Körpererfahrung durch die Gegend – unter lautem Wehklagen, wie ich zu meinem Erstaunen erlebte. Vergessen waren die stolzen Worte während der Schwangerschaft, vergessen, daß sie sich ›frei und selbstbewußt‹ zu ihrem weiblichen Potential bekannt hätten. Der Hinweis auf diese ›freie Entscheidung‹ entfachte vielmehr einen Sturm der Entrüstung. ›Frauen in dieser Gesellschaft . . .‹, hub es an, und erst ›Mütter in dieser Gesellschaft . . .‹!
Richtig. Die heutige Arbeitsorganisation ist auf die berufstätige oder gar die alleinerziehende berufstätige Mutter nicht eingestellt. Verschärft wird diese ohnehin üble Ausgangslage jedoch durch das ungeheure Anspruchsniveau, auf das sich ›neue Mütter‹ begeben haben. Die Rückführung aller Malaisen ›der Gesellschaft‹ auf das verunglückte kleinbürgerliche Erziehungsmodell hat die Generation, die es endlich besser machen wollte, vor schier monströse Anforderungen gestellt. Es soll vorgekommen sein, daß eine Schwangere des Egoismus gegenüber dem künftigen Leben geziehen wurde, weil sie die Risiken einer ›sanften‹ Hausgeburt scheute. Übereifrige Friedenspädagoginnen sollen gegeißelt haben, daß eine Mutter den Säugling – aus wohlbegründeten persönlichen Erwägungen – nicht länger als drei Monate stillen wollte. Angeblich soll auch des Karrierismus bezichtigt worden sein, wer – aus beruflichen Gründen – eine kirchliche Kindergarteninstitution der den Eltern mehr Mitarbeit abverlangenden Krabbelstube vorgezogen hat. Vergessen wir nicht Alice Millers Forderung nach der totalen, aufopferungsvollen Liebe – der Mutterliebe, selbstredend.
Kein Wunder, daß solchen Übermüttern häufig nur noch die Selbstdefinition ›Opfer der Gesellschaft‹ übrigbleibt – und der Ruf nach der helfenden Hand des Übervaters Staat. Denn Selbsthilfe hieße, den Mann wieder in die Überlegungen einzubeziehen. Nicht nur als Kindsvater, Zahlvater oder Hausmann, sondern als liebenden Erzeuger, als Gatte im emphatischen Sinn, so daß man auf Kindesfragen wieder antworten könnte: ›In Liebe und aus Liebe . . .‹« (Erregte Zwischenrufe, Verwirrung der Referentin, Abbruch des Referats.)

Fragment 2
»Lord above! Now he's gonna trick me with love!«

». . . damit du vernimmst, daß Männer und Frauen einander gering achten und daß nichts Gutes dabei herauskommen kann!«
Ohne eine Antwort abzuwarten, blieb Johanna lange auf ihrem Turm, die weite Ebene vor ihrem Blick. Ferne Staubwolken kündeten von weiterziehenden Karawanen, kein Hund bellte. Ob der Aufprall zweier gepanzerter Körper mehr hinterläßt als Blechschaden? Was war zerbrochen? Ihr Panzer schien ihr nun wichtiger, als was er barg, und sie verfluchte den, der ohne Maut die Brücke überquert hatte.
Wie ein Luftzug war er wieder da. Sie hatte das Blech nicht klappern hören. »Du versprachst mir eine empfindsame Seele, als du den Panzer erwähntest«, sprach er. »Wohlan.«
So wild ihr Scharmützel gewesen war, so zart war jetzt die Begegnung. »Vorsichtig und heiter auf den Schwanz des Tigers treten«, lautete das Orakel für den Tag. Diesmal erstarrten die Körper, als die Seelen sich bewegten und ein Bild entwarfen: von einer Weite, die durchquert werden wollte, von einer Oase, an der man schließlich anlangte, von Zeit und Raum für ungepanzerte Seelen, von warmen Winden, die fortwehen, was bedeckt, von Reichtum und Fülle.
Als Johanna zugreifen wollte, traf ihre Hand ins Leere. »Aber näher kann man sich doch nicht sein?« verwunderte sie sich. Aberhart aber sprach: »Das ist ein Naturgesetz von eherner Wirksamkeit. Je näher man herantritt, desto unschärfer wird das Bild. Sehe ich eines, sehe ich nicht das andere. Die Falte auf deiner Stirn teilt mir kein ganzes Bild mit, ich irrte mich denn. Hier, diese Hand ist schön. Aber dich kann ich nicht erkennen.«
So war eines gefunden und eins verloren. Schritte entfernten sich. Aus welchem Abstand ist das Bild am besten zu sehen?

Vorhalt 3

Unveröffentlichter Leserbrief von Jürgen Knülle zur Serie »15 Jahre ›Szene‹ – Bilanz alternativer Erfahrungen, linker Moral und revolutionärer Theorien«, in: *Pflasterstrand*, Frankfurts Stadtmagazin, ab Nr. 149 vom 15. Januar 1983 (Abdruck mit Genehmigung des Autors):
»Liebe Leute, was ich in der ganzen Serie, die ich eigentlich unheimlich wichtig finde, arg vermisse, ist das Thema ›Beziehungen‹. Hier hat sich doch wohl am meisten getan, davon ist jede(r) betroffen gewesen, und da haben wir vielleicht am meisten versagt. Wenn ich mir das so ansehe: da gibt's die lockere Beziehung, da gibt's die problematische Beziehung, da gibt's die

Projektehe und das Vögelverhältnis, und all die lachen wiederum über jene, die nach 15 Jahren pausenloser Beziehungstherapie (ob beim Profi oder bei Freund oder Freundin, ist da egal) jetzt heiraten und Kinder kriegen. Wir haben immer nach Aufhebung von Trennungen gerufen, totales Leben gefordert, und irgendwie ist das doch weniger als alles, was wir faktisch leben. Was bleibt, ist Angst. Ich denke manchmal, die rufen am lautesten nach Aufhebung von Trennung, die vor jeder scharfen Kontur, jeder Ecke und Kante, allem Andersartigen Angst haben. Die, die nicht zu Ende geboren sind, die sich nicht abgenabelt haben vom Mutterleib (sowas ähnliches schrieb der Theweleit, glaube ich), fürchten alles Fremde, andere. Es muß eingemeindet werden, ganz nah gemacht werden, angeglichen werden, dem Körper hinzugefügt sein, aufgehoben, indem ihm die Spitze gebrochen wird. Da wird dann schnell miteinander gevögelt, weil Spannung nicht auszuhalten ist, oder es wird regrediert am laufenden Meter, eine Seelenfreundschaft jagt die andere, und dann wundern sich die Leute, warum sie's nicht mehr miteinander können. Michel Seillans hat mal geschrieben: ›Liebe ist die Liebe zum anderen. Das andere ist nie nah. Wer Distanz und Trennung nicht erträgt, erlebt auch kein Zusammensein. Das Inzesttabu hat seinen guten Grund: Fleisch vom eigenen Fleisch zu lieben, bleibt unfruchtbar.‹ Die ganze Scene kommt mir manchmal vor wie eine inzestuöse Familie, das schwappt so vor sich hin, unheimlich freud- und lustlos. Ohne Höhen und Tiefen. Da werden Kinder ›gemacht‹, weil die Leute schreiend voneinander wegrennen würden, wenn sie sich zugeständen, welch irrsinnig großes Erlebnis das sein könnte. Aber das ist ja nicht handhabbar, das wäre ja ›too much‹, da bleibt man lieber cool und jammert in der Kneipe über Mangel an Liebe. Ja Liebe! Wäre ja furchtbar. Haben wir doch nicht gelernt, was das ist.

Ich kenne eine Frau, die hier in Friedberg durch die Gegend gezogen ist und den Typen, die sie angemacht haben, einfach nur gesagt hat: ›Klar kannst du mit mir ins Bett gehen. Du mußt dir allerdings darüber klar sein, daß das Folgen haben kann.‹ Die, die's kapiert haben, haben den Schwanz eingezogen und sind weggerannt. Ja was denn! Im vollen Bewußtsein von ›Folgen‹ miteinander bumsen? Es gab nur zwei, die sich die Mühe gemacht haben, die Frau vielleicht mal kennenzulernen. Naja. Ich habe erst mal keinen hoch gekriegt – unter dem Druck! Aber für mich war das eine ganz wichtige Erfahrung, die Einzelheiten will ich euch ersparen . . .«

Modelle 3

Die Bedenken und die Erfahrungen von Freunden und Bekannten waren, wie gesagt, nicht der Grund für H.s und meine Unterlassung. Oder doch?
Ein Cartoon von Claire Bretecher. Gespräch zweier Frauen. Worum es geht, kann man erahnen: etwas, das den Griff zum Orangensaft ratsam erscheinen läßt. Wie es mitgeteilt wird, bezeichnet eine ganze Welt: »Griseldis will sich die Spirale rausnehmen lassen.«
Ein anderes Beispiel. Auch Rudolf hatte mir eines Tages mitgeteilt, man habe sich »zum Kind entschlossen«. Das freute mich und war traurig zugleich, denn es bedeutete, daß er aus unserer gemeinsamen Welt heraustreten würde. Schockierender aber fand ich, wie er wenige Zeit später noch nicht einmal verlegen gestand, man habe, nachdem der Plan zum Kind einmal gefaßt worden sei, so oft »probieren« müssen, bis es »klappte«, daß »es« schon kaum noch Spaß gemacht habe . . .
Anne hatte ich lange Zeit nicht gesehen. Sie war es, mit der ich nachts auf einem Balkon unter südlichem Sternenhimmel und zirkulierenden Fledermäusen geschworen hatte, nie, nie würden wir das Joch der Schwangerschaft auf uns nehmen. Bei unserer jüngsten Begegnung hatte sie eine deutlich füllige Leibesmitte. Ich hätte sie fast umarmt, aber sie murmelte abwehrend und entschuldigend, es sei halt »passiert, und abtreiben mochte ich nicht«.
Daß sie von Liebe nicht redete, gar noch zu einem Mann, konnte ich bei Dorothea besser verstehen, die schon immer beneidenswert egozentrisch war und deren Kind ich stets bedauerte, weil es »ihr Kind« sein mußte, ihr Produkt, ihr Geschöpf. Angesichts solchen »Kindermachens« fällt mir fast liebevoll die Pfarrersfrau aus Ostercappeln ein, die stets davon sprach, Kinder seien »ein Geschenk Gottes«. Mein Vater sagte dazu: »Pastors Kinder, Müllers Vieh gedeihen selten oder nie.« Tatsächlich waren diese Kinder, die Gott und nicht ihren Eltern gehörten, irgendwie zu beneiden.
Seltsame Welt, in der Sexualität ohne Folgen bleibt, von Liebe selten die Rede ist und Kinder gemacht werden.

Vorhalt 4

Aus: Martha Stodolka, »Frauenliteratur – Literatur von Frauen, für Frauen oder von und für Frauen?«, Rundfunkmanuskript, November 1981, © Radio Luxemburg:
»Der englischen Schriftstellerin Dorothy Sayers gebührte eigentlich das Siegel ›feministisch anerkannt‹. Überdies hat sie, verteilt auf mindestens sieben

Kriminalromane, eine der schönsten Liebesgeschichten geschrieben, die ich kenne. Leider Gottes stoßen sich jedoch die meisten Frauen daran, daß Sayers zugegebenermaßen konservativen Ideen anhing und ein ausgeprägtes Faible für die englische Aristokratie hatte.
Dabei sind ihre Frauengestalten selbstbewußt, stolz, unabhängig, geistreich, erfolgreich, sensibel, von hohen Werten geprägt – kurz alles, was sich frau zu sein wünscht. Daraus resultiert keine Männerfeindlichkeit, aber die müßte ja auch nicht sein, wären die Männer so wie – Lord Peter Wimsey.
Die Geschichte verläuft etwa so: Harriet Vane, erfolgreiche Kriminalschriftstellerin, wird des Mordes an ihrem nichtsnutzigen Geliebten angeklagt (Künstler, Schmarotzer, erpreßt Frauen mit Vorspiegelung von Liebe). Lord Peter Wimsey, auch nicht unerfahren (zahlreiche Affären!), adliger Rentier und Hobbydetektiv mit Gewissen (jede Hinrichtung macht ihm schreckliche Pein), überführt die Vane der Unschuld und verliebt sich in sie. Die stolze Vane liebt jedoch nur von gleich zu gleich, und da sie eine tiefe Bindung weder auf Mitleid noch auf Sensationen erotischer Art oder auf das Gefühl gründen will, sie habe ihrem Lebensretter dankbar zu sein, lehnt sie seinen Antrag ab.
Diese keusche Heroine und der Lord mit dem Gewissen begegnen sich mehrere Bände hindurch bei allerhand kriminalistisches Gespür erfordernden Verwicklungen, mit Distanz und mit Respekt. Sieben Jahre lang lehnt sie seine alljährlich vorgebrachten Anträge ab. Dann gibt sie nach – aber keineswegs sich hin. Zuerst wird geheiratet. Die Hochzeitsnacht – vermittelt uns die Sayers auf so dramatische wie subtile Weise – wird ebenso maßlos, wie die Liebe zuvor gebremst war. Unter Rezitation von John Donne und anderer großer englischer Dichter (die feinen Anzüglichkeiten werden, noblesse oblige, in französischer Sprache vorgebracht) zelebrieren beide die rückhaltlose Hingabe.
Bei Aristokratens, die sich nicht wie unsereins mit einer eher unverbindlichen Lust zufriedengeben – das hat nur der Plebs nötig –, gibt es natürlich kein Problem der Verhütung, da muß keine Spirale ein- oder abgelegt werden, angesichts der Vielzahl von Dienstboten würden Kinder die nunmehrige Lady Peter an der Ausübung ihres Berufs auch wenig hindern. Sozialkritische Einwände drängen sich auf. Und dennoch: Dorothy Sayers beschreibt eine offene, ehrliche und absolute Begegnung zweier reifer Menschen. Liebe ohne Hindernis – das bedeutet auch Sexualität und, natürlich, deren Folgen (daß beide Kinder haben, erfährt man en passant in einem späteren Band).
Dorothy Sayers wird gewußt haben, warum dieser Gefühlsluxus sich in adligem Milieu abspielen mußte.«

Modelle 4

Herbert erzählte mir einmal, er habe noch nie eine erste Nacht mit einer Frau verbracht, die er liebte. Liebe kam später. Oder gar nicht.
Ingrid erzählte mir einmal, seit sie ein Kind miteinander hätten, wolle ihr Mann nicht mehr mit ihr vögeln.
Sybille hat sich ihre fruchtbaren Tage vom Computer berechnen lassen und »die ganze Angelegenheit« so durchkalkuliert, daß die Geburt nicht in die großen Ferien fiel und sie als Lehrerin die Kassen des Staates optimal ausnutzen konnte.
Esther erzählte mir (im Vertrauen, ich plaudere es dennoch aus, denn es hätte auch Karin sagen können), ihre aufregendste sexuelle Begegnung habe mit einem älteren Mann stattgefunden, ehemals Jesuitenzögling, der vor dem Orgasmus auszurufen pflegte, er werde sie jetzt »befruchten«.
Teilungen. Vermischungen. Trennungen.

Vorhalt 5

Aus: »Männer, sucht euch Mütter!«, in: *Partnerschaft, Zeitschrift für die Harmonie zu zweit*, H. 2, Januar 1983:
»›Mein Sexualleben ist so schön wie nie zuvor‹, erzählte Helga M., Informatikerin, 34, ein Kind (2), ›nur mein Mann macht da nicht mit‹. Es geschah nach der Geburt ihres ersten Kindes, ein Wunschkind, auf das sich beide lange gefreut hatten. ›Wir hatten uns die Sache überlegt‹, meinte Helga M. im Gespräch mit *Partnerschaft*-Redakteur Peter-Jürgen C., ›beruflich war das alles machbar, das Haus ist in fünf Jahren abbezahlt, und im Bett klappte es mit Manfred und mir soweit ganz gut. Aber erst nach der Geburt unseres Töchterchens erlebte ich, wie schön Sexualität wirklich sein kann. Manfred aber begann, sich von mir zurückzuziehen . . .‹
Partnerschaft meint: Frauen sind oft erst nach dem ersten Kind voll erlebnisfähig. Die Erfahrung ihres Körpers beim Geburtsvorgang, aber auch die Hingabe der Mutter an das Kind machen Frauen weicher, empfänglicher und orgasmusfähiger. Männern hingegen sind ihre Frauen unheimlich geworden: sie neiden ihnen das große Erlebnis des Gebärvorgangs, kommen sich im wahrsten Sinn ›klein‹ vor gegenüber diesem Empfindungsreichtum und versuchen ihre Frauen zur keuschen Mutter und Madonna zu machen.
Männer, seid nicht dumm! Wenn ihr euch nicht mehr mit verklemmten, gehemmten Mädchen herumquälen wollt, so sucht die reife Frau, die Mutter . . .«

»Das Halbe reicht mir nicht, das Ganze ist das Unwahre. Herr Ober, ein Halbes!«
Unbekannter Frankfurter Trinker, 1982

Fragment 3
Love is just a four-letter word

Johanna und Aberhart waren sich wie die Tiere begegnet, hatten sich wie Erwachsene respektieren gelernt und freuten sich nun miteinander wie die Kinder. Als Brüderchen und Schwesterchen lebten sie glücklich und zufrieden bis an ihr Lebensende.
Nein.
Johanna und Aberhart hatten mit untauglichen Mitteln nach ihren Seelen gefahndet und suchten dann mit untauglichen Mitteln nach ihren Körpern, um schließlich auch das aufzugeben und sich zu überirdischer Liebe zu entschließen.
Auch nicht.
Johanna und Aberhart trauten sich und erkannten einander.
Pfui.
»Meine Liebe zu dir ist so groß«, sagte Aberhart, »daß sie geworden ist wie das Wasser, das war viel zu tief und sie konnten zueinander nicht kommen.«
Ausflucht.
»Du mußt um den See herumgehen, wenn du schon nicht hineinspringst, willst du an deinen Ausgangspunkt zurückkehren. Alles verändert sich. Nur wer aufgibt, gewinnt«, beschwor ihn Johanna.
Klischeehaft verbrämte Resignation.
»Alles oder nichts. Aber ich weiß nicht, wie man mit dem Alles anfängt, wenn doch alles, was nicht richtig Alles ist, nichts ist.« So Aberhart.
Wir kommen der Sache schon näher. Liebe ist noch nie aus ihrem Begriff entstanden.
»Mein Traum von uns ist so schön, daß ich ihn nicht durch seine Verwirklichung zerstören will.«
So ist es. Träumt ihr nur – andere machen es.

»Das Diktat der Aufhebung von Trennung, die Forderung nach dem ›totalen Leben‹, hat zu keiner neuen Einheit geführt, höchstens zu Frustration oder zur Entschärfung und Verkleinerung der Antipoden. Der Bankdirektor, der, wenn er arbeitet, arbeitet und sich nach der Arbeit dem Sinnen- und Kunstgenuß hingibt, erfährt die Welt als weiter denn der Anhänger des

totalen Lebens, dem die Freude abhanden gekommen ist, weil er ihr Gegenteil nicht kennt.«
Jochen Haeberlin, 1981

Modelle 5

Es gibt viele Gründe für unsere Unterlassung, dafür, daß H. und ich es nie taten. Dabei passiert doch das alles alle Tage – Moment für Moment, hier gibt es sinnliche Liebe, dort wird ein Kind gemacht, manchmal vermählt sich beides, aber niemand mag es zugeben, usw. usf. Alle Einwände sind keine Einwände. Deshalb ließen H. und ich uns durch sie auch nicht hindern. Daß wir keine Kinder miteinander haben, liegt daran, daß Parthenogenesis bei Menschen nicht vorkommt. Und daß ein gegenseitiges Vergöttern diesen Mangel ausgleichen könnte, ist noch nirgendwo überliefert.
Irgendein Schlaumeier hat uns mal erzählt, daß »nur« Sexualität bloßer Konsum sei, »nur« Liebe religiöses Jenseits meine und im Alltag keinen Platz habe, »nur« Alltag auch in Wohngemeinschaften möglich sei, »nur« ein Kinderwunsch Egozentrik und menschliche Vermessenheit bedeute, »nur« ein Haus noch nicht verbürge, daß drinnen das Glück und der Reichtum wohnen, usw. Also alles oder nichts? Wir wissen doch, wohin das führt, wenn eine Generation behauptet, »wir wollen alles«. In den Bundestag. Aber was ist das schon?

»Ich tue nicht das, was ich wünsche, sondern das, was ich kann.«
Karl Graf Gabelin

»Angesichts der Utopie erscheint jeder kleine Schritt zu wenig. Der Pragmatiker aber wird kein Bein vor das andere kriegen, weil er nicht weiß, wo er hinwill.«
Cora Stephan, 1983

Irene Dische
Das schönste Erlebnis

Mit sechzig wurde Herr Allerhand Vater. Er nahm nicht viel davon wahr, denn seine Aufmerksamkeit gehörte nur den wesentlichen Dingen. Mit siebenundachtzig wurde er Großvater, und die Nachricht stimmte ihn nicht glücklich. »Ich komme mir dadurch alt vor«, klagte er. Doch er ließ sich überreden, den Säugling in der Klinik zu besuchen. Er betrachtete ihn vom Fußende des Bettes, in dem die Mutter lag, und sagte: »Mit so einem kleinen Kind kann man sich geistig nicht auseinandersetzen.«
Als Herr Allerhand sich von seinem Hutgeschäft zurückzog, war er achtundachtzig. Nur widerwillig nahm er seinen Abschied vom Geschäftsleben. An dem Tag, als er nicht mehr in den Laden ging, fühlte er sich zum ersten Mal sterblich. Angst überkam ihn.

Jetzt, da er Witwer war, keine Arbeit mehr hatte und ihm kaum etwas zu tun übrig blieb, als seine Memoiren zu schreiben, entdeckte Herr Allerhand seine Enkelin. Hier endlich traf er auf eine Form von Unsterblichkeit. »Also deshalb kriegen Leute Kinder!« sinnierte Herr Allerhand, »mag sein, daß ich nicht der erste bin, dem das auffällt.«
Seinem eigenen Sohn konnte er noch immer kein Interesse abgewinnen, doch seine Enkelin Emily holte er jeden Tag zu einem Nachmittagsspaziergang ab. Sein Leben lang hatte Allerhand sich um intellektuelle Fragen gekümmert, nun wurde er zu einem jener Großväter, die man auf Parkbänken antrifft. Die Verwandtschaft konnte es kaum fassen. Wahrscheinlich trifft er da eine Menge Frauen, witzelten sie. Doch das war ganz sicher nicht der Fall. Frauen hatten Samuel Allerhand noch nie interessiert. Ihm ging es bei seinem täglichen Spaziergang in den nah gelegenen Park um etwas anderes. Nachdem er so spät die Freuden einer Nachkommenschaft entdeckt hatte, war er entschlossen, all die guten Gründe aufzuspüren, die für sie sprachen. Aus diesem und keinem anderen Interesse führte er Emily, egal ob Sonne oder Regen, zu einer bestimmten Parkbank – erst im Kinderwagen, dann im Buggy, später an der Hand. Dort lauschte er ihrem Gebrabbel, dem Quaken der Enten und dem Geplapper der Menschen um ihn herum – und er versuchte, sich einen Reim darauf zu machen.
Die Parkbank, die sich Herr Allerhand ausgesucht hatte, war dem Wind

ausgesetzt, der vom See herüberwehte. Die regelmäßigen Parkbesucher saßen anderswo, es war niemandes Stammbank. Großvater und Enkelin trafen hier nur auf sporadische Besucher, junge Leute, die meisten von ihnen Mütter. Herr Allerhand wollte die Informationen, über die sie verfügten, zusammenstellen. Er tat das mit dem würdevollen Ernst, mit dem andere Männer seines Alters Briefmarken sammeln oder seltene Vögel ausspähen. Wenn ich all die Gründe katalogisieren kann, dachte er, derentwegen Menschen Kinder bekommen, hinterlasse ich der Menschheit einen endgültigen Beitrag.

In der ersten Unterhaltung, die Herr Allerhand dort verfolgte, gaben zwei Frauen einer schwangeren Freundin Ratschläge. Er konnte jedes Wort verstehen.
»Laß dir von keinem Arzt die Erfahrung nehmen«, sagte die eine, »also auf keinen Fall einen Einlauf!«
»Und keine Schmerzmittel!« fügte die andere hinzu. »Alles ablehnen. Die sind ja blitzschnell mit ihren Mitteln.«
»Es ist das schönste Erlebnis deines Lebens. Du mußt voll da sein«, faßte die erste Frau zusammen.
Herr Allerhand war verblüfft. Er hatte den Geburtsvorgang für eine Art transzendentale Erfahrung gehalten, die in jedem Fall so weit zurücklag, daß keine Frau sie beschreiben konnte. Natürlich gehörten Schmerzen dazu: Unter Schmerzen wirst du dein Kind gebären, diesen Satz hatte er gehört. Doch da diese Schmerzen eindeutig nicht heftig genug waren, um Frauen vom Kinderkriegen abzuhalten, hatte Allerhand sie eigentlich in seinen Forschungen nicht berücksichtigen wollen. Doch hier saßen diese Frauen, leckten an ihren Eishörnchen und redeten, als ob es das Gebären selbst sei, um das es eigentlich ging. Gut, mag sein! Aber nicht für die Väter.
»War dein Mann dabei?«
»Ja, er war toll. Hat alles mitgemacht.«
»Auch gehechelt?«
»Gehechelt, massiert, gezählt!«
Wie merkwürdig sie reden, dachte Herr Allerhand. Wenn ich es nicht besser wüßte, würde ich denken, die reden von etwas ganz anderem.
So aber war es ihm auch nicht peinlich, als sich ein paar Tage später zwei Männer neben ihm niederließen und der eine seufzend sagte: »Gudrun war großartig!«
Allerhand wußte, daß es hierbei nicht um Lüsternes ging, sondern um die Bewunderung, die ein junger Vater zollte. Doch dann kamen ihm wieder Zweifel an seinen eigenen Beobachtungen, denn die drei Frauen kehrten zurück, und die eine erzählte ihrer schwangeren Freundin: »Die Preßwehen zähle ich zu den schönsten erotischen Erlebnissen meines Lebens.«

Nach diesen Unterhaltungen fühlte sich Herr Allerhand alt und verwirrt. Ich weiß nicht, ob ich es glauben kann, sorgte er sich, kriegt man Kinder nur wegen der Erfahrung?

Jeden Nachmittag schob Herr Allerhand seine Enkelin in den Park. Wenn sie unterwegs einschlief, wartete er, bis sie wieder aufwachte. Dann pflegten sie die Enten zu füttern, immer in der Hoffnung, es handele sich um dieselben Enten, die sie schon seit Tagen und Wochen gefüttert hatten. Denn darin sind sich Kinder und alte Menschen gleich – sie sind bieder und konservativ.
»Fortbestand«, sagte Allerhand zu sich selbst, »deshalb hat man Kinder. Die ewige Wiederkehr!« Und wenn er den Gesprächen junger Mütter zuhörte:
». . . er schläft schon durch . . .«
»Ich hatte einfach keine Milch, sonst hätte ich natürlich auch . . .«
»Laufstall ist wie Knast . . .«,
dann tröstete ihn die Belanglosigkeit dieser Gespräche, denn sie überzeugte ihn, daß Wiederholung ein universales Geschick sei.

Allerdings konnte sich Herr Allerhand auch verwirrenden Unterhaltungen nicht entziehen. Einmal nahmen zwei junge Frauen mit ihren Säuglingen neben ihm Platz. Die eine kam aus der Türkei, die andere war Deutsche. Allerhand hoffte für einen Augenblick, etwas zu erfahren, das den Rahmen der eigenen Kultur sprengt. Die beiden Frauen waren bald miteinander ins Gespräch gekommen. Es stellte sich heraus, daß sie in derselben Klinik entbunden hatten. »Sehr gut«, sagte die türkische Mutter, »ich sechs Tage da . . .«
»Also, ich bin sofort gegangen«, antwortete die deutsche Mutter mißbilligend, »lief alles blendend, Gerdas Atemtechnik hat es voll gebracht. Nächstesmal entbinde ich zu Hause.«
»Mein erstes zu Hause«, sagte die türkische Mutter. »Mit sechs Kollegen. Atemtechnik, weiß ich nicht, vielleicht: Kollege Hände über mein Mund, dann kein Schreien.«
Nachdem die türkische Mutter gegangen war, wandte sich die Deutsche an Herrn Allerhand und sagte: »Die sind ganz schön primitiv, oder?«
»Annegret will jetzt auch mal«, erzählte eine andere Frau, »aber sie hat Schiß, sie sei zu alt, und sowieso hat sie keinen Mann.«
»Schrecklich«, erwiderte ihre Freundin, »und sie ist ja auch schon seit zehn Jahren auf der Pille.«

Bald wollte Herr Allerhand kein Wort mehr zu diesem Thema hören. Die Zeit verging. Emily wurde immer geschickter, während er immer unge-

schickter wurde. Doch das Angebot, für ihn eine Pflegerin anzustellen, wischte er ärgerlich beiseite. Die wichtigsten Dinge beherrschte er schließlich noch: Er konnte morgens allein aufstehen und sich anziehen. Spielte es eine Rolle, daß er sich manchmal merkwürdig ankleidete, daß das eine Stück bisweilen schlecht mit dem anderen zusammenpaßte, daß er manches völlig vergaß?
Was machte es schon, daß er den Namen des Parks, in den die beiden zu gehen pflegten, nicht mehr erinnerte, solange er immer noch den Weg dorthin und auch zurück fand? Im Park gehörte er mittlerweile fest zum Inventar. Die Mütter kannten ihn, und wenn sie ihm begegneten, blieben sie stehen, um mit ihm zu plaudern. Trotz seines schlechten Gedächtnisses konnte er sich immer noch an die Namen ihrer Kinder erinnern. Man mußte sich ja auch nur Anna für die Mädchen merken, und Max oder Jonas reichte in der Regel für die Jungen.

Doch auch die Mütter verwirrten Herrn Allerhand. Sie verfolgten genau die Entwicklung seiner Enkelin, darin lag eigentlich nichts Ungewöhnliches, aber sie verglichen nicht mehr das Gewohnte, wenn das Kind lief oder sprach. Sie wetteiferten mit Fragen wie: Kriegt sie noch die Brust? Kann sie schon Vollkornbrot essen? Einmal wurde Allerhand durch die Frage, ob Emily schon schwimmen könne, so durcheinandergebracht, daß er antwortete:
»Merkwürdig, daß Sie sich um ihre Beine sorgen. Wenn Sie einmal mein Alter erreicht haben, dann läßt das Gedächtnis nach, und eine der ersten Sachen, die man vergißt, ist, den ersten Schritt zu setzen!«
Herr Allerhand konnte sich überhaupt nicht mehr daran erinnern, wann er zum ersten Mal gelaufen war. Aber dann fiel ihm ein, daß sich niemand so weit zurück erinnern konnte, und er lachte in liebenswürdiger Erleichterung.

»Manche Leute haben Kinder, weil es ihnen Freude macht, sie groß werden zu sehen«, sagte er. »Mir macht das übrigens keine Freude«, fügte er traurig hinzu. Die junge Mutter, der er sich so erklärt hatte, stand auf und ging davon. Als sie sich aus seiner Sichtweite wußte, klopfte sie empört mit dem Zeigefinger an ihre Stirn.
»Emily, warum, glaubst du, hat unsere Mutter uns bekommen?« fragte Herr Allerhand. Sie spielte im Gras und gab ihm keine Antwort. Da fiel es ihm wieder ein: »Wir haben ja auch gar nicht dieselbe Mutter. Meine Mutter bekam mich, weil sich das 1895 für eine Frau so gehörte. Und deine Mutter hat dich bekommen – ach, deine Mutter ist meine Schwiegertochter. Ich vergesse immer wieder, daß ich schon einen erwachsenen Sohn habe, so alt bin ich geworden!«

»Ich möchte nicht so alt sein«, dachte Herr Allerhand, »und deshalb möchte ich Kinder. Aber was deine Eltern angeht«, fuhr er fort. »ich glaube, die haben dich gekriegt, weil sie Verwandte brauchen. Ich hingegen finde Verwandte eine Qual. Immerfort wollen sie, daß ich Tabletten für mein Gedächtnis schlucke. Wie kann man sich überhaupt nur Verwandte wünschen?«
»Vielleicht geben sie einem das Gefühl, irgendwohin zu gehören«, legte er der nächsten Mutter nahe, die bei ihm stehengeblieben war, um ein paar Worte mit ihm zu wechseln, »wo sich die Weltkarte doch dauernd ändert; liegt es vielleicht daran?« Die Mutter blickte verwundert auf ihr Kind.

Herr Allerhand vergaß mehr und mehr. Seine Verwandtschaft nervte ihn deswegen. Stundenlang saß er auf der Parkbank und rechtete im Stillen mit ihnen. »Spielt es eine Rolle, daß ich nicht mehr genau weiß, wo wir sind, was macht es denn aus, ob wir hier in Sambor oder in Drohobyč sind«? schimpfte er. »Ist das wesentlich? Oder ob es Herbst oder Frühling ist. Wir sind beide warm genug angezogen. Darauf kommt es an!«
Den Unterhaltungen um ihn herum hörte er nicht länger zu. Er benutzte dasselbe Spielzeug wie seine Enkelin und behandelte die Dinge mit derselben Verehrung wie sie. Eines Tages fragte er sie: »Macht es etwas aus, ob du mein Kind oder meine Schwester bist? Wir sind eine Familie, das allein ist wichtig.«
Das Kind konnte jetzt sprechen. Sie betrachtete den alten Mann voller Erstaunen. Auch ihr war die Beziehung unklar. Seinen Namen wußte sie, Opa, und daß seine Haut voller rätselhafter Linien war.
Die beiden saßen im Gras am See und spielten mit einer Blechbüchse. Er erzählte ihr, daß Mutter sie bald nach Hause abholen würde. Zum Abendessen würde es Piroggen geben. Dann sagte er: »Warte einmal, unsere Mutter ist tot.« Einen Moment lang war er traurig.
»Deinen Namen weiß ich nicht mehr«, gestand er ihr später, »aber ich weiß, wir sind verwandt, und du wirst länger leben als ich. Doch das halte ich dir nicht vor.«

Aus dem Amerikanischen von Tilman Spengler

Monika Aly / Annegret Grüttner
Unordnung und frühes Leid
Kindererziehen 1972 und 1982

Als wir uns vor einem halben Jahr auf einem Straßenfest wiedertrafen, trug jede von uns ein Nachzüglerkind auf dem Arm. Annegret hat drei Kinder: Gregor (13), Anna (11), Lena (4); Monika hat auch drei Kinder: Max (12), Till (10), Marie (2). Anna und Max waren von 1972 bis 1977 im selben Kinderladen. Danach hatten wir uns für einige Jahre aus den Augen verloren.
Monika ist Krankengymnastin in einem Ambulatorium für behinderte Kinder. Annegret arbeitet als Pädagogin in der Jugendhilfe.
Auf dem Straßenfest geraten wir in eine Diskussion über den neuen Mütterboom. Wir wollen damit nichts zu tun haben. Unsere dritten Kinder sind beide in normalen Kindertagesstätten untergebracht. Ist das als Ergebnis unserer langjährigen, oft aufreibenden Kinderladenarbeit übriggeblieben? Und was ist aus Max und Anna geworden? Wir hatten sie mit hochfliegenden Erziehungszielen umstellt; wir hatten versucht, ihnen ganz antiautoritär die Begriffe »mein« und »dein« wegzuzwingen, es gab weder Puppen noch Pistolen, und wehe, sie hätten gewagt, »Räuber und Prinzessin« zu spielen.

Das Tragetuch – die Fahne der neuen Mütter

Nicht so sehr das Kinderkriegen um uns herum hat zugenommen, vielmehr das »Muttersein«: fruchtbar, schwanger und hochschwanger, das Gebär- und Stillerlebnis. Nie seit den Zeiten des »Kreuzes für die deutsche Mutter« stand die fruchtbare und glückliche Frau höher im Kurs. Die Nicht-Mütter sind in der Minderheit – wenigstens optisch. Das Muttersein, oft nur mit einem Kind, ist zu einem neuen Lebensinhalt geworden. Zu einem ganz individuellen, privaten Lebensglück, insbesondere bei alleinstehenden Müttern . . . Das Kind, nicht als eigene Person mit eigenen Rechten, sondern als psychische und physische Ergänzung der Mutter.
Nach der Geburt kommt das Stillerlebnis, das – je länger je besser – nicht selten über zwei Jahre ausgedehnt wird. Schon nach wenigen Monaten wird dieses Säugen zum Nuckeln. Die Ernährungsfunktion wandelt sich zur ora-

len Droge, die die Abhängigen bei den kleinsten Irritationen des Lebens zu jeder Tages- und Nachtzeit anfordern dürfen und bald eben anfordern müssen. Wo bleiben die beteiligten Personen? Die Mutter, das Kind, von dem Vater nicht zu sprechen. Die Mütter werden blaß, gucken angestrengt, haben manchmal mehr als ein Jahr keine Nacht durchgeschlafen; die sich zu Kleinkindern auswachsenden Säuglinge werden dick, proper und nervig: »Mir geht es jetzt um mein Kind, wenn es größer ist, kann ich wieder an mich denken.«

Das Stilisieren des Stillens zum emanzipatorisch verzeichneten Blut- und Hautmythos bringt die Mütter, die hier nicht mithalten können, an den Rand der Minderwertigkeit. Maria hat vor kurzem einen zwei Wochen alten Säugling zur Adoption bekommen und dachte nun, sie könne in ihrem kinderreichen Freundinnenkreis endlich mitreden. Sie war schnell desillusioniert. Das schöne Geburtserlebnis, der stolze Bauch, die volle Brust – Maria konnte nichts davon aufweisen. Und als sie es wagte, im gut gefüllten Wartezimmer des Kinderarztes ihrem Säugling die Flasche zu geben, machte sich unter den Müttern sofort laute Empörung breit, eine regelrechte Brusthysterie brach aus.

Wenn das Baby nicht gerade nuckelt, schleppt die Mutter es in einem Tragetuch herum. Das Baby habe ein naturgemäßes Bedürfnis nach dauerndem Körperkontakt: In einer Sitz-Hängehaltung zwischen Mutterkörper und Segeltuch gepreßt, soll es das angebliche Trauma der Vertreibung aus dem Uterus leichter überwinden. Bei dieser Prozedur hat frau – genauer mutter – beide Hände frei, kann Plastiktüten tragen, telefonieren, den Haushalt über die Runden bringen, und sie merkt – wie praktisch – sofort, ob kind nasse Windeln hat, Bauchgrimmen oder eben Hunger. Es braucht nicht zu schreien. Jedes seiner Tönchen wird sofort registriert. Die Bedürfnisbefriedigung ist total bis auf einen Haken: Die Äußerung der Bedürfnisse und auch das Herausfinden eigener Befriedigungsmöglichkeiten werden im Keim erstickt. Eine Differenzierung ist gar nicht erst nötig.

Ein wichtiges Argument der Tragetuch-Mütter lautet: Das Kind soll von Anfang an am Leben der Erwachsenen und an ihrer Umwelt teilhaben. So findet es sich am besten in die komplizierte Realität hinein und wird schon im frühesten Alter durch eine Unzahl von Reizen und Anregungen gefördert.

Was heißt hier Anregung für das Kind, wenn ihm auf einem Marsch durchs Kaufhaus der Kopf halb apathisch, halb schläfrig wegknickt? Nein, erfahren wir auf diesen Einwand, der Säugling ist in der Lage, sich vor Reizüberflutung selbst zu schützen; auch das soll er lernen, er sortiert aus und schaltet ab.

Ein besonders beliebtes Argument zur Rechtfertigung dieser – kulturgeschichtlich gesehen – etwas bizarren Kinderpflegepraktiken ist der Hinweis

auf *die* Naturvölker. »Das Natürliche« hat ja in Gestalt von Weleda, Holle und Wolle ebenso Konjunktur wie »das Mütterliche«. So spielt es keine Rolle, daß es *die* Naturvölker und eine entsprechend einheitliche Weise der Säuglingspflege nicht gibt. Es gibt allerdings Völker, die unter bestimmten Lebensbedingungen ihre Kinder am Körper tragen, weil sie sich als Nomaden ernähren und ihre Kinder vor Insekten und Ungeziefer schützen müssen. Was aber hat der Tagesablauf einer Indianerin im brasilianischen Urwald mit dem einer Mutter in einer europäischen Großstadt gemein? Das Tragetuch, die Fahne der neuen Mutterbewegung, ist Ausdruck eines unüberlegten Dritte-Welt-Faibles, es ist der immer mißglückende Versuch, zu angeblich urtümlicher Natürlichkeit zurückzukehren. Die Theorie der Verschmelzung ist ein Martyrium für Mutter und Kind: Die Kinder sind überfordert, sie finden keinen eigenen Rhythmus, der Hängesack nimmt ihnen alle aktiven Bewegungsmöglichkeiten, und wenn die Mütter nicht gerade Hüninnen sind, werden sie bald unter Rückenschmerzen leiden.

Die Beteiligung der Väter an der Säuglingspflege ist in dieser Symbiose nicht vorgesehen. Es geht nicht mehr darum, dem Vater die Opfer an Karriere und Arbeitskraft für die aufwachsenden Kinder abzuringen. Er ist – jedenfalls am Anfang – zum Statisten degradiert. Zwischen Tragetuch, Brust, den dicken Fachbüchern und den in irgendeiner Gruppe erarbeiteten strengen Glaubenssätzen von »richtig« und »falsch« bleibt ihm nur noch die Rolle des immer unzulänglichen Helfers. Die Väter, so beobachten wir, dürfen erst dann wieder in Aktion treten, wenn die eng gewordene Mutter-Kind-Beziehung schwierig wird, an existentielle Grenzen stößt und sich die Mütter wieder an ihre eigenen Bedürfnisse zu erinnern beginnen.

Wenn wir solche Mütter um uns herum erleben, sehen wir ihren Willen, alles wirklich richtig zu machen. Sie lesen, diskutieren, nehmen ihr Kind ernst und versuchen, ihm seine Bedürfnisse zu erfüllen.

Die Bedürfnisse der Kinder aber entwickeln sich in einem übersteigerten Maße und führen zu einer Erwartungshaltung, der die Mütter nur schwer gerecht werden können. Und dennoch – oder auch gerade deswegen – sind diese Kinder oft unzufrieden, sie wachen nachts öfter auf, weinen viel und scheinen in keiner Richtung besonders belastbar zu sein. Dies halten wir für eine logische Folge der übertriebenen selbstbezogenen Bemühungen der Mütter. Zum einen ist es außerordentlich unwahrscheinlich, daß eine »Bedürfnis«-Mutter nicht auf Dauer spürbar nervös und unzufrieden mit ihrer Situation werden muß und sich dies nicht auch auf das Kind auswirkt; zum anderen erfährt die von der Mutter geförderte Unselbständigkeit und Abhängigkeit des Kindes eine ständige Potenzierung.

Was sind nun aber die Bedürfnisse der Kinder? Könnte man sich nicht vorstellen, daß ein kleines Kind ein ausgeprägtes Bedürfnis nach Ruhe hat, insbesondere nach einem regelmäßigen, immer wiederkehrenden Tages-

rhythmus? Die fehlenden, dem jeweiligen Entwicklungsstand angemessenen Entfaltungsmöglichkeiten und die aufgezwungene Haltung im Tragetuch sind Wegbereiter für spätere Haltungsschäden und Ursache psychischer Konflikte. Entsprechend bedingt eine zu frühe Reizüberflutung unserer Meinung nach eine ständige Unruhe, deren Auswirkungen sich in Schlafstörungen und allgemeiner Nervosität und Überreiztheit der Kinder äußern.
Wir haben ein Bild gezeichnet, das sicher auch ungerecht ist. Am verwirrendsten für uns ist die Flucht der beschriebenen Mütter ins Private – das Kind als Ich-Ergänzung oder Anhängsel. Über die Ursachen wollen wir hier nicht spekulieren. Sicherlich spielen verlorene und brüchig gewordene Hoffnungen oder Resignation eine große Rolle.
Wir hatten bei unseren erstgeborenen Kindern gesellschaftliche, auf die Öffentlichkeit gerichtete Ziele. Wir suchten nach einer kollektiven Verantwortung. Alles Individuelle und Private schien uns verdächtig. Wir haben unseren Kindern Zumutungen, Ziele und Zwänge auferlegt, die dem, was die Tragetuch-Mütter tun, in nichts nachstehen, – nur waren es eben andere.

Kinderladenerinnerungen

Wir haben vor elf Jahren einen Kinderladen gegründet. Ein paar Eltern kannten sich schon, ein paar kamen neu hinzu. »Kinderladenerfahrung« brachte nur Annegret mit.

Annegret: »Meine ersten Schritte in Richtung Kinderladen unternahm ich, als mein Sohn Gregor ein halbes Jahr alt war. Ich tat mich mit einer Mutter in ähnlicher Situation zum Babytausch zusammen. Ich wollte Zeit für mich haben, über meine Zukunft nachdenken und sie aktiv gestalten. Vorher war ich entweder allein mit meinem Kind gewesen oder mit Gregor auf öffentliche Spielplätze gegangen. Daß dies nicht das Leben war, das ich wollte, und nicht die Erziehungsumwelt, die ich mir für mein Kind vorgestellt hatte, war klar. Ich habe dann angefangen, mein Abitur nachzumachen. Ich wollte in meinem alten Beruf als Schneiderin nicht mehr arbeiten. Aus dem Babytausch entwickelte sich bald auch die Idee, ähnlich wie bei anderen um uns herum, einen Kinderladen zu gründen. Ich war in dieser Zeit nicht erwerbstätig und hatte viel Zeit. Trotzdem war mir wichtig, daß Gregor möglichst viel Zeit in der Gruppe verbringt, so daß für mich nur eine Ganztagsgruppe in Frage kam. Auch war es mir wichtiger, Teile meiner Zeit in der Gruppe zu verbringen, als isoliert zu Hause mit meinem Kind zu sitzen, um auf Hans zu warten, der abends müde und abgeschlafft nach Hause kam. Dabei hatte ich kein schlechtes Gewissen. Ein eineinvierteljähriges Kind

ganztägig von der Mutter oder dem Vater zu trennen, war für viele problematisch. Ich muß vielleicht dazu sagen, daß ich immer ein relativ großes Vertrauen in andere hatte, die an dem Erziehungsprozeß von Gregor beteiligt waren. Viel schlechter als ich konnten sie es auch nicht machen. Diese meine ersten Kinderladenerfahrungen waren für mich und Gregor eigentlich recht unproblematisch, da wir Eltern noch ziemlich undogmatisch an die Sache herangegangen sind. Diskussionen um ›Mein‹ und ›Dein‹, Sauberkeitserziehung etc. hielten sich im Rahmen, und auch unser damaliger Erzieher war in erster Linie Mensch, so daß Spielangebote eher spontan als programmäßig abliefen. Ein durchgängiges Erziehungskonzept war nicht vorhanden. Verbote setzten erst da ein, wo es nach dem Ermessen einzelner Eltern oder des Erziehers anfing, für die Kinder gefährlich zu werden. Die Eltern (Mütter) machten regelmäßig Elterndienst. Wenn einer wegen seiner Arbeit nicht konnte, übernahmen andere den Dienst, die mehr Zeit hatten. Der Tagesablauf im Kinderladen war durch feste Essens- und Schlafzeiten geregelt. Als Anna eineinhalb Jahre nach Gregor geboren wurde, war klar, daß auch sie möglichst früh in einen Kinderladen sollte.«

Monika: »Als ich mein erstes Kind bekam, stand ich in unserem Freundeskreis fast alleine da. Es gab viele Frauen, die sagten, Kinder störten bei politischen Aktivitäten – damals ein wichtiger Gradmesser für unsere Anerkennung und emanzipatorische Entwicklung. Ich habe dann in Arbeitsgruppen gar nicht erst erzählt, daß ich ein Kind habe. Kinderkriegen war häusliches Privatisieren, etwas, was ›der Bewegung‹ nichts nützt. Insofern hat natürlich unsere Kinderladeninitiative für uns Mütter Spielraum geschaffen. Im übrigen war der Kinderladen selbst, wenigstens zeitweilig, sozusagen eine anerkannte politische Aktivität. Es war uns wichtig, die Väter von Anfang an gleichmäßig an der Erziehung und Pflege der Kinder zu beteiligen. Besonders deutlich wurde der Konflikt immer dann, wenn Max morgens Fieber hatte und es zu entscheiden galt, wer nun zu Hause bleibt, wessen Tagesarbeit die wichtigere ist. Ich glaube, die Väter haben in dem Maße, in dem sie an der Kinderarbeit verantwortlich und gleichberechtigt beteiligt waren, auch einiges dazugelernt. Als Max dann ein Jahr alt war, begannen wir einen regelmäßigen Babytausch mit Christian, dem Sohn von Martin und Sabine. Mit ihnen zusammen, mit Annegret und ein paar anderen Leuten haben wir dann bald einen Kinderladen gegründet – am 1. Mai 1972. Wir wollten unsere Kinder nicht im privaten Rahmen erziehen, sondern öffentlich kontrollierbar, zusammen mit anderen, die möglichst ähnliche politische Vorstellungen hatten wie wir. Auf Elternabenden mußten sich besonders neu hinzukommende Eltern regelrechten Verhören unterziehen. Paßten die Eltern nicht in unsere Vorstellungswelt, paßten auch ihre Kinder nicht in unsere Gruppe.«

Als wir den Kinderladen gründeten, stand unsere eigene Emanzipation im Vordergrund. Es war faktisch unmöglich, die Kinder in einer Krippe unterzubringen. Außerdem erschienen uns diese staatlichen Einrichtungen indiskutabel. Da unsere Kinder aber nicht dem bürgerlichen Individualismus zum Opfer fallen sollten, mußten wir früh damit anfangen, selbst etwas aufzubauen und die Ein- bis Eineinhalbjährigen mit unseren Erziehungszielen konfrontieren. Wir hatten es eilig: Von der Schule war nichts Gutes zu erwarten, die Kinder sollten spätestens nach sechs Jahren so sein, wie wir es uns vorstellten: Widerborstig und unangepaßt, weder Macker noch Püppchen, kollektiv und solidarisch im Fühlen und Handeln.
Es ging also bei der Gründung des Kinderladens zunächst um uns selbst, dann um die Kritik der staatlichen Erziehungseinrichtungen und erst zuletzt um die Erziehung der Kinder, die sich negativ an allem orientierten, was uns Erwachsenen so schwerfiel. Es fehlte nur noch eine entsprechende Erzieherin – die hatten wir bald. Lisbeth kam aus einer südfranzösischen Großfamilie, hatte Kommuneerfahrung. Sie war genau die Richtige. Sie war es tatsächlich, denn entgegen unseren Wünschen ließ sie sich, zum Glück der Kinder, von unseren späteren Erziehungsdiskussionen und Streitigkeiten kaum beeinflussen.
Die wichtigsten Ziele der Kinderladenerziehung haben wir damals in Protokollen festgehalten:
– Erziehung zu kollektivem Verhalten, aus der Einzelkindsituation heraus intensivere Kontakte zu Gleichaltrigen.
– Keine Fixierung der Kinder an die Eltern – mehrere »Bezugspersonen«.
– Alles, was auf den Aufbau einer geschlechtsspezifischen Rollenteilung hinzielte, sollte weg.
– Sauberkeitserziehung, Sexualerziehung: keine Ordnungszwänge und Bedürfnisunterdrückung.
– Kontrolle des eigenen Erziehungsverhaltens durch andere.
Unsere Gruppe sollte klein bleiben, die Kinder im Alter ähnlich, das Verhältnis Jungen und Mädchen ausgeglichen. Das heißt, die Erziehung, die wir unseren Kindern zukommen lassen wollten, war zwar nicht mehr bestimmt durch die alten allgemeingültigen Regeln und Normen wie meistenteils unsere eigene Erziehung, sondern bekam neue Regeln und Normen, die wir als Gruppe setzten und die die Kinderladenbewegung insgesamt setzte.
Erziehung zum kollektiven Verhalten hieß bei uns, »Mein« und »Dein« mußte abgeschafft werden. Auf bestimmte Äußerungen, wie »Das ist mein Auto« wurde sofort mit den bestimmenden Worten »Das gehört allen« reagiert. Viele von uns lebten damals in Wohngemeinschaften zusammen oder versuchten in »politischen Zusammenhängen« Eigentumsdenken und Individualität zurückzustellen. Das war mühsam. Unseren Kindern wollten

wir diese Umwege der Nacherziehung im Erwachsenenalter ersparen. Sie sollten es besser haben und das »richtige« Verhalten gleich lernen. Wir versuchten, den Kindern beizubringen, daß alles allen gehört. Wenn ein Kind ein Spielzeug von zu Hause mitbrachte, sollte das für jeden zum Spielen sein. Sie sollten Teilen lernen. Das ging natürlich nicht immer; es wurde dann aber oft ein Diskussionsgegenstand auf den Elternabenden, warum ein Kind an sein Eigentum fixiert ist und ob das nicht abzubauen sei. Als Max einen Bruder bekam, also reichlich frustriert war, brachte er regelmäßig einen Eimer, beladen mit kleinen Autos, mit. Nicht zum Spielen, sondern nur zum Herumtragen. Manchmal stolperte er dann über eine Türschwelle, und die Autos ergossen sich vor die Füße der anderen Kinder, die sich sofort darauf stürzten. Max war für den Rest des Tages unglücklich. Wir alle wußten damals nicht, wollten nicht wissen, wie wichtig solche Besitztümer für Kinder sein können, und daß sie auch bereit sind, diese herzugeben, wenn sie erst einmal Besitzer sein dürfen. Wir hatten verlernt, richtig hinzuschauen: wie entwickelt sich das Kind, welche Bedürfnisse hat es selbst, und wieweit können wir es unterstützen. Unsere Vorgaben waren starr, mögen sie noch so gut gemeint gewesen sein. Unsere Vorstellungen von Erziehung waren die des einen, geraden und richtigen Weges.

Die Erziehung zu kollektivem Verhalten bedeutet auch die Gewöhnung der Kinder an mehrere »Bezugspersonen«. Wir diskutierten über den »Abbau der Fixierung«. Fixierung war da, und zwar offenkundig. Das merkten wir jedesmal dann schmerzvoll, wenn wir den sogenannten Elterndienst machten und uns das eigene Kind klettenartig, geradezu peinlich am Bein hing. Wir haben damals gar nicht darüber nachgedacht, wie die Grundlagen von Sicherheit und Vertrauen bei einem Kind im Laufe von Jahren gelegt werden.

Um kein geschlechtsspezifisches »Rollenverhalten« aufkommen zu lassen, hatten wir Puppen weitgehend aus unserem Kinderladen verbannt. Wir waren glücklich, wenn die Mädchen mit Autos oder mit Werkzeug spielten.

Sexualerziehung hieß, daß die Kinder ihre Bedürfnisse nach allen Seiten hin ausleben sollten: Ausufernde Doktorspiele, Ausziehspiele waren für uns Ausdruck freier Erziehung. Wir waren alle sehr froh, wenn sich unsere Kinder frei und ungehemmt bewegten.

Die Sauberkeitserziehung der Kinder war kein wirkliches Problem, da sie sich sowieso gerne auszogen und so leicht Topf und Klo nähergebracht werden konnten.

Auch das Essen lief unter dem Stichwort »Bedürfnisbefriedigung«: Es gab zwar lose Regeln bezüglich des Sitzenbleibens, des gemeinsamen Anfangens, Aufessens etc., aber oft rannten die Kinder während des Essens herum, spielten und kamen wieder. Max kann bis heute seinen Teller nicht

in Ruhe zu Ende essen, es sei denn, er ist irgendwo zu Besuch. Zu Hause beim Mittagessen ist der Erziehungsstreß täglich dabei.
Die Erziehung zur Ordnung war für uns mit Blick auf die öffentliche Kindergartenerziehung nicht wichtig, sie entsprach auch nicht dem Bedürfnis unserer Kinder. Daher gab es keine festen Plätze, wo die Kinder ihre Sachen hätten aufhängen oder ihre mitgebrachten Heiligtümer hätten lassen können. Ordnung stellten entweder wir oder die Erzieherin her. Wir wollten für unsere Kinder keinen Ordnungsdrill; wir selbst versuchten entweder, unser antrainiertes Ordnungsverhalten mühsam abzubauen, oder wir hatten diese Mühen nicht und rechtfertigten unser Chaos elegant. Beides konnte den Kindern keine Orientierung geben. Wir haben damals nicht genau gesehen, daß sich äußere und innere Ordnung gegenseitig bedingen. Bei Waschlappenreihen und bebilderten Haken assoziierten wir sofort städtische Kindergärten, DDR-Erziehung, Ordnung und Sauberkeitsterror. Wir wollten unsere Kinder nicht ständig reglementieren und taten es bald doch: Sie fühlten sich natürlich wenig zuständig für sich und ihr Drumherum. Wir kamen in Autoritätskonflikte. Sollten wir nun einschreiten oder nicht? Die Grenzen des sogenannten Freiraums waren wir selbst. Da wir nicht autoritär sein wollten, setzten wir uns eher sanft, aber nicht besonders angenehm durch: »Ich finde das wirklich nicht gut«, «Das mußt du doch verstehen« oder – als äußerste Steigerung – »Das finde ich wirklich beschissen von dir« . . .
Die aktive Beteiligung der Eltern in Form von Kinderladendiensten hat letztlich mehr Chaos als Hilfe gebracht. Wir sahen bald, daß Lisbeth mit den Kindern allein viel ungestörter und konzentrierter den Tag verbringen konnte. Auf die Dauer gesehen haben nicht wir mit unseren Vorstellungen, sondern hat Lisbeth den Kinderladen geprägt. Sie hat bei den täglichen Arbeiten wie Ofenanschüren, Kochen, Tischdecken und Saubermachen schon bald die Kinder mit einbezogen. Das ist eine erzieherische Situation, die sehr wertvoll ist und die es so in öffentlichen, arbeitsteilig organisierten Kindertagesstätten nicht geben kann.

Welche Resultate haben wir mit unseren Erziehungsvorstellungen bei unseren Kindern erzielt?
Die uns immer so wichtige Rollenverteilung hat sich entwickelt wie in jedem städtischen Kindergarten: Die Mädchen zogen sich immer mehr in Kicherecken zurück, die Jungs fanden die Mädchen doof, spielten Abenteuerspiele oder bauten Sandburgen. Anna hat ihre Puppenzeit mit acht Jahren intensiv nachgeholt. Max wurde mit fünf Jahren so schamhaft, daß er sich niemals mehr ohne Badehose blicken läßt, auch nicht, wenn wir nachts baden gehen. Das durch uns und unsere Kindergärtnerin stark reduzierte Konsumverhalten – es wurde vieles selbst hergestellt, fertige Dinge gab es kaum – hat leider nur bis zur Schulzeit angehalten.

Uns kam die Kinderladenerziehung, so wie wir sie praktizierten, als völliger Freiraum im Vergleich zu unserer eigenen Erziehung vor. Wir glaubten, die Kinder vor den Problemen, die wir mit unserer Umwelt hatten, weitgehend bewahren zu können, indem wir ihnen unsere damaligen Wertvorstellungen gleich richtig aufsetzten. Daß das genauso eine Schiene war, eben nur eine andere mit neuen Vorzeichen, ist uns erst mit größerem Abstand klar geworden.
In unserem vielgepriesenen Freiraum waren wir auch ganz schön dogmatisch, besonders mit Andersdenkenden um uns herum. Eines unserer großen Probleme war ja auch, wie wir unsere Kinder mit sogenannten normalen Kindern zusammenbringen. Unser Anspruch war natürlich, keine Glaskastenerziehung zu betreiben, sondern jede Begegnung mit anderen Kindern zu fördern, am liebsten natürlich mit echt proletarischen Kindern. Diese Vorstellung hatte wohl jeder Kinderladen. Wir kennen keinen, in dem es den Kinderladenleuten wirklich gelungen ist, langandauernde Kontakte herzustellen.
Ob unsere Kinder sich nicht ebensogut mit weniger dogmatischen Vorgaben in Richtung auf eine freie Kollektiverziehung entwickelt hätten, ob ihnen mehr Ordnungsprinzipien genutzt hätten, wissen wir nicht. Sie sind entgegen unseren Erziehungsvorsätzen nicht gerade unegozentrisch. Wenn wir sie aber mit anderen Klassenkameraden vergleichen, so sind sie jedenfalls selbständig geworden und auch selbstbewußt.

Max und Anna

Habt ihr noch Erinnerungen an eure Kinderladenzeit?
Max: »Ich erinnere mich nicht mehr so daran, mir wird immer allerlei erzählt. Daß ich da mit einem Jahr hingekommen bin, und da ging es auch sehr offen zu. Ich habe mich auch sehr gefreut, als ich den Kinderladen verlassen durfte, als wir umgezogen sind. Mir hat es dort nicht so gefallen, weder wie das so organisiert war noch sonst irgendwie.«
Anna: »Ich weiß nur, daß der Kinderladen ganz toll war. Ja, ja, die Kindergärtnerin war gut. Ich hab eigentlich gute Erinnerungen an die Zeit.«
Habt ihr noch Erinnerungen an Lisbeth?
Max: »Ja, wenig. Ich weiß, daß Lisbeth unsere Kindergärtnerin war, aus Frankreich kommt und seit 14 Jahren in Deutschland wohnt.«
Anna: »Ich fand, daß sie unheimlich viel mit uns gemacht hat und sich Mühe gegeben hat, damit es uns gefällt. Also, mit Perlen hat sie viel gemacht. Ich glaube, es hat ihr Spaß gemacht, was mit uns Kindern zu machen. Finde ich wichtig, manchen Erziehern gehen die Kinder auf den Nerv, die machen nicht soviel.«

Könnt ihr euch noch an ein besonderes Erlebnis erinnern?
Max: »Ja, wir waren einmal in Bösel verreist, das war sehr schön. Ich habe Fahrradfahren gelernt, wir haben richtige Rennen veranstaltet. Dann haben wir ein lebendiges Huhn gekauft, für acht Mark. Lisbeth hat es geschlachtet, und das Blut hat sie in einen Topf laufen lassen und geröstet.«
Anna: »Ja, als wir den Film auf dem Spielplatz gedreht haben, das hat mir Spaß gemacht, und auf der Reise nach Bösel, als wir das Huhn geschlachtet haben. Hat zwar kaum einer was von gegessen, aber das war toll.«
Erinnert ihr euch noch an andere Kinder? Wißt ihr noch, wie sie heißen?
Max: »Ja, an einige erinnere ich mich sicher: Anna, Henrik, George, Julie, aber an andere . . . es waren ja nicht viele, habe sie eben vergessen. Ich sehe sie auch kaum mehr.«
Anna: »Die waren auch alle sehr nett. Naja, an Julie, Henrik, Kerstin, Georgie, Joachim und Max erinnere ich mich noch. Julie und Henrik treffe ich auch manchmal.«
Im Verhältnis Mädchen zu Jungens sollte kein Unterschied gemacht werden. Die beiden Geschlechter sollten etwa gleich stark vertreten sein. Das war uns sehr wichtig – habt ihr das überhaupt gemerkt?
Max: »Mir ist es ganz egal, auch wenn es nur Jungens oder nur Mädchen sind. Freundschaften habe ich immer gefunden.«
Anna: »Ich habe keinen Unterschied zwischen Jungen und Mädchen gesehen, aber ich glaube, ich hab öfters mit Mädchen gespielt, aber sicher nicht deshalb, weil ich irgendeinen Unterschied gesehen habe. Mir war es egal, wieviel Jungen oder Mädchen da waren.«
Könnt ihr euch noch an Lieblingsspiele erinnern, die ihr gerne gespielt habt?
Anna: »Früher hab ich oft Krankenschwester gespielt, und die anderen waren krank. Wollte ich ja auch früher werden. Das fand ich, glaub ich, besonders gut.«
Max: »Ich kann mich an ein Spiel noch erinnern, das haben beide Geschlechter gespielt. Wir haben, ich weiß auch nicht mehr, wie es heißt, jedenfalls ging es darum, daß einer sich umdreht, und dann Stop, man rennt dann herum, und man muß sich dann unbeweglich verhalten, und wer sich in irgendeiner Weise bewegt, der setzt aus.«
Könnt ihr euch noch erinnern, daß ihr euch oft nackt ausgezogen habt und nackt rumgelaufen seid?
Max: »Nein!«
Anna: »Ja, kann ich mich erinnern, macht doch jedes Kind, finde ich natürlich. Also, ich schäm mich jetzt nicht, daß ich das gemacht habe.«
Max, ihr seid aber doch viel nackt herumgelaufen – das weißt du doch sicher noch?
Max: »Das finde ich heute nicht sehr gut. Laß mal dieses Thema!«

Wichtig war für uns damals, daß ihr nicht auf eurem Besitz sitzt und nicht sagt, das ist »meins«. Wir wollten, daß ihr teilt. Wie seht ihr das heute?
Anna: »Also, Erinnerungen daran hab ich nicht, aber ich glaube schon, daß auch mal einer gesagt hat, das ist meins, aber dann haben wir uns sicher trotzdem irgendwann wieder vertragen. Also, es gab bestimmt manche, die nichts abgeben wollten. Ich weiß nicht, ob ich so war, müßt ihr doch wissen. Ich glaube schon, daß ich im Kinderladen abgeben gelernt habe. Mit den ganzen Kindern zusammen, da lernt man das einfach.«
Wichtig war für uns auch, euch nicht zur Ordnung zu drillen. Also so wie: jeder hat sein eigenes Handtuch am Haken, seinen Waschlappen, vorm Schlafengehen alle aufs Klo – wie es zum Teil in öffentlichen Kindergärten ist.
Anna: »Ich finde es gut, daß ihr uns vieles habt selbst entscheiden lassen. Ich weiß nicht mehr so, wie ich das früher fand. Jetzt finde ich es jedenfalls gut, daß es da freier war. Naja, vielleicht hätte ich schon gern ein eigenes Handtuch gehabt, aber nicht: alle zur gleichen Zeit aufs Klo, das finde ich wirklich nicht gut.«
Max: »Ich finde es auch nicht gut, wenn jeder sein Handtuch teilt. Ich hätte gerne mein eigenes Handtuch gehabt, aber andererseits sehe ich es auch nicht, daß man in allen Dingen so streng sein muß, daß man gezwungen wird, vor dem Mittagsschlaf auf die Toilette zu gehen.«
Auch beim Essen war alles nicht so sehr streng geregelt, wir haben euch da wenig Grenzen gesetzt. Wie findet ihr das?
Anna: »Das war nicht immer so locker, manchmal mußten wir aufessen. Lisbeth hat schon manchmal gesagt, wenn du nicht aufißt, bekommst du keinen Nachtisch. Ich finde es richtig, daß es nicht so furchtbar streng war.«
Wir haben euch auch oft auf Demonstrationen mitgenommen und euch auch erklärt, wofür wir auf die Straße gehen. Findet ihr das richtig?
Max: »Ich finde es nicht richtig, wenn man einem Kind, ohne daß es so weit ist, darüber selbst nachzudenken, irgendwas erklärt und einfüttert, das und das sei richtig, und wenn man auch noch ein bißchen übertreibt und vielleicht selbst nicht so genau weiß, um was es geht. Seitdem ich also darüber nachdenke, gehe ich nur beschränkt auf Demos: Meinetwegen auf 50-Jahre-Machtergreifung, da bin ich hingegangen, aber auf eine Hausbesetzer-Demo gehe ich sicher nicht hin.«
Anna: »Ich glaube, ich bin immer gerne mitgegangen, auch wenn ich selbst noch nicht so richtig darüber nachdenken konnte, wofür oder wogegen ich war. Heute gehe ich natürlich nur da hin, wo ich es richtig finde, und nicht einfach dahin, wo ihr hingeht.«
Max, wir sind mit dir nie in die Kirche gegangen, haben dir nie von Gott erzählt, haben nie mit dir gebetet. Du gehst aber heute regelmäßig in die Kirche, jetzt an Pfingsten läßt du dich taufen.

Max: »Ich habe mir darüber eben Gedanken gemacht und bin zu dem Schluß gekommen, daß es eigentlich logisch ist, daß es Gott geben muß.«
Findest du es traurig, daß wir nicht in die Kirche gehen?
Max: »Ich hätte es gerne, aber ich gehe auch alleine.«
Wie findest du denn die Entscheidung von uns, dich nicht schon mit einem Jahr getauft zu haben? Findest du zum Beispiel, wir sollten Marie jetzt ganz schnell taufen lassen?
Max: »Eigentlich ist die Taufe dazu da, die Kinder im frühen Alter taufen zu lassen. Die Konfirmation ist dann die Entscheidung des Kindes.«
Na ja, so ist es traditionsgemäß.
Max: »Traditionsgemäß ist es aber so, daß die Eltern auch die Konfirmation bestimmen, jedenfalls bei meinen Klassenkameraden.«
Bist du der einzige in deiner Klasse, der das selbst entscheidet?
Max: »Die meisten gehen sogar gar nicht in die Kirche. Ich bin der einzige, der von der Meinung der Eltern abweichend sich entscheidet.«
Wir haben uns früher sehr genau überlegt, welche Lieder wir dir vorsingen wollten, welche du lernen solltest. Wir haben dir z. B. Arbeiterlieder vorgesungen, Volkslieder, in denen von Unterdrückten die Rede ist. Welche Musik hast du denn heute besonders gern?
Max: »Ich mag lieber moderne Musik, auf deutsch gesungen, zum Beispiel Neue Deutsche Welle – aber auch englische.«
Welches ist dein Lieblingslied?
Max: »›99 Luftballons‹ von den deutschen, und von den englischen ›You can't hurry love‹.«

Das dritte Kind

Nachdem unsere großen Kinder selbständig geworden waren, waren wir froh, wieder mehr Luft für uns und unsere Berufe zu haben. Wir hatten von der Kleinkinderpflege und -erziehung erst einmal genug. »Gott sei Dank, das haben wir hinter uns«, war unser Gedanke, wenn Besuch sich mit den neuen Babys anstrengend in unseren Wohnungen ausbreitete. Sehr schräg hatten wir eine Mutter aus unserem Kinderladen angeguckt, als sie ihr drittes Kind bekam. Es wurden Zwillinge. Das war damals in unserem Bekanntenkreis völlig unüblich. Wollte sie nicht abtreiben? Wollte ihr Mann sie länger zu Haus halten?
Die Entscheidung für ein drittes Kind hat uns beide längere Zeit beschäftigt. Bei Monika war sie im gewissen Sinn die Folge einer Abtreibung.
Die großen Kinder verlangten geradezu nach einem Baby: Zwei Kinder, das sei doch pupnormal.

Wir selbst waren neugierig, wie sich ein Kind heute durch unsere Erziehungserfahrung und unsere Sicherheit entwickeln würde.
Ging es uns vor zwölf Jahren – mit unserer eigenen Erziehung noch als Schreckgespenst vor Augen – darum, unsere Kinder so anders wie nur möglich zu erziehen, so versuchen wir jetzt, unsere dritten Kinder in einer bewußten Normalität aufwachsen zu lassen. Standen bei unseren Erstgeborenen, die wie überall die kompliziertesten geworden sind, noch die vielen positiven Ziele im Vordergrund, die die Tatsache überdeckten, daß wir von vielen wichtigen Einzelheiten der Säuglingspflege einfach keine Ahnung hatten, so sind es heute Gelassenheit und die gegebenen Bedingungen, die das Leben und die Erziehung von Lena und Marie, unseren dritten Kindern, bestimmen. Sie kamen weder ins Tragetuch noch in den Kinderladen, und zum Mittelpunkt konnten sie schon wegen unserer beruflichen Arbeit nicht werden.
So war es für uns nicht wichtig, wann unsere Kinder was lernen. Bei der Entscheidung, sie möglichst früh in einer Kindergruppe aufwachsen zu lassen, war zum einen unsere Berufstätigkeit, zum anderen sicher auch die positive Erfahrung unserer großen Kinder in der Gruppe ausschlaggebend. Uns ging es aber nicht mehr darum, viel mit anderen Eltern zu diskutieren, sondern einen Kindergarten zu finden, wo sie sich wohlfühlten ohne Elternmitarbeit, ohne viel Vorgaben, und der für uns in erster Linie entlastend ist.
Annegret: »Lena ist in einer Kindergruppe, in der jeder seinen eigenen Waschlappen hat, die eigene Zahnbürste und die Eltern darauf achten, daß ihre Kinder nicht mit Pullovern anderer Kinder nach Hause kommen. Es hat ihr bisher nicht geschadet. Sie teilt mit anderen Kindern. An meinem Schreibtisch kann sie sich *nicht* ausbreiten, sie kann ihre Bedürfnisse aber sehr gut äußern und ist durch diese Art Kindergarten nicht eingeschüchtert.«
Monika: »Für mich war die Entscheidung für eine Krankenhausgeburt völlig klar: Ich freute mich auf eine ruhige Woche ohne nächtliches Rooming-in. Zu Hause haben wir Marie weit weg von allem Rummel in einen Korb gelegt. Ich habe sie sechs Monate gestillt. Sie bekam ihre Mahlzeiten ganz regelmäßig. Ebenso waren die Zeiten für das Baden und Wickeln und davon abgeleitet ihr Schlaf-/Wachrhythmus genau festgelegt und regelmäßig. Noch mehr als Till, mein zweites Kind, wußte sie, woran sie war, und wir haben sie nicht überfordert. Sie hat sich in ihrem ersten Lebensjahr weitgehend großgeschlafen. Ganz im Gegensatz zu Max haben wir sie kaum aus dem Haus getragen. Sie lag immer auf dem Rücken, hatte wenig Spielzeug um sich herum. Es wurden ihr auch keine ›fördernden‹ Rassel- und Drehautomaten über das Bett gehängt. Sie hat intensiv und ausdauernd ihre Hände entdeckt, und sie wurde nicht durch Klingeln, Klappern oder schnell

rotierende Farbflecken erschreckt, wenn sie zufällig woran stieß oder irgendein Erwachsener das für richtig gehalten hätte. Wir haben sie weder in einen Wipper gesetzt noch sie hingestellt. Sie hat die einzelnen Entwicklungsstufen langsam, aber intensiv durchschritten, hat spät laufen gelernt, dafür aber sicher, gerade und aufrecht. Ich wollte, daß Marie zu jeder Zeit die eigene Entscheidung und auch Verantwortung für ihre Bewegung hat. Mir war es nicht wichtig, *wann* sie etwas macht, sondern *wie*.

Ich hatte bei ihr nicht, wie bei Max, angstbesetzt alles abgesichert. Sie lernte früh, sich mit der Treppe auseinanderzusetzen, und ist daher sehr umsichtig und sehr konzentriert – sie kann sich gut einschätzen.

Max und Till waren von Anfang an an der Pflege von Marie viel beteiligt. Es war nicht immer leicht, ihnen die volle Verantwortung zu lassen: Till kam eines Morgens, die sieben Tage alte Marie unter den Arm geklemmt, mit Strümpfen die Treppe hinunter gelaufen: ›Sie ist wach . . .‹ Max und Till müssen uns helfen, wenn wir keine Zeit haben, dann aber auch selbständig in voller Verantwortung: baden, wickeln, essen, ins Bett legen und singen. Sie sagen, es sei nicht nur Arbeit, sondern auch ein Genuß, mit ihr zusammenzusein, auch wenn sie manchmal eine halbe Stunde hinter Marie herrennen, um die Windel anzulegen. Sie haben es sich von uns abgeguckt, respektvoll mit ihr umzugehen, zu fragen, zu warten, konsequent zu sein, Fischertechnik, Briefmarkensammlung und Plattenspieler zu verteidigen. Sie nicht als Puppe zu behandeln.

Es wird viel über die psychische Entwicklung des Kindes vor und nach der Geburt diskutiert, ob eine oder mehrere Bezugspersonen wichtig sind, ob dem Kind alle Wünsche und Bedürfnisse sofort und sklavisch erfüllt werden. Doch dem sicheren Orientierungsrahmen, der dem Alter entsprechend weder zu groß noch zu klein sein darf, schenken die diskutierenden Mütter- oder Elterngruppen ebenso wenig systematische Aufmerksamkeit wie der individuellen Bewegungsentwicklung.

Ich sehe heute – vor allem durch meine berufliche Erfahrung als Kinderkrankengymnastin –, wie das Vertrauen in die individuelle Bewegungsentwicklung, das Selbstfinden eigener Möglichkeiten, das Experimentieren ganz entscheidend für die Entwicklung eines Kindes sind. So wird das Kind im Tragetuch in die Passivität gezwungen. In Bauchlage hat ein Neugeborenes kaum die Möglichkeit, seine Hände zu finden, geschweige denn seine Füße zu fühlen. Die Bauchmuskeln werden überdehnt, die Rückenmuskeln verkürzt etc. Die weitere Entwicklung der Bewegung wird nicht nur dadurch eingeschränkt, daß wir dem Kind keinen Platz zum Krabbeln lassen, sondern auch dadurch, daß wir ihm oft das eigene Ausprobieren und Experimentieren nicht ermöglichen. Wir nehmen es zu schnell auf den Arm, oder wir machen Spiele, die mit Entwicklungsschritten und Entdeckungslust der

Kinder nichts zu tun haben, z. B. Türmchen bauen, Formen und Farben einordnen.
Rein gefühlsmäßig sind mir diese Zusammenhänge schon bei meinem zweiten Kind aufgefallen, und Till hatte gegenüber Max einen klaren Vorteil: Wir hatten etwas Routine, wußten, was wichtig und unwichtig ist, und er blieb als zweites Kind schon aus rein zeitlichen Gründen mit den reformerischen Ideen seiner Eltern weitgehend verschont. Diese Gefühle, richtig formuliert und weitergedacht, habe ich bei der ungarischen Kinderärztin Emmi Pikler gefunden.

Emmi Pikler ist inzwischen 81 Jahre alt. Sie hat in Wien in den zwanziger Jahren bei C. v. Pirquet gelernt und dann, während ihr Mann unter dem Horthy-Regime als Kommunist zwölf Jahre eingesperrt war, in Budapest ihre Familie als praktische Kinderärztin ernährt. Von 1946 bis 1979 war sie Direktorin des Staatlichen Methodologischen Zentralinstituts für Säuglingsheime in Budapest. Dort wird nun seit über dreißig Jahren systematisch über die Bewegungsentwicklung und über die optimalen Lebensbedingungen von Säuglingen und Kleinkindern nachgedacht und geforscht. Das Institut ist richtungweisend für alle ungarischen Säuglingsheime. Wir haben mit Emmi Pikler, die noch immer den ganzen Tag über in einem kleinen Büro ihres früheren Instituts theoretisch arbeitet*, ausführlich gesprochen. Hier einige Ergebnisse:
»Es ist wichtig, daß sich das Kind als unabhängige Persönlichkeit entwickelt und wir es nicht durch Hautkontakt an uns binden. Hautkontakt erzieht das Kind dazu, sich nur dann sicher und wohl zu fühlen, wenn es an der Haut ist. Wenn es sich bewegen oder experimentieren will, muß es dazu die Haut verlassen. Es ist etwas ganz anderes, wenn wir dem Kind Zuwendung durch Interesse an seinem Spiel geben, uns zu ihm auf den Boden setzen, es umarmen, wenn es das auch will. Aber nur so kann das Kind Vertrauen und eine wirkliche Beziehung aufbauen, die sich nicht nur im Schmusekontakt niederschlägt. Entscheidend dabei ist, dem Kind zur Verfügung zu stehen, offen und wach zu sein für seine Bedürfnisse und Interessen, sofort nachzusehen, wenn es schreit. Es kann dann wieder ungestört weiterspielen mit der Sicherheit, daß Eltern oder Erzieher im Hintergrund sind. Liebe, Zuneigung, Interesse, Ansprache, Beschäftigung bestehen nicht im Herumtragen der Kinder, sondern sollen in der Pflege, dem Wickeln, Baden und Füttern integriert sein. Die Pflege ist nicht das notwendige Übel, die Arbeit, der dann das Spiel folgt. Ein Kind braucht nicht stimuliert zu werden. Es lernt und stimuliert sich selbst nur so, wie es seinem Reifungsgrad entspricht. Die ganze Welt ist für den Säugling anregend, wir müssen ihm nur Zeit, Sicherheit und genügend Raum lassen, sie zu entdecken.«
Wenn wir uns das rückblickend überlegen, haben wir oft einfach das Wich-

tige mit dem Unwichtigen verwechselt: Wir konnten aufgeregt über die zweitrangige Frage diskutieren, ob ein Besuch bei der Großmutter, die sicher die Kacke in der Windel unserer Zweieinhalbjährigen nicht als schönes Ereignis verherrlichen würde, unseren Kleinen nicht bleibende Schäden beibrächte. Gleichzeitig haben wir mit Säuglingen abenteuerliche Reisen unternommen, die Wohngemeinschaften gewechselt, ihnen Trennungen von Eltern zugemutet etc., ohne je darüber zu reden, daß wir so die Grundlagen für die Selbstsicherheit unserer Kinder nachhaltig zerstören könnten.

Wir haben hier aus eigener Erfahrung und als skeptische Betrachterinnen zwei Erziehungskonzepte skizziert. Dabei haben wir die gegensätzlichen und die eher problematischen Aspekte hervorgehoben. Zu den wichtigen Gemeinsamkeiten sowohl der politisch-pädagogisch motivierten Kinderladenerziehung als auch der eher individualistischen Mütterkultur gehören aber:

– Sie versuchen beide, die Anpassungszwänge und Schablonen für die Kinder wenn schon nicht abzuschaffen, so wenigstens elastischer zu machen.

– Beide Konzepte versuchen, die klassische Gewaltstruktur der deutschen Kleinfamilie aufzulösen oder ihr auszuweichen. Das ist schon sehr viel.

– Beide Konzepte waren und sind auf sehr unterschiedliche Weise gesellschaftlich wirksam.

Die Kinderladenbewegung hat die regelhafte Kindergartenerziehung mit ihren Verboten, »Pfuis« und »Bravs« verändert oder sie jedenfalls soweit verunsichert, daß die Legitimation dieser Erziehungspraxis nicht mehr selbstverständlich ist. Ohne diesen breiten Erfolg wäre es sehr fraglich, ob wir unsere jüngsten Kinder heute ruhigen Gewissens in normale Kindergärten schicken würden.

Die neuen Mütter, die sehr ernst in Schwangerschaftsgruppen die Methoden der Entspannung während der Geburt trainieren, die Fragen des Wo und Wie der Geburt monatelang bereden, haben den Spezialisten in den Krankenhäusern und der Säuglingsindustrie das Terrain streitig gemacht. Die Geburtssituation, die Relativierung angeblich richtiger ärztlicher Lehrmeinungen sind durch sie sehr stark verändert worden, der Prozeß, der Eltern als fachlich Unkundige zunehmend entmündigt hatte, ist umgekehrt worden – Gesichtspunkte, die dem engen Begriff von »politischer Relevanz« der Kinderladenbewegung ganz fremd waren.

Die viele Arbeit, die wir Eltern in den Kinderladen hineingesteckt haben, ist, soviel können wir sagen, für unsere Entwicklung als Frauen nicht wegzudenken. Wir haben da etwas verwirklichen können, fühlten uns in unserem häuslichen Alltag weniger unterdrückt, vielleicht ein bißchen befreiter. In dieser Zeit haben wir unsere beruflichen Positionen abgesichert. Ob unsere

Arbeit auch unseren Kindern genützt hat, können wir nicht sagen. Wir sind aber optimistisch. Wir hatten damals im Sinn, unsere Kinder zu formen nach dem von uns Erwachsenen gewünschten Bild des »neuen Menschen«. Wir haben uns der Illusion hingegeben, diese Ziele, die wir als gut definiert hatten, seien von unseren Kindern auf geradem Weg ohne Kurven und Brüche zu erreichen.

Nicht zuletzt durch den Widerstand unserer älteren Kinder sind für uns andere Dinge wichtig geworden: das Hinschauen, Geduldhaben, das Werdenlassen, das heißt der respektvolle Verzicht auf das Formen des Kindes nach unseren Bildern. Wir wollen heute unsere jüngsten Kinder weder durch eine enge Mutter-Kind-Beziehung überfordern noch sie durch allzu klare erzieherische Zielsetzungen in ihren Entwicklungsmöglichkeiten einschränken.

Anmerkung

* In deutscher Sprache ist nur ein Buch von Emmi Pikler erschienen: *Friedliche Babys, zufriedene Mütter. Pädagogische Ratschläge einer Kinderärztin*, Herder Verlag 1982. Die ungarische Originalausgabe dieses Buches ist 40 Jahre alt. Von den theoretischen Arbeiten ist bisher nichts ins Deutsche übersetzt worden. Eine theoretische Studie von Frau Pikler über die Bewegungsentwicklung ist aber in französischer (und italienischer) Sprache zugänglich: *Se mouvoir en liberté dès le premier âge*, Presses Universitaires de Paris, 1979.

Alice Miller
im suhrkamp taschenbuch

Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst

suhrkamp taschenbuch 950. DM 10,–.

Gemeinsame Leitthemen der in diesem Band enthaltenen drei Studien sind die Ursprünge des Selbstverlustes und Wege der Selbstfindung. Das Drama des begabten, das heißt sensiblen, wachen Kindes besteht darin, daß es schon sehr früh Bedürfnisse seiner Eltern spürt und sich ihnen anpaßt, indem es lernt, seine intensivsten, aber unerwünschten Gefühle nicht zu fühlen. Obwohl diese »verpönten« Gefühle später nicht immer vermieden werden können, bleiben sie doch abgespalten, das heißt: der vitalste Teil des wahren Selbst wird nicht in die Persönlichkeit integriert. Das führt zu emotionaler Verunsicherung und Verarmung (Selbstverlust), die sich in der Depression ausdrücken oder aber in der Grandiosität abgewehrt werden. Die angeführten Beispiele sensibilisieren für das nicht artikulierte, hinter Idealisierungen verborgene Leiden des Kindes wie auch für die Tragik der nicht verfügbaren Eltern, die einst selbst verfügbare Kinder gewesen sind.
Alice Miller hat eine in vielen Jahren psychoanalytischer Tätigkeit erworbene reiche Erfahrung verdichtet und außerordentlich klar formuliert.

Am Anfang war Erziehung

suhrkamp taschenbuch 951. DM 12,–.

In diesem Buch öffnet uns Alice Miller die Augen über die verheerenden Folgen der Erziehung – die ja nur das Beste für das Kind will. Sie tut das einmal durch eine Analyse der »pädagogischen Haltung« und zum anderen durch die Darstellung der Kindheiten einer Drogensüchtigen, eines politischen Führers und eines Kindesmörders.
Ihr Text vermag es, uns zu einem nicht bloß intellektuellen und entsprechend folgenlosen Wissen, sondern auch zu einem emotionalen Wissen davon zu verhelfen, daß Psychosen, Drogensucht, Kriminalität ein verschlüsselter Ausdruck der frühsten Erfahrungen sind. Für seine Entfaltung braucht ein Kind den Respekt seiner Bezugspersonen, Toleranz für seine Gefühle, Sensibilität für seine Bedürfnisse und Kränkungen, die Echtheit seiner Eltern, deren eigene Freiheit – und nicht erzieherische Überlegungen – dem Kind natürliche Grenzen setzt.

Du sollst nicht merken

Variationen über das Paradies-Thema

suhrkamp taschenbuch 952. ca. DM 14,–.
September 1983
(Als Hardcover bereits lieferbar.
392 Seiten. DM 36,–).

»Du sollst nicht merken« – nämlich: was dir in deiner Kindheit angetan wurde und was du in Wahrheit selber tust – ist ein niemals ausgesprochenes, aber sehr früh verinnerlichtes Gebot, dessen Wirksamkeit im Unbewußten des Einzelnen und der Gesellschaft Alice Miller zu beschreiben versucht. Ihre Analyse dieses Gebots führt sie zu einer Kritik der Triebtheorie Freuds; deren gesellschaftliche Hintergründe veranschaulicht sie u. a. durch eine ausführliche Interpretation des »Wolfsmanns«, des berühmten Patienten Freuds, und durch eine Auseinandersetzung mit dem Werk Franz Kafkas, aus der ein neues Kafka-Bild hervorgeht (und implizit eine Theorie menschlicher Kreativität).

Suhrkamp

Techniken und Praktiken moderner Kinder-Analyse

Joseph Sandler / Hansi Kennedy / Robert L. Tyson
Kinderanalyse
Gespräche mit Anna Freud
330 Seiten. Brosch. DM 34,–

Das Buch behandelt die Grundzüge der Kinderanalyse, wie sie an der von Anna Freud geleiteten Hampstead Child Therapy Clinic in London praktiziert und gelehrt wird. Der Text ist lebendig und anschaulich; er verliert sich nicht in theoretische und technische Erörterungen und ist auch für den Laien verständlich. Kein anderes Buch vermittelt so tiefe Einblicke in die Arbeit des Kinderanalytikers.

Anna Freud / Thesi Bergmann
Kranke Kinder
Fischer Taschenbuch Bd. 6363/DM 5,80

Alfred Adler
Kindererziehung
Fischer Taschenbuch Bd. 6311/DM 5,80

Hilde Bruch
Der goldene Käfig
Das Rätsel der Magersucht
Fischer Taschenbuch Bd. 6744/DM 6,80

Arthur Janov
Das befreite Kind
Grundsätze einer primärtherapeutischen Erziehung
Fischer Taschenbuch Bd. 6345/DM 8,80

Anna Freud
Einführung in die Technik der Kinderanalyse
Fischer Taschenbuch Bd. 42111/DM 7,80

Melanie Klein
Die Psychoanalyse des Kindes
Fischer Taschenbuch Bd. 42109/DM 15,80

S. Fischer
Fischer Taschenbuch Verlag

Yvonne Schütze

Die Wissenschaft über dem Kind

Entwicklungspsychologie und Sozialisationsforschung als Gängelband

Der Hofmaler und Kammerherr Wilhelm von Kügelgen (geb. 1802) schreibt in seinen *Jugenderinnerungen* über die Einflüsse der Pädagogik auf seine Mutter:
»Diese liebe Mutter strebte nach keiner anderen Ehre als der einer guten Frau und Mutter. Mit ihren Kindern beschäftigte sie sich treu und unablässig und war gewissenhaft bemüht, nichts zu versäumen, was zu unserer Menschenbildung dienlich schien. Aus diesem Grunde studierte sie auch fleißig die gepriesensten pädagogischen Werke ihrer Zeit, aus denen sie freilich wenig Nutzen ziehen mochte; denn eine halbwegs gescheite Mutter weiß schon allein, wie sie ihre Kinder zieht – wo nicht, so lernt sie es schwerlich, weder von Campe, noch Pestalozzi. Sie mochte vielmehr von dieser erquicklichen Lektüre den Nachteil einer fast krankhaften Steigerung ihrer ohnedem schon allzu regen Sorglichkeit haben, denn sie lernte alle erdenklichen Jugendfeinde Leibes und der Seele kennen, eine Legion unablässig anstürmender Teufel, vor denen ihre Kinder zu bewahren die Kraft der Mutter doch nie ganz ausreicht.« (Kügelgen, S. 33)
Ein Nachfahre jenes Wilhelm von Kügelgen, der seine Kindheit in der Mitte der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts durchlebte, schrieb – wie dies heute üblich ist – bereits im zarten Alter von noch nicht zehn Jahren seine Autobiographie. Ein Zufall spielte mir diese Aufzeichnungen, die ich ungekürzt wiedergebe, in die Hände:

Diese liebe Mutter strebte umso mehr nach der Ehre, eine gute Mutter sein zu wollen, als sie sich aus dem von ihr ansonsten so hoch geschätzten Beruf als Lehrerin für sechs Jahre hatte beurlauben lassen, um ganz für mich und später auch für meinen Bruder da zu sein. Mit großem Eifer studierte sie die pädagogisch-wissenschaftlichen Anleitungen für Eltern, wobei sie freilich nur einen Bruchteil derselben bewältigen konnte; allein im Jahre 1976 notierte das Börsenblatt des Deutschen Buchhandels 10 000 Elternratgeber (Hengst 1981). Mutter wandte sich dann von diesen populärwissenschaftlichen Produkten deshalb ab, weil die dort zu lesenden Anweisungen oft widersprüchlich und verwirrend waren; was in dem einen Werk als »progressiv« galt, war im nächsten der Sozialisierung eines »sozial-handlungsfä-

higen, autonomen und mit sich selbst identischen Subjekts« schon wieder abträglich. In ihrer Verwirrung beschloß Mutter, einen der Elternkurse zu frequentieren, die von Erziehungswissenschaftlern, Diplomsoziologen oder -psychologen angeboten wurden. Dies war allerdings leichter gedacht als getan, denn meine Mutter bekam ein Programm mit über 20 verschiedenen Seminaren angeboten, die sich jeweils auf sehr spezifische Fragen und Probleme der kindlichen Entwicklung bezogen. So gab es z. B. Kurse zu folgenden Themen:

Spiele und Medien für Kinder
Angst
Aggression
Strafen
Sexualität
Bezugsperson (Rolle des Vaters, Rolle der Mutter)
Gefühle und Empfindungen des Kindes
Trotz
Lob
Konfliktfragen
Sauberkeitserziehung
Sprachentwicklung
Eifersucht
Schlafstörungen
Verwöhnung
Gehorsam
Kreativität
Neugier
Freundschaften

Meiner Mutter war es um eine mehr allgemeine Orientierung gegangen, nun sah sie sich in der Situation, möglichst alle Kurse besuchen zu müssen, denn was hätte es ihr genutzt zu wissen, was bei nächtlichen Angstanfällen zu tun war, während mein Neugierverhalten im Sinne effizienter kognitiver Entwicklung zu wünschen übrig ließ. Der nächste Schritt, den Mutter also unternahm, bestand darin, daß sie die Ratgeber ins Antiquariat trug, die Kurse gar nicht erst aufnahm und sich statt dessen den Urtexten der Wissenschaft, Sozialisationsforschung und Entwicklungspsychologie, zuwandte.
Ob das eine glückliche Lösung war, bezweifelte ich spätestens an dem Tag, als meine Mutter zum ersten Mal meinen neugeborenen jüngeren Bruder stillte – sie schaute dem Kind unverwandt in die Augen und war auch durch nichts und niemand von dem, was sie »Blickkontakt« nannte, abzulenken. Aber das Baby schaute die Mutter *nicht* an, sondern guckte ziemlich schläf-

rig vor sich hin, beäugte allenfalls die mütterliche Brust. Am Abend hörte ich, wie Mutter dem Vater ratlos berichtete, daß sie irgendetwas falsch mache, sie hatte doch bei René Spitz gelesen, daß die Babys gerade beim Stillen immer ins Mutterauge zu schauen pflegen (Spitz 1967, 1976). Vater ließ sich die Sache vorführen und konnte Mutter mit der Bemerkung ein wenig beruhigen, daß nach Lage der Dinge bzw. der Brust es meinem Bruder unmöglich sei, den mütterlichen Blick zu erwidern. Überhaupt war das mit den Blickkontakten eine schwierige Angelegenheit. Es hieß nämlich, daß eine wirklich sensible Mutter sich den Bedürfnissen des Kindes anpaßt, daß sie auf seine Vorgaben reagiert und diese behutsam aufnimmt und weiterführt. Die nicht-sensible Mutter dagegen unter- oder überstimuliert ihr Kind, d. h. sie verpaßt entweder seine Aufforderungen, Blickkontakt aufzunehmen, oder sie drängt sich dem Kind auf, so daß dieses vor Reizüberflutung zurückschreckt und seinerseits den Blickkontakt meidet (Stern 1979). Bei meiner Geburt hatte Mutter noch nichts über die Gefahren der Unter- und der Überstimulierung gewußt und ihre Blicke dann auf mich gerichtet, wann es ihr paßte; nun aber fragte sie sich ständig, ob mein Bruder möglicherweise zuviel oder zuwenig Anregung erfahre. Gott sei Dank war ich ja auch noch da, der diese Überlegungen und Mutter-Kind-Interaktionen ständig unterbrach, so daß Mutter den Fall der Überstimulation schon mal ausschließen konnte. Diese meine Aktivitäten, die ich zwecks Unterbrechung der endlos dauernden »Dialoge« zwischen Mutter und Otto entfaltete, interpretierten die Eltern als Eifersucht. Und Mutter fragte sich, ob sie mich etwa nicht genügend auf die Geburt Ottos vorbereitet habe, wie dies dringend anempfohlen war. O nein, diesen Vorwurf brauchte sie sich nicht zu machen, hatte sie mir doch ständig die große Freude in Aussicht gestellt, bald ein Brüderchen oder Schwesterchen zu haben. Von jedem Gegenstand, der angeschafft wurde, hieß es, das ist für das Baby, und ungezählte Male sollte ich Mutters Bauch anfassen, in dem sich angeblich das Brüderchen oder Schwesterchen bereits aufhielt. Als es dann schließlich so weit war, verschwand Mutter im Krankenhaus und Vater ging mit; ich durfte nicht dabei sein.

Ich erinnere mich da übrigens einer heftigen Diskussion zwischen den Eltern, die der Geburt Ottos vorausging. Mutter hatte nämlich gehört, daß die zu erwartenden Eifersuchtsreaktionen des älteren Kindes gar nicht einträten, wenn das Kind bei der Geburt des Geschwisters anwesend sein dürfe. Vater lehnte diese Idee völlig ab, er sprach davon, daß ich ja einen Schock fürs Leben kriegen könne, daß selbst er sich psychisch kaum in der Lage sehe, ruhig zuzuschauen, wie Mutter sich quäle, und außerdem würde die Klinik die Präsenz von kleinen Geschwistern im Kreißsaal auch gar nicht gestatten. Darauf erwiderte Mutter, dies sei nur eine Frage der Zeit, vor einigen Jahren seien ja auch die Väter noch auf den Flur verbannt gewesen,

und wenn es erst wissenschaftlich erwiesen sei, daß Kinder positiver auf ihre neugeborenen Geschwister reagieren, wenn sie deren Geburt miterlebt hätten, dann würde dies ebenso eine Selbstverständlichkeit werden wie heute schon für Väter und nebenbei auch für Forscher. »Für Forscher?« Das hatte Vater bisher nicht gewußt, und er fragte leise, ob Mutter etwa ein Forscherteam zur Geburt des Brüderchens oder Schwesterchens eingeladen habe. Nein, das hatte Mutter ihm nicht antun wollen, aber ihre Freundin Hannelore, die hatte unter Supervision einer Psychologin ihr Kind bekommen. »Und was soll das?« hatte Vater gefragt. »Nun«, antwortete Mutter, »erstens wird mit Hilfe der Brazelton Neonatal Behavioral Assessment Scale, kurz BNBAS, die Persönlichkeit des Neugeborenen, d. h. seine Fähigkeiten zur Interaktion und seine Reaktionen auf Erwachsene gemessen. Es sind nämlich Fähigkeiten wie die, auf optische und akustische Reize mit Aufmerksamkeit zu reagieren, sich beruhigen zu lassen und sich anzuschmiegen und auch bereits eine gewisse Selbstbeherrschung zu zeigen, die die künftigen Mutter-Kind-Interaktionen sehr beeinflussen kann.« – »Ja«, sagte Vater, »das sehe ich ein, vor allem das mit der Selbstbeherrschung scheint mir äußerst wichtig.« Mutter war offenbar nicht sicher, wie Vaters Einwurf gemeint war, und fuhr unbeirrt fort: »Der BNBAS besteht aus 27 Prüfungen, und am Ende hat man für jedes Neugeborene ein Notenprofil von 1 bis 5.« Vater brummelte, daß die Schulpflicht doch erst für Sechsjährige eingeführt sei. Mutter überhörte das. »Was zu wissen mir aber besonders wichtig wäre, ist, welchen Zärtlichkeitsindex ich erreiche.« – »Was willst du erreichen?« – »Na, den Zärtlichkeitsindex, das ist ein Maß aus Dauer und Häufigkeit zärtlicher Hautkontakte, die Formel ist

$$Zi = \sqrt{\left(\frac{fi}{\bar{f}/20\ \text{min}}\right)^2 + \left(t_i\right)^2}$$

(Grossmann/Grossmann 1980).« Vater schwieg ergriffen. Aber Mutter lächelte hintergründig, sie hatte noch mehr auf Lager. »Und dann ist es natürlich auch sehr interessant zu wissen, ob die Anwesenheit des Vaters bei Geburt des Kindes nicht nur eine Unterstützung für die Mutter bedeutet, das ist ja mittlerweile klar, er ist der ›coach‹, sondern es muß natürlich auch erforscht werden, ob Vater-Präsenz oder -Nicht-Präsenz einen Unterschied für die Vater-Kind-Beziehung macht. Und stell dir vor, man hat in einer Vergleichsstudie herausgefunden, daß zwar 85 Prozent *aller* untersuchten Väter nach Geburt des Kindes glücklich waren und ihr Kind für das tollste hielten, daß aber die Väter, die bei der Geburt dabei waren, sich signifikant eher zutrauten, ihr Kind von anderen Neugeborenen zu unterscheiden, als die anderen Väter.« – »Und welche Vorzüge hatten diese Väter außerdem?« – »Oh, sonst waren die Unterschiede nicht so groß, außer daß die anwesenden Väter mehr Unterrichtseinheiten über den Geburtsvorgang absolviert

hatten als die nicht anwesenden.» – »Donnerwetter, das ist ja ein überraschendes Ergebnis«, sagte Vater (Greenberg/Morris 1974; Bradley 1962).

Nach der Ankunft meines Bruders verlief unser Leben zunächst einmal ruhig, die Eltern hatten alle Hände voll zu tun, Aufmerksamkeit und Zuwendung gerecht an uns beide zu verteilen und vor allem auch unseren unterschiedlichen Entwicklungsniveaus Rechnung zu tragen (Kreppner, Paulsen, Schütze 1982). Aus dieser Zeit erinnere ich mich nur an ein Problem, und das hing mit den ersten Sprechakten – so sagte man damals – meines Bruders zusammen. Otto sprach nämlich von sich nicht als »Otto«, sondern sagte »ich«. Dieser Fall tauchte in der Literatur über Sprachentwicklung überhaupt nicht auf, und Mutter fragte sich, ob dieses unvorschriftsmäßige Überspringen einer Stufe des Spracherwerbs ein böses Omen sei. (Mein Bruder war ein ziemlicher Egoist, aber diesen Zusammenhang sah in meiner Familie niemand außer mir.)

Doch will ich nicht verschweigen, daß auch ich Anlaß zur Besorgnis bot. Ich ging von meinem dritten Lebensjahr an in einen Kinderladen, in den meine Mutter mich das erste halbe Jahr regelmäßig begleitete. Sie war der Auffassung, ich solle »peer-Kontakte« haben, gleichzeitig aber fürchtete sie mein Geschrei, wenn sie Anstalten machte, mich dort allein zu lassen, also blieb sie. Mir gefiel dieser Zustand recht gut, ich hatte etliche Freunde, die ich auch manchmal am Nachmittag zu mir nach Hause einlud. Mutter war dann ganz selig, daß ich als sozial-kompetentes Kind gelten konnte. Bei ihren Freundinnen betonte sie immer wieder, wie wichtig es doch sei, daß Kinder andere Kinder zu Freunden hätten, und daß sie lernen sollten, sich allmählich von der Mutter zu lösen. Aber diese anderen Kinder hatten das Stadium der »emotionalen Objektkonstanz« (Mahler 1978), so lautete die Formulierung für die Fähigkeit, die Abwesenheit der Mutter auch über längere Zeit ohne innere Krisen zu überstehen, offenbar eher erreicht als ich: zwar blieb ich mittlerweile auch ohne Mutter im Kindergarten, weigerte mich aber immer noch hartnäckig, bei meinen Freunden zu übernachten. Mutter machte sich nun heftige Vorwürfe, es war die Rede von Mutter-Fixierung und unterdrückten Selbständigkeitsbedürfnissen. Gleichwohl war mir klar, daß Mutter auch stolz darauf war, daß ich so an ihr hing und mich nicht von ihr trennen wollte. (Ehrlich gestanden, das traf die Sachlage auch nicht, denn ich fand keinen Geschmack daran, dauernd in fremden Häusern auf Luftmatratzen zu schlafen, und es ärgerte mich, daß alle Welt darauf bestand, wir Kinder sollten dieses ewige Umherziehen wunderbar finden.) Ich war nun in einem wirklichen Dilemma: einerseits sollte ich Mutter zuliebe beweisen, daß ich nicht mutter-fixiert sei, andererseits aber wußte ich, wie enttäuscht sie sein würde, wenn ich klaglos außer Hause schliefe. Sehr viel später hörte ich, daß man solcherlei ambige Botschaften »double binds«

nennt und daß man während der fünfziger und sechziger Jahre glaubte nachweisen zu können, daß »double-binds« schizophrenogen sind. Später war man nicht mehr so überzeugt; das »double-bind« scheiterte nämlich in erster Linie daran, daß es sich nicht recht zählen und messen ließ (Bateson 1969, 1972; Olson 1972; Ringuette/Kennedy 1966). Gott sei Dank hatte ich es also erst in den siebziger Jahren mit »double-binds« zu tun, wo es schon nicht mehr so gefährlich war, à la »double-bind« zu kommunzieren. Und auch Mutter ist viel Aufregung erspart geblieben, denn da sie nie gemerkt hatte, daß sie »double-binds« ausgab – das Vertrackte ist, daß man unbewußt mit ihnen hantiert –, konnte sie wenigstens hinsichtlich ihrer Kommunikationsmodi beruhigt sein.

Während Mutter also meine und meines Bruders Entwicklung, wenn auch durch immerwährende Zweifel erschüttert, als »normal« definierte, so tat sie das hinsichtlich der Kinder ihrer Freundinnen bzw. der Mütter unserer Freunde keineswegs. Mutter machte an jedem dieser bedauernswerten Kinder eine Beobachtung, die auf die katastrophale Mutter-Kind-Beziehung des armen Wurms verwies. Mein Freund Knut z. B. war entschieden zu brav und zu still, er widersetzte sich den Anordnungen bzw. Vorschlägen meiner Mutter nie, aß, was ihm angeboten wurde, bedankte sich höflich und putzte sich die Schuhe an der Haustür ab. Mutter fand, er sei geradezu zwanghaft ordentlich und gehorsam, Kinder müßten laut und fröhlich sein, man könne Knut förmlich ansehen, daß seine Ich-Entwicklung zu frühzeitig betrieben worden sei: ein Kind, dem man keine Zeit gelassen habe, sich wie ein Kind zu fühlen. Meine Freundin Marina dagegen war zwar äußerst laut und fröhlich, fragte aber nie nach ihrer Mutter, wenn sie bei uns abgegeben wurde. Sie konnte tagelang bei uns bleiben, ohne auch nur das geringste Heimweh zu zeigen, und wenn ihre Mutter kam, war Marinas Freude für den Geschmack meiner Mutter zu moderat: ein typisches Beispiel für ein »ungebundenes« Kind. Dabei blickte Mutter dann vielsagend in die Runde und verwies auf die »Attachment«-Theorien von Bowlby und Ainsworth (Bowlby 1975; Ainsworth 1973, 1978). Besonders ereiferte sich Mutter über berufstätige Mütter; die waren in ihren Augen sämtlich Egoistinnen, die ihre Kinder vernachlässigten, sie in Krippen und Kindergärten abschoben, um sich selbst den Lüsten des Berufslebens hinzugeben.

Daß auch ich in den Kinderladen ging, hatte ganz andere Gründe; nicht etwa, daß Mutter sich so weit je hätte gehen lassen, sich einzugestehen, daß es auch für sie allerlei Bequemlichkeit mit sich brachte, wenn ich ein paar Stunden aus dem Haus war, nein, Mutter trennte sich nur deshalb und natürlich schweren Herzens von mir, damit ich durch andere Kinder Anregungen erhielt, die sie mir nicht geben zu können glaubte. Mutter meinte, es sei für mich sehr langweilig zu Hause, das Spiel mit meinem zwei Jahre jüngeren Bruder sei keine ausreichende kognitive Herausforderung für

mich. Und was meinen Bruder betraf, so war der Umgang mit mir in dieser Richtung zwar förderlich, andererseits aber fürchtete sie, daß er mich imitieren und somit sein kreatives Potential zu kurz kommen könne. Bestätigung fand sie für diese Ansicht in der Aufteilung nach Jahrgangsklassen, wie dies für Kindergärten üblich ist. Wir zogen, nachdem mein Bruder zwei Jahre alt war, zwar morgens gemeinsam los, gingen dann aber jeder in seine Altersgruppe, so daß ich Otto nur noch zu Hause sah. Und auch zu Hause noch wurden wir separiert. Jeder hatte nun seine Kindergartenfreunde, und Mutter befand, daß ich mich zu sehr in Ottos Spielaktivitäten einmischen würde, wenn er Besuch hatte, und umgekehrt galt das gleiche, wenn ich meine Freunde zu Gast hatte. Also wurde ein Plan ausgearbeitet, wonach der eine auswärts spielen mußte, wenn der andere Besucher hatte – ein manchmal äußerst kompliziertes Arrangement, denn oft blieb Mutter nichts anders übrig, als den einen erst mit dem Auto wegzubringen, bevor die Gäste des anderen kamen, was natürlich jeweils mit den beteiligten Müttern telephonisch abgesprochen werden mußte.

In diese unsere kindgerechte Kindheit brachen zwei Ereignisse ein, die das Weltbild unserer Mutter ins Wanken brachten. Das erste Ereignis war die Lektüre des Buches *Geschichte der Kindheit* von Philippe Ariès (1975). Ariès' historische Untersuchung über den Status des Kindes in der Vergangenheit hatte zwar mit Otto und mir nicht unmittelbar zu tun, gleichwohl hatte sie Konsequenzen. Ariès vertritt nämlich die These, daß die Kinder mit der Etablierung des Schulsystems immer stärker aus dem Leben der Erwachsenen ausdifferenziert wurden, während sie in früheren Zeiten Zugang zu sämtlichen Lebensbereichen hatten, selbstverständlich bei allem, was die Erwachsenen taten, mitmachten, sei es Spiel oder Arbeit, und auf diese Weise unauffällig alles erlernten, was es zu erlernen gibt, und nicht als Gegenstände von Erziehungsmaßnahmen traktiert wurden. Besonderen Eindruck machte es Mutter, daß die Kinder auch häufigen Umgang mit Erwachsenen pflegten, die in keinerlei Weise dazu professionell ausgewiesen waren, und daß Kindergruppen keineswegs altershomogen waren, sondern kleine und große Kinder sich bunt durcheinandertummelten, wechselseitig voneinander lernend und, wenn man Ariès glauben durfte, sich keineswegs miteinander langweilend. Nun fiel Mutter plötzlich auf, daß wir weder besondere Kontakte zu anderen Erwachsenen noch in irgendeiner Weise am Leben der Erwachsenen teil hatten, denn die Erwachsenen hatten ja ständig teil an unserem Leben: Mutters Freundinnen waren samt und sonders Mütter von anderen Kindern, mit denen sie sich traf, damit wir Kinder miteinander spielten. In Urlaub fuhren wir grundsätzlich nur mit den Freunden der Eltern, die Kinder in unserem Alter hatten; ich glaube, andere Freunde hatten die Eltern sowieso nicht mehr.

All das sollte sich von nun an ändern. Die dringlichste Änderung, die an-

stand, war natürlich die, meinen Bruder und mich zu vereinen. Mutter hielt in zivilisationskritischer Absicht im Kinderladen eine flammende Rede mit dem Ziel, alle Altersgruppen aufzulösen. Da war sie aber bei den anderen, nicht minder theoretisch gewappneten Müttern an der falschen Adresse: man hielt ihr vor, daß Ariès das alles falsch gesehen habe, und schleuderte ihr de Mause (1977) entgegen. Der hatte aufgrund seiner psycho-historischen Forschungen festgegstellt, daß die Kinder früher ein fürchterliches Los gehabt hatten, weil sie ständiger Gewalt und den projizierten Wünschen ihrer Eltern ausgesetzt waren. Erst die Eltern der Gegenwart hätten ein empathisches Verhältnis zu ihren Kindern entwickelt, was sie sich durch Mutters unreflektierte Übernahme der überhaupt nur für die Oberschicht konzipierten Thesen des Herrn Ariès auch nicht kaputt lassen machen würden. Und schließlich könne man die Umgangsformen der Vergangenheit nicht mir nichts dir nichts auf die Gegenwart übertragen. Das mußte Mutter einsehen. Dennoch durften Otto und ich von nun an unsere Nachmittage gemeinsam verbringen, unbeschadet aller Förderung und Hemmung, die wir uns gegenseitig zuteil werden ließen.

Der richtige Umschwung kam allerdings erst in unser Leben, nachdem meine Mutter einen wissenschaftlichen Vortrag über die »Verwissenschaftlichung des Sozialisationsprozesses« gehört hatte. Dort war die Rede gewesen vom unerträglichen Eingriff in die autonome Lebenspraxis der Menschen, von der Entmündigung der Eltern durch die Wissenschaft, von der Zerschlagung ihrer naturwüchsigen elterlichen Kompetenz, von der verwalteten, ja liquidierten Kindheit, und was der Scheußlichkeiten mehr waren. Mutter kam völlig aufgelöst nach Hause und berichtete Vater, was man ihr und ihresgleichen seitens der Wissenschaft seit Jahren angetan habe. Vater zeigte sich beeindruckt, fragte, ob es sich um eine Veranstaltung jener Menschen gehandelt habe, die neuerdings wieder mehr Mut zur Erziehung demonstrieren wollten, und welche Konsequenzen sie aus dem Gehörten zu ziehen gedenke. Mutter quittierte Vaters Bemerkung über den Mut zur Erziehung als eklatante Taktlosigkeit, was sie in der Tat auch war, und ließ die Sache scheinbar auf sich beruhen. Aber nur scheinbar. Denn es tat sich doch etwas, die Bücher über die soziale, kognitive, sozial-kognitive, emotionale, moralische und sprachliche Entwicklung des Kindes verschwanden aus der Beletage des Bücherregals in die oberen, nur mit Trittleiter zu erreichenden Ränge; an ihre Stelle trat ein vorerst noch schmales Sortiment von Publikationen, die die Einflußsphäre der verbannten Bücher in unserem Haus drastisch einschränken sollten.

Wie der geschätzte Leser schon bemerkt haben wird, war unsere Mutter nichts weniger als oberflächlich, und ebenso gründlich, wie sie zuvor die einzelnen Phasen der Entwicklungstheorien verfolgt hatte, nahm sie sich jetzt deren Motive für die Entwicklung von Phasen überhaupt vor. Den

Schlüssel zur Erkenntnis lieferte ihr ein Buch mit dem Titel *Die Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft* (Gstettner 1981). Triumphierend konfrontierte sie Vater mit der These, daß es ganz eindeutig einen Zusammenhang gebe zwischen der imperialistischen Kolonialisierung und Zivilisierung fremder Völker und der Kolonialisierung und Zivilisierung von Kindern und Jugendlichen durch die Entwicklungspsychologie. Vater, dessen Fehler es leider war, oft nicht richtig zuzuhören, fragte: »Was meinst du damit?« Mutter zitierte: »Alle heute vorherrschenden Modelle menschlicher ›Entwicklung‹ beinhalten territoriale Vorstellungen: Völker, wie auch einzelne Individuen, werden als politische Räume gedacht, als Territorien, die es zu erobern und zu besetzen, zu erforschen und zu missionieren gilt. Deshalb gibt ein Blick auf die Anthropologie, die frühere ›Völkerkunde‹, einigen Aufschluß darüber, weshalb Wissenschaftler ›Wilde‹ für primitiv halten, ›Primitive‹ für naiv, ›Naive‹ für kindlich und Kinder für naiv, primitiv und wild« (S. 8). Vater lachte: »*Ich* finde unsere Kinder zumindest zeitweise naiv, primitiv und wild, aber *du*, die du doch die knatternde Fahne der Wissenschaft in unserer Familie hochhältst, hast du je solche Gedanken über unsere lieben Kleinen gehegt?« Statt einer Antwort griff Mutter sich an den Kopf. »Hör zu, ich fahre fort:

›Ich lege meiner Arbeit also die These zugrunde, daß die wissenschaftliche Eroberung unbekannter Territorien der Eroberung der kindlichen Seele vorausgeht und daß diese zeitliche Verschiebung aus zwei Gründen bedeutsam ist: Zum einen konnte die entwicklungspsychologische Kinder- und Jugendforschung, hier gleichsam verstanden als das wissenschaftliche Bemühen von Menschen, die ›weißen Flecken‹ in der eigenen Vergangenheit (Ontogenese) zu erforschen, auf Theorien und Methoden zurückzugreifen, die sich schon praktisch bewährt hatten, nämlich bei der Erforschung jener unbekannten Völker und Stämme, die man (phylogenetisch) ebenfalls der eigenen Vergangenheit zurechnete. Zum anderen ist zu berücksichtigen, daß die Entwicklungspsychologie zu einem Zeitpunkt entstand, als sich die Anthropologie schon in einem fortgeschrittenen Stadium befand. Um im obigen Bild zu bleiben: Die Entwicklungspsychologen begannen langsam, anhand der systematischen Auswertung ihrer *Reiseberichte*, in die Kindheit und Jugendzeit vorzudringen, Gebiete theoretisch auszugrenzen, die es dann erziehungswissenschaftlich besonders zu bearbeiten galt, als die Anthropologen bereits mit den *praktischen Folgen* ihrer vorgenommenen Ausgrenzung konfrontiert waren, nämlich mit Phänomenen wie Abhängigkeit, Ausbeutung und Unterentwicklung (S. 15).«

Vater unterbrach: »Das ist doch eine ganz hübsche theoretische Konstruktion. Was ereiferst du dich eigentlich, meine Liebe, glaubst du jetzt etwa, du müßtest dir diesen Ausbeutungssschuh anziehen?« Mutter war nachdenklich geworden. »Eigentlich hast du recht. Jede Theorie habe ich mir bisher

zu eigen gemacht und habe aus allen wissenschaftlichen Untersuchungen Handlungsweisen abgelesen, die gar nicht vorgesehen waren. Dadurch hat sich immer alles auf mich bezogen. Waren die Kinder unerträglich, dachte ich, das sei mein Fehler, und waren sie reizend, dann war es mein Verdienst.« Mutter seufzte tief. Vater auch. Beide schwiegen. Dann nahm Mutter den Faden wieder auf: »Aber eines sehen diese Kritiker der Pädagogisierung schon richtig: Die gesamte Lebenswelt des Kindes wird vom ersten Tag an durchgeplant und mit ›kindgerechten‹ Materialien angefüllt, und die sogenannte freie Entfaltung des Kindes ist ausschließlich das Produkt pädagogischer, wissenschaftlich angeleiteter Interventionen geworden.« Vater fragte: »Sag mal, haben deine Gewährsleute für derlei Behauptungen sich eigentlich mal die Kinder wirklich angesehen, oder geht es nicht vielmehr um Kindheit, wie sie sich im Kopf dieser Leute abspielt, wie sie sich gemäß ihren Deutungen abspielen müßte? Heute morgen ging ich mit Wilhelm spazieren, an der Straßenkreuzung wollte er blindlings auf die andere Seite laufen, ich hielt ihn etwas unsanft zurück. Wilhelm schaute mich verächtlich an und fragte: ›Geht man so mit einem Kind um?‹ Vielleicht sind solche Verhaltensweisen ja Produkt dieser neuerdings diskreditierten pädagogischen Interventionen, vielleicht aber ist dies auch ein Anzeichen dafür, daß Kinder die schlechte Realität transzendieren können. Mir jedenfalls gefällt dieser Umgang, den Wilhelm mit mir pflegt. Wenn ich da an meine eigene Jugend denke . . .« – »Oh, Gott«, unterbrach Mutter, »nicht das auch noch, ich bitte dich!«

Von diesem Tag an hörten die elterlichen Dialoge in Sachen Pädagogik auf. Unser eigenes Wohlergehen wurde dadurch nicht beeinträchtigt. Und Mutter? Sie war ganz die alte. Oder doch nicht? Ein paar Monate nach dem oben geschilderten Gespräch kam ein Freund der Eltern, ein Entwicklungspsychologe, ins Haus und fragte, ob er Otto und mir einige Fragen zur Struktur des moralischen Urteils vorlegen dürfe; es wäre auch schön, wenn er uns bei dieser Prozedur videographieren könne. Mutter grinste ironisch und antwortete mit einem Spruch aus ihrer Jugendzeit: »Ja, wenn's der Wahrheitsfindung dient.«

Hiermit könnte der Bericht über meine wissenschaftlich angeleitete Kindheit enden, vollständigkeitshalber aber sei noch ein kleiner Nachtrag hinzugesetzt: Vor einiger Zeit telephonierte meine Mutter mit Großmutter, gleichmäßig plätscherte ihre Rede dahin, doch plötzlich merkte ich auf. Mutter sagte: »Warum nehmt ihr eigentlich nicht an dem Kognitionstraining für ältere Menschen teil, da werden wirklich tolle Erfolge erzielt, vor allem auf dem Sektor der fluiden Intelligenz« (Baltes, Baltes 1982). Ich blätterte still in meinem antipädagogischen Bilderbuch.

Literatur

Ainsworth, M. D. S.: »The Development of Infant-Mother Attachment.« In: B. M. Caldwell/H. M. Riccuiti (eds.), *Review of Child Development Research,* Vol. 3. New York: Russel Sage Foundation, 1973.

Ainsworth, M. D. S. et al.: *Patterns of Attachment: A Psychological Study of the Strange Situation.* Hillsdale, N. J.: Lawrence Erlbaum, 1978.

Ariès, P.: *Geschichte der Kindheit.* München, 1975.

Baltes, M. M./Baltes, P. B.: »Microanalytical Research on Environmental Factors and Plasticity in Psychological Aging.« In: T. M. Field et al. (eds), *Review of Human Development.* New York: Wiley, 1982, S. 524-539.

Bateson, G. et al.: »Auf dem Wege zu einer Schizophrenie-Theorie.« In: *Schizophrenie und Familie.* Frankfurt, 1969.

Bateson, G.: »Double-Bind 1969.« In: *Steps to an Ecology of Mind.* San Francisco, 1972.

Bowlby, J.: *Bindung. Eine Analyse der Mutter-Kind-Beziehung.* München, 1975.

Bradley, R. A.: »Fathers' Presence in Delivery Rooms.« In: *Psychosomatics,* 3 (1962), 474-479.

Braunmühl, E. v.: *Antipädagogik.* Weinheim: Beltz, 1975.

Greenberg, M./Morris, N.: »Engrossment: The Newborn's Impact Upon the Father.« In: *Amer. J. Orthopsychiat.* 44 (1974), 520-531.

Grossmann, K./Grossmann K. E.: »Bericht über den derzeitigen Stand der Auswertearbeiten des Projektes ›Verhaltensontogenie beim menschlichen Neugeborenen‹.« Unveröff. Manuskr., Regensburg, 1980.

Gstettner, P.: *Die Eroberung des Kindes durch die Wissenschaft.* Reinbek: Rowohlt, 1981.

Hengst, H. et. al.: *Kindheit als Fiktion.* Frankfurt: Suhrkamp, 1981.

Kreppner, K./Paulsen, S./Schütze, Y.: »Kindliche Entwicklung und Familienstruktur.« In: *Zeitschrift für Pädagogik* 28 (1982), 221-244.

Kügelgen, W. v.: *Jugenderinnerungen.* Berlin o. J.

Mahler, M./Pine, F./Bergman, S.: *Die psychische Geburt des Menschen.* Frankfurt, 1978.

de Mause, L.: *Hört Ihr die Kinder weinen?* Frankfurt, 1977.

Miller, M.: »Argumentationen als moralische Lernprozesse.« In: *Zeitschrift für Pädagogik* 28 (1982), 299-314.

Olson, D. H.: »Empirically Unbinding the Double Bind: Review of Research and Conceptual Reformations.« In: *Family Process* 11 (1972).

Rabe-Kleberg, U./Zeiher, H.: »Kindheit und Zeit: Über das Eindringen moderner Zeitorganisation in die Lebensbedingungen von Kindern.« Erscheint in: *Zeitschrift für Sozialisationsforschung und Erziehungssoziologie* 4 (1984), H. 1.

Rebelsky, F./Hanks, Ch.: »Fathers' Verbal Interaction with Infants in the First Three Months of Life.« In: *Child Development* 42 (1971), 63-68.

Ringuette, E. L./Kennedy, T.: »An Experimental Study of the Double-Bind Hypothesis.« In: *J. of Abn. Psych.* 71 (1966).

Spitz, R. A.: *Vom Säugling zum Kleinkind.* Stuttgart, 1977.

Spitz, R. A.: *Vom Dialog.* Stuttgart, 1976.

Stern, D.: *Mutter und Kind. Die erste Beziehung.* Stuttgart, 1979.

Wolfgang Merten
Die Flucht vor der Erziehung
Oder wie Alice Miller und Erich Fromm sich in der Kinderstube breitmachen

Die Entdeckung der Kindheit und die Etablierung eines verbindlichen Schulsystems sind historisch nicht voneinander zu trennen, denn sie markieren die Epochenschwelle zur Moderne.
In der aktuellen Diskussion über die Praxis der Erziehung gibt es jedoch Stimmen, die den Verdacht hegen, daß die Erziehung der zu hohe Preis für das Kindsein ist. Sie betrachten sie als das ›trojanische Pferd‹ des Feudalismus, das einer wirklichen Veränderung der Gesellschaft im Wege steht. Die enge Beziehung von Erziehung und Familie tut ein übriges, um diese Argumentation zu stützen.
Dieser Aufsatz handelt von einigen Schlußfolgerungen, die aus dem Unbehagen über die Erziehung gezogen werden.
Seit einigen Jahren ist die Rede von der ›Schwarzen Pädagogik‹, mit der es vornehmlich die Pädagogen des vorigen Jahrhunderts hielten, um in ihren Schützlingen die bürgerlichen Tugenden zu befestigen. Soviel steht fest: sie haben es sich und den Kindern nicht leicht gemacht. Die Wegstrecke zur Erreichung ihrer Ziele war lang und voller Tücke. Schon die kleinste Abweichung vom Pfad der Tugend konnte verheerende Folgen haben, so daß die Aufmerksamkeit nie nachlassen durfte. In einem Quellenband zur Naturgeschichte der Erziehung, der von Katharina Rutschky herausgegeben und vorzüglich kommentiert wurde, sind die ergreifenden Zeugnisse dieser pädagogischen Hybris zu besichtigen. Das pädagogische Feld wurde ständig erweitert, wilde Gebiete wurden kultiviert, wobei vor allem die kindliche Psyche eine permanente Herausforderung an den pädagogischen Theoretiker darstellte, nachdem das Gebiet des kindlichen Körpers gründlich vermessen und der Patronage der Disziplin überantwortet worden war. Da aber die Erforschung der Psyche, womit alle ›inneren‹ Bewegungen gemeint sind, die nicht in die ausschließliche Kompetenz des Mediziners gehören, ein anderes Instrumentarium erforderte als das, mit dem man bei der Korrektur von Haltungsschäden so schöne Erfolge erzielen konnte, war es notwendig, ein Beobachtungssystem zu entwickeln, mit dessen Hilfe man verläßlich auf die Verfassung des Kindes schließen konnte. Die Methoden waren so erfolgreich, wie ihre Anwendung erschreckt.
Mußten die Erziehungstheoretiker noch Psychologen, Physiologen, Päd-

agogen, Mediziner, Natur- und Geisteswissenschaftler zugleich sein, ein wahrhaft enzyklopädischer Anspruch und Ursache mancher Verwirrungen, so war der Praktiker gänzlich überfordert und hielt sich an das, was von den Erziehungstraktaten am plausibelsten schien, und das war meist der Disziplinkatalog.

Schulische Wirklichkeit und theoretische Reflexion hatten nur spärliche Berührungspunkte. Letztere näherte sich gegen Ende des Jahrhunderts einer Beschreibung des kindlichen Seelenlebens, die deutlich zu Freud hinführt, wenngleich mit gänzlich unterschiedlichen Intentionen. Die Untersuchungen verfolgten die Absicht, potentielle Störungen des pädagogischen Prozesses zu verorten und geeignete Antworten zu entwickeln. Michel Foucault nennt diese Verfahren eine »politische Anatomie des Details«. Ziel war die absolute Transparenz aller schulischen Vorgänge und eine restlose Motivierung aller Beteiligten. Keine Gegenwehr und keine heimliche Abweichung durfte geduldet werden. Alle sollten wollen.

Nur ein selbstbewußtes Bürgertum konnte diese Forderung stellen und durchsetzen, um ihre Herrschaft zu konsolidieren und auch künftig zu sichern. Nach ihrem Selbstverständnis sollte die totale Institution Schule allen dienen, besonders jedoch den Kindern, die sie festigen und vor Verführungen bewahren sollte.

Sigmund Freud hat gezeigt, welchen Preis das Gelingen dieser Erziehung vom Individuum verlangt. Von ihm erhalten die pädagogischen Fortschrittskonzepte einen empfindlichen Schlag, denn er weist die Möglichkeit vollständiger und irreversibler Triebdomestizierung zurück, die von den Pädagogen als Ziel angestrebt wurde.

Das Kind hat die Anfänge der Triebbeherrschung und der sozialen Anpassung zu erlernen, das, notiert Freud, ist das Diktat der Zivilisation, doch muß es sich dabei der Verdrängung bedienen, um der ›Affektstürme‹, die das Ich bedrängen, Herr zu werden. Das Verdrängte ist aber nicht für immer ›unter Verschluß‹, hier sind Dispositionen für künftige Erkrankungen angelegt. Freuds Charakterisierung der kindlichen Sexualität entzieht den Klassifikationen von ›gut‹ und ›böse‹ den sicher geglaubten Boden. Über ihre Existenz konnten die Pädagogen nicht sonderlich überrascht sein, denn sie verwandten einen beträchtlichen Teil ihrer Energie darauf, alle sexuellen Regungen beim Kind zu unterdrücken. Sie waren geradezu von ihr besessen, was René Scherèr dazu veranlaßt, einen notwendigen Zusammenhang von Päderastie und Pädagogik zu behaupten. In der Tat ließen die Pädagogen nichts unversucht, um dem kindlichen Sex auf die ›Schliche‹ zu kommen: geschickte Verhörtechniken, Spitzeldienste, Beobachtung von verdächtigen Symptomen . . .

Freuds Intervention richtet sich gegen die fromme Hoffnung, der böse Sex sei Teufelswerk oder er komme von außen, vom verderbten Erwachsenen.

Weiß man aber um den Charakter der kindlichen Sexualität, so hat die Vorstellung von der Unschuld ausgedient und mit ihr alle auf sie gründenden Konzepte, die das Kind zum Träger unverbildeter Tugenden stilisieren, an denen die erwachsene Menschheit genesen soll.

Folgerichtig setzt Freud den Möglichkeiten erzieherischen Einwirkens deutliche Grenzen und denunziert die Praxis der Uniformisierung der Kinder, indem er die Einmaligkeit eines jeden hervorhebt: Zwischen der Scylla des Gewährenlassens und der Charybdis des Versagens habe die Erziehung ihren Weg zu wählen und dabei zu berücksichtigen, daß die Objekte ihrer Beeinflussung, die Kinder, sehr verschiedene konstitutionelle Veranlagungen mitbringen und flexible Erziehungspersonen erfordern. Die dabei auftretenden Schwierigkeiten sind offenkundig. Freud hielt eine psychoanalytische Schulung, ja die Erfahrung einer eigenen Analyse für die beste Vorbereitung eines Erziehers und natürlich der erziehenden Eltern. Der direkten Beeinflussung der Kinder widmete er nur eine kurze Spekulation über eine kinderanalytische Betreuung in der Schule, doch war er realitätsmächtig genug, um die Widerstände und objektiven Hindernisse gegen diese Vorstellungen zu erkennen.

Die Überwindung dieser zugleich anspruchsvollen und wenig optimistischen Position ließ nicht lange auf sich warten. Wilhelm Reich gehörte zu den ersten, die die Analyse für eine Fortschreibung totaler Erziehungskonzepte nutzen wollten, indem er das Objekt der Verfolgung, die Sexualität, zum Instrument der Befreiung erhob. Von den Erfahrungen des Nationalsozialismus gezeichnet, entwickelt er die Vision einer Sexualökonomie, die in einer ausgeglichenen und befriedigten Sexualität gründet: sie mache die Individuen resistent gegen jegliche Verführung durch totalitäre Ideologien. Die von ihm konzipierte Orgasmushygiene soll in psychisch-physiologischer Doppelwirkung den Menschen an Leib und Seele gesunden lassen bzw. seine Gesundheit garantieren. Dadurch ergeben sich einige Koinzidenzen, die auf den ersten Blick paradox wirken: bei den Pädagogen des 19. Jahrhunderts wie bei Reich wird die Sexualität zum Fetisch; für die einen ist sie die Inkarnation des Bösen, die mit allen Mitteln unterdrückt werden muß, und der andere nimmt ihre befriedigende Ausübung als Unterpfand einer befreiten Gesellschaft. Reichs Fixierung auf die Genitalsexualität hindert ihn im übrigen daran, einen angemessenen Begriff der kindlichen Sexualität zu erarbeiten.

Als vor etwa zehn Jahren das letzte Kinder-*Kursbuch* erschien, erfreute sich die Reichrezeption einer Renaissance, die mit der Diskussion von A. S. Neills Summerhillbüchern zusammenfiel. Neill, einer seiner erklärten Anhänger, entwarf ein Erziehungsmodell, das rückhaltlos den kindlichen Selbststeuerungen vertraut; natürlich nimmt die ungehinderte Ent-Faltung der Sexualität eine privilegierte Rolle ein. Wie bei Reich werden die Ent-

wicklungsbedingungen des Subjekts und die Analyse gesellschaftlicher Einflüsse bis zur Unkenntlichkeit verzerrt und auf eine simple Mechanik reduziert. Im krassen Gegensatz zu seinen theoretischen Selbstbezichtigungen steht Neills praktische Erziehungsarbeit, über die er in seinen faszinierenden Beschreibungen des Alltags im Summerhillinternat berichtet. Keineswegs überläßt er die Kinder ihrer Freiheit, wie er behauptet, sondern er bietet ihnen mit Unterstützung seiner Frau einen Schonraum, in dem die meist ›schwierigen‹ Kinder agieren können. Die Wirksamkeit von Summerhill beruht auf der nahezu unbeschränkten Bereitschaft Neills, wo immer notwendig oder erwünscht zu helfen, zu trösten, zu deuten oder einfach da zu sein und ›vorbildlich‹ zu leben. Summerhill bezeichnet ein fast hermetisch abgeschlossenes pädagogisch-psychoanalytisches Setting.

Zu Recht beruft sich Neill auf das Zeugnis J. J. Rousseaus, denn er realisiert eine Variante von dessen Vision eines Systems von ›durchgestilter‹ Künstlichkeit, die häufig als Rückkehr zur Natur mißverstanden wird. Neill repräsentiert dessen ›visage humaine‹, die notwendig eine Ausnahme bleiben muß, da Erziehungsentwürfe, die einen Erzieher wie ihn benötigen, wohl immer unrealistisch sind.

In einer kleinen Anekdote berichtet Neill von dem Schrecken, den ihm eine Mutter versetzte, als sie ihm stolz die Ergebnisse ihrer Erziehung vorführte und dabei betonte, getreu seinen Grundsätzen verfahren zu sein, während ihre Tochter derweil sein geliebtes Klavier demolierte.

Diese ›Geister‹ hat er beschworen, weil er versäumte, seine tatsächliche Erziehungsarbeit kenntlich zu machen. Als ein spiritus rector der Berliner Kinderläden wirkt Neill bis heute nach.

Wenig spektakulär und im deutlichen Gegensatz zum Pathos der Gründungszeit haben im Erziehungsalltag der Kinderläden zwei Grundsätze Anerkennung gefunden: Die Kinder werden in kleinen Gruppen betreut, und die Erziehungsprobleme werden, wenn immer möglich, mit allen Erziehungsbeteiligten gemeinsam diskutiert. Die konkrete Erweiterung des Handlungsspielraums für die Kinder und die Möglichkeit zu Reflexionen, die nicht vorab durch Konkurrenz und Denunziation blockiert sind, stellen unbestreitbar Verdienste der Kinderläden dar, deren Erhaltung oft erhebliche persönliche Aufwendungen notwendig macht. Die mittelbare Wirkung auf die etablierten Kindertagesstätten kann kaum hoch genug eingeschätzt werden.

Wie verteidigungswürdig diese Erziehungsorte sind, soll die Analyse von Theorien erweisen, die eine radikale Wende in der Erziehung fordern.

Die Grundgedanken der Wende sind wohlvertraut, denn sie gehören zum festen Bestand des Phantasierepertoires für die Möglichkeiten der Erziehung. Zwei Varianten will ich stellvertretend diskutieren, weil ihre begei-

sterte Aufnahme zugleich ein politisches Klima zu charakterisieren scheint: das späte Œuvre von Erich Fromm und die Bücher von Alice Miller.

Wieder ist Sigmund Freud der Bezugspunkt, von dem es sich zu emanzipieren gilt. In seinen Traktaten *Die Kunst des Liebens* und *Haben oder Sein* komprimiert Fromm die Grundzüge seiner späten, nachkritischen Philosophie: Die Rückführung des Menschen zu seinen wahren Werten, seiner wirklichen Bestimmung soll die Spirale der Entfremdung und Ent-Menschlichung anhalten und echte Begegnungen wieder ermöglichen. Dazu muß der Mensch seinen Wesenskern wiederentdecken, um ihn im anderen, im Mitmenschen quasi als Doppel wiederzuerkennen. Alles menschliche Streben bleibt vergeblich, solange es »nicht aktiv versucht, seine ganze Persönlichkeit zu entwickeln«, um so eine Handlungsfähigkeit wiederzuerlangen, die sich auf das Wesentliche zu konzentrieren vermag.
Fromms Variation des Paradiesthemas nimmt den Sündenfall zum Ausgangspunkt menschlicher Ordnung. Seitdem die ›Engel des Paradieses‹ die Rückkehr in die natürliche Harmonie verwehren, ist der Drang nach Überwindung des Abgetrenntseins, der Wunsch nach Eins-Sein der dynamische Beweggrund menschlicher Existenz. Er ist, so Fromm, dem Menschen eigen, unabhängig von dem Zeitpunkt seines historischen Auftritts, so daß der Fließbandarbeiter unserer Tage und der etruskische Vasenmaler das identische Ausgangsproblem mit allerdings unterschiedlichen Lösungsvarianten zu bewältigen haben: die Bewegungsrichtung bleibt über Jahrtausende hinweg die Befreiung von den naturhaften Bindungen hin zur Entwicklung der Vernunft. Doch die Industriegesellschaften in Ost und West mißbrauchten die fortschreitende Vernunft für technologische Innovationen, während sie die Mentalität ihrer Bürger auf eine hektische Konsumfähigkeit reduziert haben, so daß die Ausbildung einer reifen Persönlichkeit unseren Gesellschaften abgerungen werden muß. Die Reifung impliziert also ein Widerstandsmoment.
Der Mensch hat sich für eine der beiden ›Existenzweisen‹ Haben oder Sein zu entscheiden. Läßt man die zahllosen Beispiele in den beiden Texten Fromms einmal beiseite, denn sie bestechen allenfalls durch ihre Naivität, so kristallisiert sich die Figur eines wahrhaft Liebenden heraus, die alles Naturhafte und fast alles Triebhafte abgestreift hat und nunmehr den Nächsten liebt wie sich selbst, jeden Nächsten wohlgemerkt, denn die Menschen sind wesensgleich. Diesen Menschen zeichnet die Liebe zu Gott wie zur Natur aus, von der er sich so gründlich emanzipiert hat, daß ihm nur noch »Überreste der Instinktausstattung« bleiben, die ihn an die trügerische Exklusivität der erotischen Liebe bindet. Radikal und unbestechlich wütet dieser Protagonist der fundamentalen Einsichten gegen die profanen Motive menschlichen Handelns. Die tückische Triebkonstitution wird nicht nur

zivilisiert, sie wird weg-erzogen: den reifen Menschen ficht nichts mehr an.
Das ›bißchen Realität‹, das Herr Fromm benötigt, reicht ganz offensichtlich, um eine wichtige Fundamentalopposition mit Argumenten zu versorgen. So dokumentieren die Adaptionen seiner Philosopheme durch Petra Kelly oder Manon Maren-Grisebach den Bedarf nach klaren und unmißverständlichen Optionen, doch werden sie in dem Maße auf sie verzichten müssen, wie sie gehalten sein werden, auf die ›Verwicklungen der Sache‹ einzugehen.
Fromms implizites Erziehungsprogramm entspricht der Tradition der amerikanischen Neofreudianer. Das Erziehungsverhalten ist auf die Entwicklungsphasen des Kindes abgestimmt, wobei die zu erwartenden Triebkonflikte antizipiert werden, um sie durch geeignete erzieherische Maßnahmen zu kanalisieren. Eine Psychoanalyse, die auf diese Weise gegen ihre Grundlagen verfährt, wird zum Instrument sublimer Anpassungsformen, die in dem Mittelstandsideal vom wohlangepaßten Kind zusammenfinden.
Sind wir bei Erich Fromm gezwungen, dessen Erziehungsentwurf aus seinen letzten Arbeiten herauszudestillieren, so entbindet uns Alice Miller auf den ersten Blick dieser Aufgabe, denn sie verknüpft ihr Unbehagen an den Anwendungsbeschränkungen und am Triebbegriff der orthodoxen Analyse mit einem elementaren Angriff auf die Erziehung.
Die Quintessenz ihres Buches *Am Anfang war Erziehung* lautet: die Erziehung ist die Ursache allen Übels auf der Welt, also gehört sie abgeschafft.
Eine Enttäuschung gleich vorweg: der Anfang, von dem die Rede ist, er bleibt verklärt. Auch Alice Miller gelingt es nicht, worauf wir seit Teilhard de Chardin warten, den Anfang historisch zu verorten. Wann genau sie mit ihren Betrachtungen einsetzt, kann auch nach mehrmaliger Lektüre nicht zweifelsfrei geklärt werden. Ihr sibyllinischer Verweis, »seit Jahrhunderten« gehe das schon mit der Erziehung, muß den Historiker unbefriedigt lassen. Aber Alice Miller kann die Geschichte ruhig vernachlässigen, ist diese doch für sie ein Ort ständiger Wiederkehr, der geprägt ist von der »unbarmherzigen, tragischen Gesetzmäßigkeit des unbewußten Wiederholungszwangs« (S. 85).
Die Autorin ist von den Quellenauszügen der *Schwarzen Pädagogik* in einer Weise fasziniert, die sie auf den Gedanken bringt, sie mit jeglichen Erziehungsbemühungen synonym zu setzen. Die objektive Vielfalt der Erziehungskonzepte und des Erziehungsverhaltens entgeht ihr nicht, aber sie glaubt ›Haltungen‹ herausarbeiten zu können, die allen gemeinsam sind: »die Verachtung und Verfolgung des schwachen Kindes sowie die Unterdrückung des Lebendigen, Kreativen, Emotionalen im Kind und im eigenen (erwachsenen) Selbst« (S. 76 f.).
Der Erwachsene, so schlußfolgert sie, will das Kindliche in sich loswerden,

also versucht er, dessen Ausbildung beim Kind zu verhindern. Das Kind darf nicht Kind sein. Die Erwachsenen morden die Seelen der Kinder, doch ohne bewußtes Zutun, denn mit ihnen ist man in gleicher Weise verfahren. Schuldig ist nicht der Mensch, den es als handelndes Subjekt im präzisen Wortsinn bei ihr nicht mehr gibt, sondern, wir wissen es nun, die Erziehung, die uns zu Marionetten eines mechanischen Theaters degradiert. Ausschließlich der Wiederholungszwang bestimmt das Geschehen.

Die Erziehung hat mit ihren Wirkungen unsere kühnsten Roboterphantasien überflügelt, denn sie produziert Homunculi, die sich für Menschen halten. Die im Strafgesetzbuch als strafmildernd verankerte ›Unzurechnungsfähigkeit während der Tat‹ charakterisiert im Millerschen Verständnis die menschliche ›Befindlichkeit‹. Unsere Taten kommen in der Regel nicht zum Vorschein, denn sie geschehen im Geheimen und guten Gewissens; wir verüben sie an unseren Kindern, wo sie vor der Entdeckung geschützt sind. Das sind die stillen Dramen, die allenfalls dem Analytiker zu Ohren kommen, der sich von Berufs wegen mit dem Schweigen verbündet.

Diese Verschwörung des Schweigens will Frau Miller durchbrechen. Die Tragweite ihrer Entdeckung demonstriert sie an einigen Akteuren, die repräsentativ für die öffentliche Inszenierung eines Dramas sind: Adolf Hitler, Jürgen Bartsch und Christiane F. Ihnen gemeinsam ist eine Erziehung, die den Weg ›zum eigenen Selbst‹ verstellte. Wenn wir wissen wollen, was warum die Welt und uns Menschen bewegt, so müssen wir lernen, die öffentlichen Inszenierungen der Dramen zu entschlüsseln, denn sie »schreien nach Verständnis« (S. 238). Von jeder Tat führt ein direkter Weg zur Erziehung, deren öffentliche Wiederholung sie darstellt.

Wer aber kann die Fragen stellen? Wie kann man dem Determinismus des Erziehungsregelkreises entkommen?

Frau Miller läßt keinen Zweifel aufkommen, daß das ausschließlich dem Schicksal zuzuschreiben ist. Es funktioniert wie beim Blade-Runner: die Unauffälligen jonglieren auf der Rasierklingenscheide, und das Schicksal bestimmt, wer zur tragischen Inszenierung verdammt ist und wer dazu ausersehen ist zu erkennen. Himmler oder Handke, es ist nur eine Frage der Fallrichtung. Was bleibt uns angesichts des Schicksalsrouletts? Die Trauer.

Die Trauer ist das Tor zur Einsicht, durch das »Verständnis und Betroffenheit zu unserem Wesenskern« vordringen können. Den Dichtern ist es vorbehalten, uns für das wirkliche Empfinden zu sensibilisieren. So spielt die Literatur im Millerschen Gesamtwerk ihre besondere Rolle als Referenzrahmen, der die unkorrumpierten Wahrheiten zur Weiterverwendung bereithält. Die Literatur wird zum prädestinierten Hoffnungsträger, weil in ihr eine »ursprüngliche Kindlichkeit« bewahrt wird, die wir uns durch verständige Lektüre erschließen können. Alice Miller nutzt sie, um mit »bildhaften

und gefühlsverbundenen Informationen das Kind im Erwachsenen zu aktivieren« (S. 11).
Es bedarf einer anspruchsvollen Auffassung über die Natur des Kindes, um daran so weitreichende Hoffnungen wie die auf das Aufbrechen des Wiederholungszwangs zu knüpfen. Frau Millers Beschreibung des Kindes gerät zur Karikatur: es ist gut, voller Liebe und von grenzenloser Toleranz. Der Leser traut seinen Augen nicht, denn es gibt doch nichts Intoleranteres als einen Säugling, der schreit, fordert, einklagt, der Nahrung, Schutz, Liebe und Zuwendung zu Tages- und Nachtzeiten braucht. Ein Umstand, der viele Mütter und Väter zu verzweifelten Handlungen treibt, weil sie damit überfordert sind. Wieder glauben wir Rousseau zu hören, dessen *Emile* mit den Worten beginnt: »Alles, was aus den Händen des Schöpfers kommt, ist gut; alles entartet unter den Händen des Menschen.« Doch anders als die ›negative Erziehung‹ Rousseaus, der zu ihrer Gewährleistung und ihrem Schutz die ständige Präsenz des Erziehers forderte, idealisiert Alice Miller die kindliche Tugendausstattung als Werte, die der Erwachsene demütig assimilieren soll. Was das Kind zu seiner Entfaltung braucht, ist der Respekt der Bezugspersonen, Sensibilität für seine Bedürfnisse und Kränkungen, Toleranz für seine Gefühle und die Echtheit seiner Eltern (S. 120).
Es entspricht durchaus der inneren Logik ihrer Argumentation, wenn die Erziehung als aktive Einflußnahme des Erwachsenen für die Zerstörung der Tugenden verantwortlich gemacht wird. Ihre Philosophie über das wünschenswerte Zusammenleben der Generationen läßt sich auf den Euphemismus konzentrieren: »So ihr nicht werdet wie die Kinder . . .«
Die alltägliche Notwendigkeit, zwischen den äußeren Zwängen und den subjektiven Bedürfnissen und Möglichkeiten zu vermitteln, ignoriert die Autorin völlig. Das Gesellschaftliche gerät bei ihr zum bloßen Ornament.
Mit Barmherzigkeit, Sensibilität, Toleranz und Respekt wird der Mechanismus der Wiederholung durchbrochen und die Hoffnung auf eine bessere Zukunft beflügelt. Diagnose und Therapie sind im schönsten Einklang. Werft die Krücken weg und werdet lebendig, heißt die Botschaft.
Es scheint, als habe die Sonntagsrede sich auch der Psychologie bemächtigt; die montägliche Einsicht wird sich dann bedauernd den Sachzwängen fügen.
Alice Miller und Erich Fromm ist gemeinsam, daß sie sich um die faktischen Erziehungsorte wenig kümmern, denn ihnen geht es um ›Haltungen‹, die entweder zu verändern oder anzustreben sind. Gesellschaftliche Realisationsbedingungen werden von beiden nicht diskutiert, denn sie zielen auf Tieferes, Zeitloses. Man darf sich das Scenario etwa so vorstellen, daß am Echten, Wahren und Unverbildeten die perversen Blockierungen unserer Gesellschaft abprallen und zu Staub werden.

Die »gefühlsverbundenen Informationen an das Kind im Erwachsenen«, denen Frau Miller den massenhaften Durchbruch zutraut, scheinen mir in der Tat geeignet, die Infantilisierung unserer Gesellschaft zu forcieren. Der Erfolg dieser Entwürfe ist symptomatisch für die wachsende Bereitschaft, alles aufzunehmen, was von den notwendigen Auseinandersetzungen, den Kämpfen, auch den Kompromissen, den kleinen Veränderungen entbindet.
Alice Miller berichtet von begeisterten Zuschriften aus dem großen Kreis ihrer Leser, von denen nicht wenige nach der Lektüre ihrer Bücher ihr Leben, nach eigenem Bekunden, radikal änderten. Ich habe keinen Grund, an diesen Mitteilungen zu zweifeln, doch wage ich die Prognose, daß diese Leser ihr Leben noch häufiger radikal ändern werden, wenn der Lourdes-Effekt abgeebbt ist.
Die Psychoanalyse, von der sich beide Konzepte die Reputation entleihen, kann trotz ihrer kurzen Geschichte auf eine große Zahl von Überwindungen, Erweiterungen und Modernisierungen verweisen. Sie waren und sind Anlaß von Fehlentwicklungen und Irritationen, die Sigmund Freud nicht zu verantworten hat.
Die Millersche Revision macht aus der Psychoanalyse ein Gnadenmittel, dessen jeder teilhaftig werden kann, der halbwegs guten Willens und schlechten Gewissens ist. Die traditionelle Psychoanalyse weiß sich dieser Erweiterungen zu erwehren. Unverantwortlich hingegen ist die zynische Instrumentalisierung des psychischen Elends derer, die sich an die von ihr erweckten Hoffnungen klammern.

Was macht nun die aktuelle Popularität von Erich Fromm und Alice Miller aus? Damit sind wir bei der Frage, welche Umstände den Boden für die positive Rezeption dieser Schriften bereitet haben. Dazu einige vorsichtige, vorläufige und notwendig unbefriedigende Annäherungen.
Das Unbehagen an den Erziehungswirkungen des staatlichen Schulsystems ist nicht herbeigeredet; die Hoffnungen, die noch vor zehn Jahren in eine grundlegende Reform gesetzt wurden, sind angesichts ihrer Realisierungen umgeschlagen und beflügeln nunmehr Restaurationsbemühungen. Es sei nur an die Entwicklung der Gesamtschulen zu Schulkonzernen erinnert und an den geringen Widerstand, den konservative Politiker bei der Reetablierung des Gymnasialsystems zu überwinden haben.
Die zur Zeit auf dem deutschen Büchermarkt grassierende Autobiographiesucht (manche Autoren debütieren gar mit ihrer Biographie, ohne zu befremden) ist ein marktgerechter Reflex auf das Bedürfnis nach ganz persönlicher Geschichte, sei sie auch nur entliehen. Bei den lesenden Gesellschaftsschichten wird der Abstand zwischen der eigenen Erziehungserfahrung und der Geburt oder Adoption eines Kindes auch zeitlich immer größer: die

Frauen sind nicht selten über 30 Jahre, wenn sie ihr erstes Kind bekommen. Die Erfahrungsverluste werden durch die Auflösung der Mehrgenerationenfamilie, zumindest in den städtischen Gebieten, noch verstärkt. Der Erfahrungshunger richtet sich weniger auf die eigenen als auf die exemplarischen, bereits aufbereiteten und kommentierten Erfahrungen, wie sie die Biographien und psychologisch-pädagogischen Ratgeber anbieten.
Die übliche Isolation der Erziehenden korreliert mit den Kooperationsbarrieren der Schulen, die eifersüchtig über ihren Verantwortungsbereich wachen.
Die Wirkungen der popularisierten Theorien über die Erziehung und die Kinderpsychologie lassen sich (glücklicherweise?) nicht exakt verorten. Ich neige zur Skepsis, obwohl frappierende Metamorphosen zu beobachten sind, die bei der Aneignung eines Ratschlags in das Erziehungsverhalten entstehen. Neills Anekdote mag das Negativbeispiel illustrieren, doch lassen sich positive Adaptionen ebenfalls belegen. Die z. T. kuriosen Selbsteinschätzungen über die praktizierte Erziehung dokumentieren eindringlich das Ausmaß der Irritationen. Die professionellen Theoretiker tragen an diesem Zustand ein gerüttelt Maß Verantwortung, wenngleich ihre Position in einem Bereich, in dem jeder Erziehende Kompetenz beansprucht, immer vakant war.
Vielleicht machen meine Vermutungen den Verkaufserfolg der besprochenen Schriften plausibler; sie versagen jedoch angesichts der fast einhelligen positiven Rezeption durch viele Fachkollegen, die es besser wissen sollten. Die Begeisterung und die teilweise kultische Verehrung, die den beiden Autoren in Fachzeitschriften wie *päd-extra, B:e, Psychologie heute, Kindheit* u. a. entgegenschlägt, ist nicht zu entschuldigen. Ist sie zu erklären? Mein Verdacht und die Argumente, mit denen ich ihn erhärten könnte, liegen zu weit auseinander, als daß ich ihn hier ausbreiten möchte.
Die Flucht vor der Erziehung führt zu Eigentlichkeitsphilosophien, die eine wesensgemäße Unterstützung oder Begleitung des Kindes propagieren, die einzig auf der Annahme einer ›guten Kindesnatur‹ gründet. Doch während man lediglich die natürliche Entfaltung des Kindes zu sichern versucht, wird man bestürzt feststellen, daß die dazu erforderlichen Maßnahmen unter den Bedingungen knapper (Zeit-)Mittel zur vollständigen Pädagogisierung der kindlichen Lebensumwelt führen.
Mit der freiwilligen Entgrenzung werden Entwicklungen gefördert, die die Erziehung einem restlos genormten pädagogischen Erfahrungsumfeld überlassen. Allen Restaurationsbemühungen zum Trotz schwindet die Fähigkeit der Familie, den Heranwachsenden so lange ein verläßlicher Ankerpunkt zu sein, bis sie aus eigener Kraft ihre Orientierungen bestimmen können.
Die ›Entinnerlichung‹ des Familienlebens ist ein nicht umkehrbarer Prozeß, der ähnlich der Entzauberung der Welt ein Vakuum hinterläßt, das es aus-

zufüllen gilt, wenn man den konfektionierten Entsprechungen nicht das Feld überlassen will. Die Wiedergewinnung der Sozialität, die nach der Beobachtung von Philippe Ariès durch die Intimisierung des Familienlebens an Bedeutung verloren hatte, könnte eine Perspektive abgeben, um der gänzlichen Ghettoisierung des Selbstbestimmungsgedankens in sozialromantischen Reservaten zu entgehen.

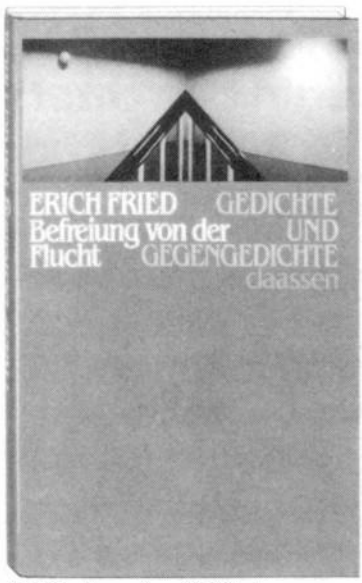
Nur wenn die Erwachsenen der Kleinfamilien, der ›unvollständigen‹ oder ›neuzusammengesetzten‹ Familien und der ›Wochenendfamilien‹ die Notwendigkeit der Erziehung akzeptieren, kann es gelingen, deren jeweilige Grenze mit und für das Kind auszuhandeln. Dann bleibt die Möglichkeit erhalten, gegen die fatale Funktionalität des Schulsystems erfolgreich zu opponieren, ohne auf Waldorfschulen oder Privatinternate ausweichen zu müssen. Die potentiellen Verbündeten in den Schulen können nur so unterstützt und ermutigt werden.

Die schon erwähnten Kinderläden, Eltern-Kind-Gruppen und Schülerläden geben ein erprobtes Modell wiedergewonnener Sozialität ab.

Freud schrieb zu Beginn dieses Jahrhunderts, daß sich zu allen Zeiten die Unzufriedenheit über die Unzulänglichkeit des Menschen und der Wissenschaften Ausflucht im Glauben an eine Prädestination, an die besondere Heilkraft einer Person oder eines Mittels gesucht hat. Die heutigen Ausflüchte betreffen die Erziehung, sie verfallen den Wunderheilern von Zürich und New Mexico.

claassen · Das literarische Programm · Frühjahr 1983

Erich Fried



152 S., Pappb., 18 DM

Erich Frieds Verse wider die Resignation sind ein poetisches Zeitdokument, das wie im Brennglas die politischen Vorstellungen und das Weltverständnis der 50er Jahre den Auffassungen der engagierten 68er Generation entgegenstellt und die moralischen Wurzeln politischen Handelns sichtbar macht.

Aras Ören

160 S., geb., 24 DM

Ein Tag im Leben des Türken Bekir Ücal, der seit 20 Jahren in Berlin lebt: ziellos läßt er sich durch die Straßen treiben, immer wieder unterbrochen von phantastischen Tagträumen und Erinnerungen. Bekir ist ein sich selbst bewußt werdender Einzelner; ein Grenzgänger zwischen der deutschen und türkischen Kultur.

Peter Faecke

160 S., geb., 24 DM

Ein Erinnerungsbuch der aufbegehrenden Generation: sieben Autoren geben einen kritischen Rückblick auf die Zeit von 1968 bis heute.
Mit Beiträgen von: F. C. Delius, Gisela Elsner, Gerd Fuchs, Erika Runge, Uwe Herms, Michael Buselmeier, Michael Scharang.

Louis Aragon

336 S., geb., 38 DM

Hinter den schillernden Facetten dieser Erzähltexte ist ein Geist zu spüren, der sich über die Konventionen der Sitten, der Sprache, des Erzählens, der Gattung souverän hinwegsetzt und dessen Werte Freiheit, Liebe, Sinnlichkeit, schöpferische Phantasie und stilistische Brillanz sind.

Außerdem im Programm:

Irmgard Keun
D-Zug dritter Klasse

Walter Mehring
Verrufene Malerei/Berlin DADA

Karl-Heinz Jakobs
Das endlose Jahr

Marie Luise Kaschnitz
Eines Mittags, Mitte Juni

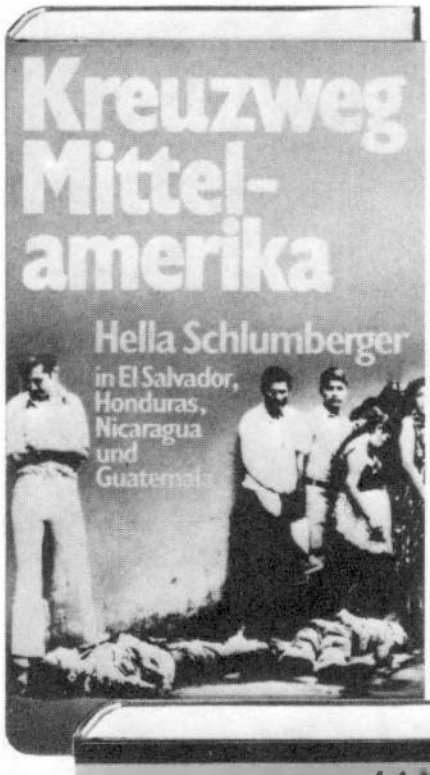
Heinrich Mann
Die kleine Stadt

Bitte fordern Sie Informationen an.

In jeder Buchhandlung!

Postfach 9229 · **claassen** · 4000 Düsseldorf 1

Athenäum



Völker auf der Todesliste? – Eine Augenzeugin berichtet

Massaker, Folter und die Zahl der Opfer in den Staaten Mittelamerikas haben Ausmaße angenommen, die als Vernichtungskrieg der Militärjuntas gegen die Völker dieser Länder zu bezeichnen sind. An das Entsetzen, das die beinahe täglichen Nachrichten hierüber auslösen, haben wir uns fast schon gewöhnt.

296 Seiten mit zahlr. Fotos,
br. DM 29,80 (AutorenEdition)

296 Seiten mit Abbildungen,
gebunden DM 36,–

„Aber es kommt alles vor in diesem Teufelsbuch . . . Buñuel atmet, pocht, erhebt sich, schlägt zu."

Les Nouvelles Littéraires, Paris

Buñuels Erinnerungen sind nicht nur ein wichtiges Dokument der Filmgeschichte, sie sind Ausdruck der geistigen Einflüsse, denen er seine ästhetische Energie verdankt: dem Zusammenprall von Katholizismus und Surrealismus.
Sie sind auch ein Bekenntnis zu jener radikalen Subjektivät, aus der allein künstlerische Wahrheit erwächst.

Athenäum Verlag · Königstein/Ts.

Ulrike Halbe-Bauer / Manfred Halbe
Freundliche Eltern – glückliche Kinder

Nach drei Jahren Lehrerinnendasein freute ich mich auf die Arbeit in einer Kindergruppe: kein Massenbetrieb, keine vorgeschriebenen Lehrinhalte, keine Disziplinierungsfunktion . . . endlich ausgestiegen aus den Zwängen dieser staatlichen Institution!
Beim ersten Elternabend fühlte ich mich wohl im Kreise lauter netter Menschen: freundliche Eltern, die ihre Kinder bewußt bekommen haben, die ihr Leben auf diese Kinder abstimmen, die mit ihren neuen Babies gemeinsam in Urlaub fahren. Die Gruppe fühlte sich an wie eine riesige Gebärmutter, eine dunkle, angenehme Höhle, in die man sich vor dieser Welt zurückziehen kann.
Der erste Nachmittag in der Kinderguppe verwirrte mich. Ich stand in einem Gewusel glücklicher Kinder und Eltern, räumlich gesehen mitten drin, und doch wie an der Außenseite einer durchsichtigen Blase. Die geheimnisvolle Harmonie, die alle einhüllte, erschien mir wie eine feste Haut, in die ich nicht eindringen konnte. Die Eltern ließen keine Gelegenheit aus zu zeigen, wie liebevoll sie mit ihren Kindern umgehen. Gelang es einem Kind nicht auf Anhieb, auf ein Rädchen zu klettern, eilte schon ein Erwachsener herbei, der es daraufhob; streckte es einen Arm nach der fünfzig Zentimeter entfernt liegenden Flasche aus, war schon jemand zur Stelle, der sie ihm in den Mund steckte. Vor dem Einschlafen am Abend wurden die Kinder so lange in einem speziell von einem Vater entwickelten Wiegeschritt herumgetragen, bis sie sanft entschlummert waren. Von nun an flüsterten die Erwachsenen nur noch. Was sie sagten, war belanglos; nur das Wie, durch das verhindert werden sollte, daß ein Kind wach werde, war wichtig. Die Blase hatte sich nach außen hin abgesperrt, war exklusiv geworden.

Einige Wochen später: Ein Raum, etwa 25 Quadratmeter groß, mit neun Einjährigen und etlichen Erwachsenen. In der ersten Zeit haben wir meistens im Garten gespielt, die Eltern sind noch mitgekommen. Jetzt zu Semesteranfang haben die Erwachsenen ihre Termine.
Die Kinder können noch wenig miteinander anfangen. Auch das Interesse für ein einzelnes Spielzeug dauert nicht an. Die Ablenkung durch andere Kinder ist riesig, ebenso die Angst, daß ein anderes Kind sich des eigenen

Spielzeugs bemächtigt. Wenn ihnen jemand zu nahe kommt, schlagen sie mit dem Gegenstand, den sie gerade in der Hand halten, ob Klötzchen oder Flasche, kräftig zu. Entsetzen der Erwachsenen: Kinder sind doch friedlich und sollen es bleiben!
Die Reaktion auf das Schlagen ist konzeptionslos: jeder macht, was ihm gerade in den Sinn kommt. Einigkeit herrscht nur darüber, daß man Kinder nicht schlagen und anbrüllen darf.
Ein Bedürfnis nach Diskussionen gibt es bei den Erwachsenen nicht. Im Prinzip ist alles klar, was zum Einmaleins des fortschrittlichen Menschen gehört. Gespräche empfindet man als Bedrohung der eigenen Person. Das ist verständlich, denn man sucht nicht nach Klärung des eigenen Verhaltens, würde sie auch nicht als Hilfe empfinden. Gespräche vermehren nur die Ansprüche, denen sich jeder ausgesetzt sieht wie einer Forderung, die von außen an ihn herantritt. Lieber schmückt man sich mit modischen Stichwörtern. Zum Beispiel *kid-power*. Nur zwei Gruppenmitglieder haben die Broschüre darüber gelesen, die anderen begnügen sich mit dem Wort. Theorie macht unsicher, Praxis stärkt!
Aber was macht man in der Praxis, wenn ein Kind »grundlos« schlägt? (Denn man ist der felsenfesten Überzeugung, daß ein Kind »von Natur aus« gut ist, gut im Sinne von sanft, konfliktfrei und pflegeleicht. Aggressionen werden nur durch eine böse Gesellschaft ausgelöst, und der sind unsere glücklichen Kinder doch nicht ausgeliefert . . .) Man regelt das Problem, indem man den Kindern Interpretationen ihres Verhaltens anbietet, je nach Stimmung des Erwachsenen: Ist nicht so schlimm . . . Das darfst du nicht . . . Du armes Kind . . . Ich wundere mich über die Eltern, die sich wundern, daß die Kinder schlagen. Aber die meisten Eltern beharren aggressiv darauf, daß ein Grund für Aggressionen fehlt.
Als die Kleinen das Wort »mein« entdecken, wird es rasch zu ihrem Lieblingswort. Triumphierend oder ängstlich hält eines ein Spielzeug in der Hand und sagt genüßlich: »mein«. Welch seltsame List der Natur! Die Erwachsenen, inzwischen daran gewöhnt, Statements abzugeben, erklären dem Kind betont freundlich, daß der Teddybär nicht *sein* Spielzeug sei, sondern *unseres*. Die Kinder kennen schon etliche solcher Erklärungen: Beißen ist unfair, mit den Händen schlagen nicht; ein anderes Kind über den Kopf streichen ist gut, an den Haaren ziehen schlecht; küssen ist schön . . .
Die Erklärungen werden mit der Zeit zu unwilligen Vorhaltungen, weil die Kinder einfach nicht kapieren wollen. Immer noch möchten sie nicht auf den Mund geküßt werden oder jemanden auf den Mund küssen. Aber immer noch ziehen sie begeistert an fremden Haaren und freuen sich über das darauffolgende Gebrüll.
Mehr und mehr werden die Kinder im Sinne der Erwachsenen überredet. Die unterdrückte Wut der Eltern ist dabei spürbar, aber man zeigt sie nie

offen. Dafür setzt man sich – falls die Kraft nicht erlahmt – am Ende immer durch. Wir überreden die Kinder, die Mäntel auszuziehen, die Mäntel anzuziehen, jetzt zu spielen, jetzt nicht zu spielen, bald zu singen, bald das Rädchen zu »teilen«. Manchmal dauern diese Überredungsprozeduren lange. Wenn es zum Beispiel um beschissene Windeln geht, können sie sich stundenlang hinziehen. Die Kinder wehren die Erwachsenen ausdauernd ab, geben dann aber endlich nach, aus Erschöpfung. Allgemeines Aufatmen!

Gut Ding soll nicht Weile haben (etwa die Entwicklung der Fähigkeit zu teilen), sondern als sprachlich artikuliertes Postulat übernommen werden. Die Kinder sollen die hohen Ansprüche, die den Eltern so sehr zu schaffen machen, selbstverständlich realisieren. Jahrtausende menschlicher Entwicklung sollen in ein paar Wochen absolviert werden, Erwachsenwerden im Raketentempo stattfinden, damit die Verantwortung für die Erziehung an die Sprößlinge abgegeben werden kann. Unter solchen Voraussetzungen ist es Zeitverschwendung, eine halbe Stunde nur in die Gegend zu gucken, Eindrücke zu verarbeiten ohne sichtbare Tätigkeit. Diese Welt voller Wunder und Rätsel, die zu entdecken, zu erfahren und zu ergreifen wäre, reduziert sich für die Kinder auf vorgekaute Phrasen der Erwachsenen. (»Guck mal die Möse von Sandra! Sie hat keinen Pimmel, aber dafür ein wunderschönes Loch. Du darfst es dir ruhig anschauen.«)

Seltsam kontrapunktisch zu diesem Verhalten mutet das Gewährenlassen ungezügelter oraler Befriedigung an. Essen wird immer unterstützt, die orale Aneignung aller nur denkbaren Gegenstände ebenso. Das Wort »pfui« ist absolutes Tabu. Auch bei stärkstem Ekel gelingt es den meisten Eltern, ihren Kindern bei solchen Experimenten keinen Einhalt zu gebieten. (Dem entspricht die Befriedigung eigener oraler Wünsche: häufiges Küssen und Abschlecken des Kindes am ganzen Körper.) Ebenso scheint das Fehlen von Verboten den Kindern Freiräume zu eröffnen. Sie dürfen auf hohe Leitern klettern, mit Wasser panschen, solange sie wollen, auch wenn sie schon klatschnaß und eiskalt sind. (Oje, wie lange werde ich nachher brauchen, das Kind zu überreden, sich ausziehen zu lassen!) Die Orientierung in der Realität bleibt den Kindern überlassen. Sie werden schon merken, wie unangenehm eine Erkältung nach einem eisigen Wasserbad ist. Vielleicht kann man einen solchen Hinweis sogar in seinen Überredungsversuchen unterbringen?

Parallel zur extrauterinen Symbiose, der saugenden Zweierbeziehung, läuft der Count-down zum Abschuß in die Welt des isolierten Individuums.

Offene Konflikte lieben wir nicht. Zum Glück stellen sich einige der Kinder auf uns ein. Sie reagieren mit Ruhigsein. Das freut die Erwachsenen. Probleme sehen wir nur da, wo ein Kind schreit und tobt. So handhaben wir auch den Abschied von den Eltern, die ihre Kinder gebracht haben. Einer

spielt mit dem betreffenden Kind, die Eltern verschwinden lautlos. Manchmal reagieren die Kinder dann mit Wut, manchmal mit Verwundertsein, manchmal mit Stille. Solche Kinder heulen erst los, wenn die Eltern wiederkommen.
Grundsätzlich sind die Kinder glücklich. Zwar übertreffen sich die Erwachsenen an den Elternabenden mit Berichten über ihre eigenen Belastungen, Probleme, Schwierigkeiten, aber ihren Kindern – da sind sie sich sicher – geht es hervorragend. Sie haben alles, was sie brauchen. Und bei jenem grundlosen Trotzgebrüll – was reizt die Kinder bloß dazu? – ist es am besten, es gar nicht zu beachten. Einem Mädchen ist gerade der Vater abhanden gekommen, aber schließlich besucht er es noch, also kein Grund, sich so aufzuführen. Nun liegt es auf dem Boden, tobt, schlägt sich, reißt sich an den Haaren – wir hocken drum herum und spielen schön.
Man merkt, die Geduld der Erwachsenen wird geringer. Beim Auftauchen des ersten Pinkeltopfes ist es dann so weit: Man brüllt sich an. Die eine Seite schreit, weil sie Töpfe und Sauberkeitserziehung für reaktionäre Druckmittel hält, die andere, weil sie diesen täglichen Kampf um die Windeln leid ist. Nun geht es atemberaubend schnell. In kürzester Zeit und »ganz friedlich« sind die meisten Kinder sauber. Es geht ganz ohne Zwang, sie werden nur häufig gefragt, ob sie müssen, und schief angesehen, wenn die Hose naß ist. Zum Glück ist die Ausdauer der Eltern nicht groß, nach ein paar Wochen ist diese plötzliche Anwandlung von Reinlichkeitsinteresse vergessen, und die Kinder tragen wieder Windeln, jedenfalls meistens. Inzwischen können sie verbal darüber Auskunft geben: »Ich trage heute Pampers. Das ist praktischer.« Für wen?

Was aus diesen Kindern wird? Ich weiß es nicht. Als ich die Kindergruppe verließ, wirkten alle selbständig und pfiffig. Die Trotzphasen waren vorbei, Wutausbrüche gab es selten. Die Kinder waren in der Lage, Streitigkeiten unter sich zu regeln. Was mir zu denken gab, ist mein eigenes Verhalten.
Auf einen Wutausbruch an einem Elternabend, in dessen Verlauf ich unkontrolliert herumgebrüllt und jeden der Anwesenden zu kränken versucht habe, reagierte niemand. Nachdem ich mich ausgetobt hatte, wurde übergangslos das nächste Thema behandelt. Was sollte ich jetzt tun? Schuldgefühle haben, weil ich alle beleidigt hatte? Aber offensichtlich war niemand beleidigt. Traurig sein, weil niemand auf mich reagierte? Aber vielleicht hatte ich nichts gesagt. Ich versuchte mir Luft zu machen, indem ich, wie alle anderen, auf die jeweils Anwesenden schimpfte, die allgemeine Schlamperei kritisierte. Nach einiger Zeit merkte ich, daß mir das nichts nutzte, mein Schimpfen verhallte. Ich wurde still, immer stiller, kriegte kaum noch den Mund auf. Lebten die anderen Erwachsenen im Zwist mit mir? Im

Alltag begegneten wir uns neutral freundlich. Einzige Veränderung: wir küßten uns bei Begrüßung und Abschied nicht mehr. Ich fühlte mich immer öfter krank.
Je weniger die Erwachsenen ihre Dienste in der Gruppe versahen, desto länger blieben mir die Kinder, desto öfter wurde vergessen, sie abzuholen. Mein Nachfolger kam eine Woche lang auf Probe. Man hatte ihm gesagt, daß man mit ihm nicht ein Gespräch über seine Ansichten führen möchte, sondern ihn im praktischen Umgang mit den Kinder beobachten wollte. Eine Woche lang spannte er alle Kräfte an, tobte mit den Kindern herum, schlug Purzelbäume, pausenlos gewärtig, daß ein Vater oder eine Mutter zur Tür hereintrete, um sein Tun gutzuheißen. Nach einer Woche Streß waren immer noch keine Eltern erschienen, denn der eingeteilte Kinderdienst hatte es vorgezogen, die günstige Gelegenheit zu nützen, der Gruppe fernzubleiben. Die Mütter waren inzwischen fast alle wieder schwanger. Die Elterngruppe traf sich wieder, die unerfreulichen Gesprächsabende waren vorüber, jetzt machte man etwas Praktisches: einen neuen Kindergruppenraum ausbauen. Wenn die Mütter sich beim Bringen oder Abholen der Kinder trafen, trugen sie fast immer ein verklärtes Lächeln im Gesicht. Sie streichelten sich gegenseitig, besonders die Bäuche – die »Blase« blies sich wieder auf. Die Erziehung der älteren Kinder war nur noch ein Organisationsproblem, eine neue Intrauterinphase mit neuen Babies begann.

Rahel Hutmacher

Tochter

Luchterhand

112 Seiten. Gebunden. DM 20,–

In einem großen Bogen umfassen die 48 Texte die ganze Problematik der Mutter-Tochter-Beziehung, halten sie fest, halten sie aus, verdrängen nicht, beschönigen nicht – dies in der Rahel Hutmacher eigenen poetischen Sprache.

Theoretische Texte, Erfahrungsberichte, Romane über Mutter und Tochter hinterlassen meist bei den Müttern wie bei den Töchtern ein schlechtes Gewissen. Indem Rahel Hutmacher beschreibt statt zu werten, indem sie aushält statt abzuwehren, befreit sie von diesen Schuldgefühlen und ermöglicht damit das, was sie selber mit diesem Buch leistet: Trauerarbeit.

Ursula Krechel

Rohschnitt

Luchterhand

Gedicht in sechzig Sequenzen

104 Seiten. Broschiert. DM 17,80

Eine Reise beginnt, drei Frauen brechen auf, sie reisen aus der Gegenwart in die Vergangenheit und zurück in die Zukunft. Im Troß trippelt ein Kind mit, „zerreißt Erziehungshandbücher", dauernd will es mitreden, „klüger und weitsichtiger als Hansimglück".

Rohschnitt löst eine Biographie in drei mögliche Lebensweisen auf, erprobt ein Ich, das nicht mehr „ich" sagen will: weitausholend, mit epischem Gestus träumt und spielt Ursula Krechel ihre Figuren.

Luchterhand

Karin Reschke
Das Natürlichste von der Welt
Fortpflanzung in Kreuzberg

Weltweib

Mit fünfzehn Jahren verließ Zita Mutters Puppenheim. Sie hatte ihr eigenes Köpfchen. Bloß nicht versauern bei ewiger Hausarbeit, Schule, langweiligem Fernsehen abends. Raus! Ganz anders sein, in den Tag hinein leben. Es ging und ging oft nicht. Es gab Hindernisse, z. B. das Jugendamt, aber man kam durch, und wenn man einfach verschwand für eine Weile. Aber wie leben ohne Geld? Das Köpfchen und die regen Ansichten brachten nichts ein. Mit Freunden allein war einem nur kurzzeitig geholfen. Vom Vater, den sie nicht einmal kannte, war auch nicht viel zu erwarten. Ab und zu ein Scheck, das schlechte Gewissen des Erzeugers auf einem Stück Papier. Nützlich, aber doch rasch aufgefressen. Miete für eine kleine Bude, Heizung, Licht, warmes Wasser: Wer sollte das bezahlen? Mit fünfzehn war man doch noch nicht so weit. Selbstverständlich mußte Mutter einspringen, es fiel ihr schwer, schon aus Prinzip. Hin und wieder war's dann ein Job, mit dem man sich über Wasser hielt.
Zita hatte es nicht immer leicht, auf sich und fremde Töpfe gestellt durchzukommen, Individualistin zu werden oder es schon zu sein. Am liebsten wollte sie fort, unterwegs sein, neue Leute kennenlernen, die Stadt wurde ihr eng und muffig. Trübsal blasen konnte doch nicht der Sinn des Lebens sein. Zum Trost gab's Musik, manchmal Klavierspiel. Es tat gut, sich irgendwohin zu träumen. Die Welt war weit, wie weit? Sie umfassen in Siebenmeilenstiefeln, per Anhalter, mit dem Flugzeug. Egal wie, Hauptsache weg. Mal nach Süden abhauen, auch wenn es in München schon endete oder in Mailand. Was soll's. Jeder Tag war eine Reise wert. Den Stereotypen konnte man nur entkommen, wenn man beweglich war. Hin und wieder genügte sogar ein Pfeifchen, sich davonzumachen. Zum Glück fand sich immer jemand, der eine Prise reinen Afghan in der Tasche hatte. Die kleine Bude war zum Ausruhen – Kräfte sammeln, lange im Bett liegen, Platten anhören, mal mit jemandem schlafen. Und dann durch die Stadt radeln, ins Kino gehen, häufig in ein und denselben Lieblingsfilm. Die Helden kamen schon von der Leinwand runter. So wollte man sein, unternehmungslustig, durch nichts und niemanden gezähmt, daß man sich jederzeit im Leben sehen lassen konnte. Ja nichts Spießiges tun: Tag für Tag arbeiten gehen, einmal im Jahr Urlaub machen, durch die Sahara womöglich oder mit Neckermann nach

Thailand. Niemals nach dem Wecker leben oder nach vorgeschriebenen Zeiten! Es gab schließlich ja noch den Staat, der für einen sorgte, wenn man mal nicht weiter wußte. Sie nahm das Kindergeld, das ihre Mutter monatlich bekam, und lebte bescheiden, ernährte sich von Tee, viel Gemüse, Kräutern, Körnern. Fleisch fressen macht aggressiv, davon bekommt man blutige Träume.

Mit achtzehn traf sie Fritz, der gerade sein Abitur in den Wind geblasen hatte. Neuland war in Sicht, Liebe. Bestimmt war es Liebe. Sie nannte es so, wenn auch ohne schwärmerischen Ton. Es sollte eine andere Liebe sein. Wie anders, das mußte man leben. Aber nicht zusammen unter einem Dach. Unabhängig bleiben, immer sagen, was man dachte. Verrückt, spannend, von allen erdenklichen Launen bestimmt, mußte die Liebe sein. Fritz sollte sie ertragen können, wenn ihre Träume keinen festen Boden hatten und sie gelegentlich durchhing, wie ein schlaffes Seil. Sie machte ihm keine schönen Augen oder putzte sich raus. Der Putz, den sie trug, mußte ihr gefallen und ihre Selbstliebe steigern, oder sie blieb im Bett und rührte sich nicht von der Stelle. Fritz war ihr Alltagsheld, er baute keine Türken, spielte nicht den großen Maxen. Er wollte ja auch alles anders machen, hatte nicht irgendeine Karriere im Sinn. Sprach ja für ihn, daß er das Abitur aufgesteckt hatte. Fritz fing Feuer. Mit Zita gab es blaues Licht, warme kuschelige Ecken, ganze Tage in den Wolken, da mußte was draus werden. Mit ihren Launen wollte er zurechtkommen, die nahm er als Spiel, das man verändern konnte, vielleicht wegzaubern. Aber er war ein schlechter Zauberer. Eine Weile sahen sie sich wie zwei Hähne im Streit, die aufeinander zuflogen und sich in ihre Hälse verbissen. Das Feuer blieb dennoch angefacht, beide schürten die Flammen. Zita wollte sich nicht festlegen, Fritz dachte an eine vorläufige Zukunft zu zweit. Sie beharrten auf ihren gegensätzlichen Wünschen und blieben streitbar beisammen. Oft schrieben sie sich Briefe von Stadtteil zu Stadtteil. Auch Liebesbriefe. Eines Tages faßten sie den Entschluß, auf große Reise zu gehen. Ausprobieren, was möglich ist, und wenn einem dabei das Herz in die Hose rutscht. Ihre Eroberung Amerikas stand unmittelbar bevor. Allen Widrigkeiten, Geld für ein so großes Unternehmen herbeizuschaffen, Formalitäten zu erfüllen, begegneten sie mit Gleichmut. Das Ziel steckte ihnen in der Nase und mobilisierte ihre Phantasie. Geld fiel einem ja noch immer nicht von allein in den Schoß. Man mußte es pumpen, verdienen, sich schenken lassen.

Irgendwann reichte es. Vereint reisten sie ins Land der unbegrenzten Schaulust und schaukelten in einem alternativen Greyhoundbus von New York nach Westen, in den Bundesstaat der Sonne und der Freiheit, den die Amerikaner Sunshinestate nennen. Über Golden Gate rannten sie ins Blaue. Sie liebten sich auch in Amerika. Nicht alles war golden, was sie sahen und erlebten. Nicht jeder Weg, den sie gingen, war ihnen geebnet. Viele Schwie-

rigkeiten, zuweilen auch der Mangel an Geld, an Zuversicht beeinträchtigten ihre Unternehmungslust. Fritz hatte einige Pflichten im Gepäck, um vom daheim arbeitenden Vater die materielle Unterstützung zu erhalten. Er war gehalten, eine Kunstschule zu besuchen, Zeugnisse abzulegen, und fühlte sich nicht ganz so frei, wie Zita sich das wünschte. Aber auch Zitas Liebe trug schon Früchte, von denen sie nichts ahnte. In all den Aufregungen vor und während der Eroberung des heiß ersehnten neuen Erdteils hatte sie nicht gemerkt, daß sie schwanger war. Ein komisches Gefühl. Halb hingerissen, halb entsetzt sah sie sich demnächst aufgehen wie ein Hefeteig. Mutter werden? Nie im Leben. Oder doch. Abtreiben war schrecklich, man tat seinem Körper Gewalt an, der Schock von außen, das Zerren aus dem Leib. Wollte sie sich das zumuten? Fritz war für das Kind. Sie hatte jeden Tag eine andere Meinung. Und schon war es zu spät, eine Entscheidung gegen das Früchtchen zu treffen. Sie ließ es laufen, wiegte sich in ungebetenen Erwartungen. Ein Kind mußte nicht zwangsläufig Veränderungen mit sich bringen. Sie würden eben zu dritt durch die Welt ziehen. Außerdem war es schwer vorstellbar, daß man ein anderer Mensch würde. Im Gegenteil, mit einem Baby war man schneller erwachsen. Verlor man etwa die Jugend mit einem sich rundenden Bauch oder einem Baby im Arm? Zita rechnete. Sie war neunzehn, dachte an ihre Mutter, irgendwo graute es ihr, aber sie redete sich ein, nicht gegen das Natürlichste von der Welt sein zu wollen. Sie hielt es für ein zufälliges Glück, denn selbstverständlich mußte man ja sowieso irgendwann ein Kind bekommen. Das gehörte dazu, ohne den Vorgeschmack auf die beschworenen Sicherheiten wie Heim und Herd, Auskommen, Familienleben.

Sie nahmen da und dort Quartier, bauten kleine Nester, die sie aber immer wieder, gerade gewonnen, aufgeben mußten, weil entweder die Mieten zu hoch oder die Bleibe zu provisorisch oder die Vermieter zu eigennützig waren. Schließlich kehrten sie Golden Gate den Rücken und wanderten nordwärts an die noch saubereren Strände, noch reineren Gewässer, in die noch klarere Luft. Das Ungeborene sollte unter den günstigsten Umweltbedingungen das Licht der Welt erblicken. Die jungen Eltern planten eine furiose Geburt. Sie veränderten ihre Lebensweise, aßen natürliche Kost, rauchten weniger Joints. Zita unterließ es ganz, sich den Träumen aus dem Pfeifchen zu verschreiben, sogar die Zigaretten verschwanden. In Oregon kannte Zita ein paar Leute, bei denen sie Unterschlupf fanden. Angehende Mediziner, die ihr für die Niederkunft alle erdenkliche Hilfe zusagten. Fritz hatte unterdessen seine Studien abgebrochen, um sich der neuen Aufgabe, Vater zu werden, ganz zu widmen. Die Kunst interessierte ihn nicht mehr ausschließlich, die amerikanische in ihrer Vielgestaltigkeit verwirrte ihn, das Pensum der Schule nahm ihn zu sehr in Anspruch. Die Pflichten und das aus Europa einfließende Geld konzentrierten sich, wie sollte es auch anders sein

in einer derartigen Situation, auf das bevorstehende Ereignis. Der neue häusliche Frieden, die Bereitschaft aller Beteiligten, dem Pärchen aus der alten Welt das Leben angenehm zu machen, schufen die rechten Bedingungen, der Vermehrung aus Liebe entgegenzusehen. Dann war es so weit. Der Tag, die Nacht kam, alle waren vorbereitet und dennoch überrascht. Des Nachts kündigte sich der kleine Mensch an. In Windeseile wurde der Raum mit viel Wärme versehen, mit flackerndem Kerzenlicht ausgestattet, leise Musik aufgelegt und die junge Mutter in ihrer schweren Stunde umsorgt, gestützt, sogar genährt und liebevoll umfangen. Nach aufmerksamster Nacht- und Tagwache wurde das Mädchen Xenia geboren. Ohne Komplikationen hineingeboren in weiche, irdische Klänge, sanftes Licht, zärtliche Arme. Da war sie, die Überraschungsfamilie, ohne Status, ausgezogen, das Abenteuer zu suchen, unabhängig zu werden, reich an Erfahrungen, glücklich ohne Trauschein, vereint als zufälliges Gespann.

Aus der Heimat kamen unterschiedliche Meldungen und Reaktionen zur Geburt von Xenia. Die einen begrüßten den Mut der beiden Globetrotter, die jeweiligen Mütter – inzwischen Großmütter – schickten das Nötigste, vor allem Geld. Die näheren Freunde waren einerseits entsetzt gespannt, wie denn mit einem Kinde so weitergelebt werden könne, die anderen gratulierten, da es auch gerade Mode geworden war, Nachwuchs zu bekommen. Zudem gab es heftig kritische Stimmen, ja sogar Ablehnung für die Wende zum Traditionellen hin. Kleinfamilie hieß es da, wie schrecklich! Man wollte doch anders leben, anders sein als die Eltern, wollte doch zunächst mehr über sich erfahren, sich umschauen, meditieren über die verrottete Welt und sich selbst bestimmen, zumindest es versuchen, ohne lästigen Anhang. Ausgerechnet Zita, ungebunden, entscheidungsunlustig, ließ sich von einem Kind überrumpeln. Noch vor ihrem zwanzigsten Lebensjahr kostete sie die Sauerkirschen der Unfreiheit. Rat- und sprachlos wiederholten sich Bannsprüche vergangener Epochen, wollte man nicht glauben, was man von ferne hörte, tröstete man sich wie die Alten: na, es wird schon irgendwie gut gehen.

Ein Jahr lang hing Klein-Xenia an der Mutterbrust, wurde sie geliebt, gehegt, gepflegt. Fritz wickelte, badete, trug sie vor der Brust, damit sie den Herzschlag des Menschen als Lebensrhythmus spürte, wusch Windeln, kochte Gemüse für Mutter und Kind. Ein Jahr lang zogen sie mit dem Baby von Adresse zu Adresse, denn bei den Freunden im saubersten Bundesstaat der USA war nicht länger Platz für sie. Nirgends konnten sie Fuß fassen, sich besinnen, wie es weitergehen sollte, nirgends fanden sie Ruhe, sich mit dem Kind einzurichten. Die Rückkehr wurde beschlossen. Sich wieder losreißen von der Ferne, in den Wolken kein Zuhaus, auf Flügeln heimkehren und bange sein vor Neugier auf die alten Gesichter. Xenia konnte sich sehen lassen, sie war das lebendigste und lustigste Baby der Welt, wer wollte ihr

widerstehen? Zuversichtlich traf das Dreigespann nach strapaziöser Flugreise zu Hause ein. Die kleine Amerikanerin, im Huckepack ihrer Eltern nuckelnd und schlafend, war in die Heimat ihres Entstehens eingewandert.

Auf Rosen wurden sie nicht gerade gebettet. Wohnungen waren Mangelware, Aussicht auf baldige Unterkunft so gut wie ausgeschlossen. Zita, Fritz und Xenia zigeunerten halb amerikanisiert durch die alt vertrauten Stadtteile. Sicher nahmen sich Freunde ihrer an. Mal wohnten sie in einem kleinen Zimmer für vier Wochen, mal konnte Zita mit dem Baby ein paar Tage lang die Annehmlichkeiten der mütterlichen Behausung nutzen. Dann wieder zogen sie zu dritt in den Südosten der Stadt, und einige Zeit verbrachten sie in einem besetzten Haus. Immer auf Abruf, immer in ungemachten Verhältnissen, dann und wann mit finanzieller Unterstützung des Sozialamtes versehen und dem Versprechen verschiedener Wohnungsämter, ihnen eine familiengerechte Wohnung irgendwann nachzuweisen. Oft zog Zita mit dem Baby in die Amtsstuben, machte ihre Ansprüche geltend, wartete Stunden um Stunden auf die kleinen Tröstungen, ließ sich wieder wegschikken oder herbeizitieren, wenn ein besonders kostenträchtiges Wohnungsangebot zur Debatte stand und man zum hundertsten Male von ihr wissen wollte, wie denn ihr Hausstand aussehen solle und wie sie sich die Zukunft mit Kind, Arbeit bzw. Arbeitslosigkeit oder sogar Ausbildung denke. Zita, inzwischen zwanzig Jahre alt, wollte und konnte darauf nicht antworten. Nicht alles auf einmal, beruhigte sie sich selbst, erst mal ein Dach über dem Kopf, eine beständige Umgebung für Xenia. Die Fragen nach der Finanzierung dieses doch so selbstverständlichen Unternehmens waren für sie zweitrangig. Sie erwartete von diesem Sozialstaat, daß er für sie und das Kind aufkomme, ohne viel Federlesens.

Aber wie denn zusammenleben, wenn das Dach einmal da war? In Zitas Kopf rumorte es. Wo war die Eigenständigkeit ihrer Person, das von Alltäglichkeiten unbehelligte Dahingleiten durch den Tag, durch die Nacht? Sie verabscheute es im Grunde doch, eine alleinstehende Mutter mit Kind zu sein. Das erinnerte sie zu sehr an zu Haus, und von da war sie doch geflohen. Sie wollte kein aufgezwungenes Mutterglück. Xenia strahlte, mußte beschäftigt sein, schrie, schlief, beherrschte sie von morgens bis abends. Das Puzzle Eltern mit Kind in drei Zimmern, Küche, Bad lehnte sie ab, sah sich nicht in der Rolle der fürsorglichen Hausfrau, auf Jahre festgelegt, Mann und Kind liebevoll zu umgarnen. Ungebundenheit wurde ihr nachgesagt, und jetzt hing sie fest. Hatte sie sich doch verändern lassen? War Xenia ungewollt so stark, daß sie klein beigeben mußte? Und Fritz? Er hatte die Herumzieherei satt, die vielen Koffer in den zahllosen Unterkünften, die Bodenlosigkeit ihrer Zukunft.

Aufgelöst diskutierten sie ihre Situation. Für Fritz war noch alles in der

Schwebe, für Zita jeder Schritt geplant und trittfest, auch war ihr Liebesleben reichlich gestört. Von Xenias Scheißwindeln zum Bett führte kein Weg auf Wolken mehr. Zita fühlte sich ausgenommen wie ein Hering, absurd erschien ihr mit einem Mal das Jahr, in dem Entscheidungen getroffen wurden, die sie zwar akzeptiert hatte, aber in ihrer Tragweite nicht zu bedenken in der Lage war. Sie sann auf Abhilfe, äußerte immer heftiger ihr Unbehagen, überließ Fritz weitgehend die Sorge um Xenia. Sie wollte sich wieder austoben, ihrem Alter entsprechend zeigen und verhalten, sich spüren in anderen Umgebungen. Die Mutterrolle sollte die Ausnahme sein, nicht die Regel, wie konnte man das anstellen? Zita setzte durch, ohne Kind erst einmal auf Reisen zu gehen. Von einem Tag zum anderen wurde die Mutterbrust durch die Flaschen ersetzt. Xenia wiegte sich auf dem Arm des Vaters, bewies ihre Anhänglichkeit auch bei ihm und krähte, wenn andere sich ihrer annehmen wollten. Zur gleichen Zeit etwa fand sich eine Wohnung zu einem halbwegs vernünftigen Mietpreis. Das junge Unglück zog ein. Fritz und Zita sahen sich nicht mehr als Paar, das Kind konnte ihre Verbindung nur noch lösen. An ihrem einundzwanzigsten Geburtstag beschloß Zita, ihr Leben zu ändern. Ohne Fritz und Xenia wollte sie wieder die unabhängige, selbständige Person werden, frei von Pflichten, mal wieder verliebt sein in jemand anderen, sich liebesgebunden entfalten. Xenia, an die Flasche gewöhnt und von Fritz umbuhlt, konnte schon winken, als Zita mit ihren Siebensachen fortzog, in eine neues Provisorium zu zweit.
In diesem Augenblick, vielleicht auch später, spürte sie wohl verschwommen, daß Verantwortlichkeit für andere eine Haltung sein mußte, die zu erlernen sie nicht bereit war, oder es war bloß ein Wort aus dem Vokabular gängiger Moralbegriffe, um Eltern und Kinder aufeinander einzuschwören, koste es, was es wolle, sogar die Liebe.

Muttervater

Fritz und Xenia, Xenia und Fritz, der Muttervater schlüpfte aus dem Ei. Das Kind klammerte sich an ihn wie an einen Strohhalm. Den Verlust der Mutter machte sie dadurch wett, daß sie den Vater kaum noch aus den Augen ließ. Sie nagelte ihn an ihr kleines Leid. Fritz zimmerte sich endlich eine Bleibe, zweieinhalb Zimmer, Küche, Bad, Ölzentralheizung, mitten in der Stadt. Der uneheliche Vater, juristisch nicht der Erziehungsberechtigte, war inzwischen auch Mutter geworden. Paradoxerweise nahm er die Doppelrolle an, ja er spielte sie perfekt. Versorgte Xenia rund um die Uhr, lebte für das Kind und durch das Kind, wie es im allgemeinen von den Müttern der älteren Generation bekannt war. Er scherte sich nicht darum, die Anerkennung der Vaterschaft rechtlich und sozial abzusichern. Er vertraute auf Zitas

Abschied und darauf, daß sie ihm das Kind nicht mehr streitig machen würde, selbst wenn sie eines Tages wieder Lust auf Mutterschaft verspüren sollte, sich ihr Denken und Fühlen möglicherweise dem gemeinsamen Nachwuchs erneut zuwenden könnte. Nach außen hin vermied er es, Zita für ihr Verhalten zu tadeln, er verteidigte sie sogar gegenüber Freunden und Bekannten, die es sich nicht nehmen ließen, nach den herkömmlichen Moralvorstellungen zu urteilen, und sie als Rabenmutter anprangerten. Alle Sympathien waren auf der Seite des Muttervaters, der allerdings weniger heroisch seine Rolle angenommen hatte, sich eher selbstverständlich den Gegebenheiten fügte, denn welch andere Perspektiven eröffneten sich für einen jungen, nicht ausgebildeten Mann mit Kind in Zeiten der Arbeitslosigkeit und des Mangels an Ausbildungsplätzen? Abgesehen davon vertrat Fritz die Auffassung, daß es doch ehrenwert und der Karriere eines Vaters mehr dienlich sei, für sich und das Kind, den guten alten Wohnstubengeist zu fördern, als die eigene Arbeitskraft für irgendeine fremde Sache zur Verfügung zu stellen und die sozialen Einrichtungen Kinderhort bzw. Kinderheim in Anspruch zu nehmen. Man wisse doch, wie nachteilig sich eine institutionalisierte Erziehung auf Kinder auswirke. Xenia sollte, so gut es ging, unter seiner Fürsorge und mit ihm groß werden, alles andere würde sich dann schon finden. Er war auch nicht gewillt, wie Zita vor ihm, Beihilfen zu beantragen, auf Ämter zu rennen, um ein finanzielles Auskommen oder zumindest eine Unterstützung zu haben. Jede Berührung mit den öffentlichen Einrichtungen erschien ihm gleichzeitig eine Gefahr zu sein, die private Vereinbarung mit Zita aufgeben zu müssen, weil ein juristischer Vormund, nach den Buchstaben des Gesetzes handelnd, es für besser befinden würde, Xenia in die Obhut eines Heimes oder einer anerkannten Pflegefamilie zu geben. In Windeseile, und wenn Xenia ihm dazu Zeit ließ, paukte er für seinen Taxischein, wurde Taxifahrer und bestritt die Lebenshaltungskosten, indem er nachts auf Tour ging, um tagsüber wieder für das Kind da zu sein.

Er wurde des öfteren für seine Lage bemitleidet, und manchmal nahm er dieses Mitleid dankbar an, war es doch zuweilen die einzige Bestätigung im alltäglichen Liebesdienst für das Kind. Eine Opferhaltung wollte er sich nicht nachsagen lassen. Im Gegenteil, optimistisch sah er sich in die Zweifaltigkeit der gegenseitigen Abhängigkeit eingesponnen – denn in diesem Vater-Kind-Verhältnis war die Menschenbildung nicht bloß die notwendigste, sie war auch die seltenste und schwierigste Kunst.

Michi stapft über das Pflaster. Auf stämmigen Beinen trabt die zweiundzwanzigjährige Landfrau von ihrer Wohnung in der Waldemarstraße zum Leuschner Damm.
Um die Ecke, sagt sie, mein Paradies an der Mauer.
Die Arche Noah im Niemandsland. Michis Kinderbauernhof zwischen einer stillgelegten, rotbäckigen Fabrik, auf deren Hof jetzt Gänse einherwatscheln, besetzten Hinterhäusern, die in unmittelbarer Nachbarschaft verkümmern – die Vorderhäuser zertrümmerte der Krieg –, und einer halb wiederaufgebauten Kate in zerwühlter Erde. Die Grenze umfriedet ihre Viehweide. Niemand würde hier vorbeikommen, bemerkt Michi, hier muß man herfinden. Aber alle in Kreuzberg kennen den Kinderbauernhof. Sie lacht über das ganze frische Gesicht.
War meine Schnapsidee, Tiere in die letzte Ecke nach Kreuzberg zu holen, meint sie. Bilderbuchtiere zum Anfassen geben sich hier hinter selbst gezimmertem Lattenzaun ein Stelldichein. Ziegen, Schafe, Hausschweine, Hühner, ein Pony, aufgeregte Hähne und Paula, die Bernhardinerhündin, in ihrer Eigenschaft als Tierhüterin. Immer auf der Lauer, selbst die Gänse an ihren Platz scheuchend. Sogar vietnamesische Hängebauchschweine grunzen leise in einem Verschlag, der sorgfältig mit einem alten Teppich zugehängt ist, damit sich die empfindlichen Tierchen keinen Schnupfen holen. Es wird immer bunter, je länger man hinsieht, wimmelt vor Kindern, einem Wollknäuel von Hundebaby, einem italienischen Junghahn, der einem seiner deutschen Vorgänger den Garaus gemacht hat und jetzt sein Hühnervolk zusammentreibt.
Wir mußten den alten Hahn in den Topf stecken, sagt Michi traurig, der Italiener hat ihm Kamm und Brust blutig gebissen, ihn gefleddert, jetzt liegt er uns im Magen.
Sie schreitet aus, dreht sich eine Zigarette, läßt einen Türkenjungen mit dem Pony losreiten, erklärt einem Mädchen, wie man die Ziege Renate über den Hof führt, und erzählt ganz nebenbei, daß sie die Gänse schon im Turm, einem besetzten Haus, aufgezogen hat.
Mit dem Turm hat die ganze Sache überhaupt angefangen, berichtet sie weiter. Irgendwann vor drei Jahren kam sie aus »Wessiland« nach Kreuzberg. War ja Zukunftsmusik für viele, besetzte Häuser, Jugendbewegung, endlich ein Ziel oder zumindest eine Zielvorstellung. Sie kam mit Fidi, ihrem damals zweijährigen Sohn, hier an und dachte sich, da kann man endlich etwas Sinnvolles machen, Haus- und Wohngemeinschaften gründen, so eine Art Kinderhaus schwebte ihr vor. Leben und arbeiten mit und für die Kids. Vielleicht eine alternative Schule. Ihr spukten viele Ideen im Kopf herum. Sie hatte eine Menge Power, so daß sie glaubte, alles müsse nach und nach zu

bewerkstelligen sein. Fidi jedenfalls sollte anders großwerden als sie. Daß sich ihre Vorstellungen von der gut funktionierenden Wohngemeinschaft nicht erfüllt haben, lastet sie hauptsächlich den Leuten an, den Hausbesetzern, die zwar das große Wort führten und Gemeinsamkeiten nach außen hin vertraten, aber in den Häusern selbst nicht viel mehr zuwege brachten als Wände einzureißen oder Strom zu klauen. Von Anfang an war sie daran interessiert, diese Jugendbewegung auch politisch und institutionell als Programm zu sehen, d. h. Verhandlungen über neue Lebensformen in den Häusern mit den zuständigen Senatsstellen, Bezirksämtern, Trägerorganisationen durchzusetzen und zu führen. Das kam aber so schleppend in Gang und wurde so oft von den Hausbesetzern durch blinde Aktionen gestört, sogar torpediert, daß sie auf Dauer den Mut verloren hat.
Sie wohnte eine Zeitlang im Turm, einem der ersten besetzten Häuser überhaupt, mit Fidi, später kam ihr zweiter Sohn Maxi dazu. Die Bedingungen waren bald so unerträglich, daß sie sich entschloß, mit Söhnen und Gänseküken in einen leerstehenden Bauwagen zu ziehen und allein weiterzumachen. Das Trümmergrundstück Leuschner Damm, ca. 2000 Quadratmeter groß, erschien ihr bestens geeignet, einen Kinderbauernhof aufzubauen. Sie rannte dem Baustadtrat die Bude ein, war Tag für Tag auf allen möglichen Ämtern, entwickelte ein Konzept für die Nutzung des Grundstücks, begründete ihre Absichten, erläuterte die Notwendigkeit, für die eigenen und fremden Kinder ein Stück Natur in die Stadt zu holen. Seltsamerweise waren die Verhandlungspartner gar nicht abgeneigt, denn dieses Grundstück sollte in ferner Zukunft, dem Bebauungsplan folgend, ohnehin für eine Kindertagesstätte genutzt werden. Stolz zeigt sie auf einen Entwurf von IBA-Architekten, die ihren Kinderbauernhof und die geplante Kindertagesstätte in ein musterhaftes Modell verwandelt haben. So weit so gut, die Nutzung der ehemaligen Trümmerfläche war genehmigt, von überall her bekam sie Tiere, meistens Geschenke von begeisterten Landwirten aus den Randbezirken Westberlins.
Am Anfang bin ich in Arbeit versoffen, lacht sie, aber ich hatte auch eine Menge Unterstützung. Plötzlich waren viele aus der Scene feste dabei, vor allem Jupp, ihr derzeitiger Freund, ein vierzigjähriger Aussteiger. Er hat die Ställe gebaut, die Gehege, und bastelt jetzt an der Kate, damit sie im Sommer auch auf dem Hof wohnen können. Das Dach des kleinen alten Schuppens muß erneuert, das Fachwerk ausgebessert, die Innenräume ausgebaut werden. Jupp ist ständig dabei, doch ist es schwierig geworden mit ihm. Michi behauptet, sie müsse ihn mit durchfüttern, und das Geld vom Sozialamt reiche weder hinten noch vorne. Sie wisse gar nicht, wie sie eigentlich finanziell über die Runden komme, denn die Gängelei der Ämter habe nicht nachgelassen, sie könne sich nicht eine Minute lang zurücklehnen und auf ihrem vorläufigen Erfolg ausruhen. Jeden Pfennig, den sie beansprucht,

müsse sie begründen. Die Rennerei ist Monat für Monat nervig, zeitraubend, das bettelnde Gerede um Kleidergeld hängt ihr oft zum Halse heraus, ganz abgesehen vom alltäglichen Kleinkram, Futter für Mensch und Tier.
Sie wohnt in einer Neubauwohnung, die sie eigentlich gar nicht bewohnen darf. Das Wohnungsamt hat die Hände drauf und verweigert ihr das Wohnrecht. Aber sie ist trotzdem drin, einfach eingezogen, als sie leer wurde, besitzt weder Tisch noch Stuhl, bloß ein paar Matratzen und einen Farbfernseher für die allabendliche Erholung von der Landarbeit. Michi jongliert eine Nuckelflasche durch ihre kahle Küche, reicht sie Maxi, der sie freudig in Empfang nimmt und wieder vor die Mattscheibe rennt zur Kinderstunde. Auf die Nachfrage, warum sie kein Anrecht auf die Wohnung habe, zuckt sie mit den Schultern: Vielleicht denken die Herren auf dem Wohnungsamt, ich schlafe hier mit allen Tieren oder so was, vielleicht meinen sie, es genüge, auf einem Stück Land Viehwirtschaft zu betreiben und unter freiem Himmel zu nächtigen.
Sie zeigt gerne ihre Ellenbogen und benutzt sie auch. Sie wird sich durchsetzen in der Wohnungsfrage, sie wird sich durchsetzen mit ihrer rigorosen Zuneigung zu Kindern und Tieren, denn in der Not entwickelt sie solche Phantasie und Energie, daß sie den Kosmos stemmen könnte.
Kosmos?
Sie nickt amüsiert. Ja, Kosmos. Das ist die Kreuzberger Sceneformel für Kietz-Organisation-Selbermachen-Oder-Sterben. Wenn dieses Schlagwort wahr würde, sagt sie, verwandelte sich Kreuzberg bald in eine blühende Oase für Giraffen, Affen, Tiger, Hausbesetzer, Türken im Halbmond, Kühe und Ochsen.
Sie zeigt die vorstehenden Schneidezähne, daraus wird ganz sicher nichts, aber die Idee ist nicht schlecht, und gute Ansätze sind vorhanden. Wie ein Lauffeuer jagen Kosmosstürmer über den Asphalt, Sterne sind zum Besetzen da, reiten wir durchs All!
Die sollen haltmachen, bemerkt Michi trocken, die Spinner. In unserem Minikosmos gibts genug Träume zu verwirklichen.

Später in der Kneipe zum Weißen Elefanten, in der sie mit Beifall und Hallo begrüßt wird, erzählt Michi ihre Vorgeschichte.
1960 in Celle geboren, geriet sie zeitig in die Fänge und Zwänge sozialpsychiatrischer Sonderbehandlung, da die mütterliche Familie – einen Vater gab es nie auf Dauer – nicht in der Lage war, vier Mädchen, eines davon Michi, ordentlich großwerden zu lassen. Michi war von früh auf Sonderschulkind oder in geschlossenen Anstalten mit entsprechender Zucht und Ordnung. Seltsamerweise paßte sie sich nicht an, wurde aufsässig, kollidierte stets und ständig mit den Normen und Formen herkömmlicher Er-

ziehung und Disziplin. Sie verweigerte die Schule und lernte Leben und Überleben auf der Straße, weil sie es verstand, den Drangsalierungen in Heimen häufig zu entkommen. Schon mit zwölf Jahren rannte sie aus einer geschlossenen Anstalt davon, wohnte unterwegs und flüchtete am Ende, erschöpft und ziellos geworden, in die Notunterkunft ihrer Mutter. Von dort war der Rückweg ins Heim so gut wie sicher, und sie konnte wiederum den Ausbruch planen. So kam sie, hin und her gerissen zwischen kurzweiligen Fluchten, Neueinweisungen, Trebegängen, auch zu einer Art Ausbildung, nämlich der trickreichen Selbstdarstellung von der verlorenen Seele. Sie erreichte damit, wie der kleine Tramp im Kino sein Publikum, die Herzen von Sozialarbeitern, die ja überall herumliefen auf der Suche nach Opfern und auf die Methoden der Verwahrung von Jugendlichen in Heimen nicht gut zu sprechen waren, Erziehungs- und Therapiemodelle in Wohngemeinschaften für sinnvoller erachteten und ihr mit derartigen Angeboten den Himmel auf Erden versprachen. Daß sie den Himmel auf Erden nie kennengelernt hatte, spornte sie an, ihn sich eines Tages selbst zu schaffen. Auf ihren ausgedehnten Erkundungsreisen durch diverse Heime für Schwererziehbare lernte sie noch mehr Elend ihrer Geschlechtsgenossinnen kennen. Die einen ließen sich alles von den weiblichen Haudegen gefallen, waren Opfer unter Opfern, die anderen unterdrückten und mißhandelten sich gegenseitig bzw. die Nächstschwächeren. So mußte sie in einem Heim für Mädchen, einer Art Jugendknast mit hoher Mauer und Wachtturm, erleben, wie Halbwüchsige jüngere Leidensgefährtinnen mit Maggiflaschen vergewaltigten, Quälereien untereinander das Erziehungsprogramm bestimmten. Verständlich, daß sie da wieder abhauen mußte, aber mit zusammengebissenen Zähnen gerade noch ihren Hauptschulabschluß hinter sich brachte und sich schwor, nie wieder ein solches Schinderhaus von innen besichtigen zu müssen. Geographisch hielt sie sich im Laufe dieser bewegenden Jahre immer zwischen Celle, Kassel und Göttingen auf, machte hin und wieder Abstecher nach Hause zur Mutter und den dazugekommenen Geschwistern, hielt es aber nie länger als zwei Tage aus, war mit sich selbst zufriedener auf der Straße oder in irgendwelchen studentischen Wohngemeinschaften, wo man ein wenig haschen oder mal einen Trip einwerfen konnte, jedenfalls mehr Nestwärme empfing als unter Mutters gebrochenen Fittichen. Selbstverständlich träumte sie einen Traum vom eigenen Leben mit Kindern und Tieren. Sie sah sich mit Vorliebe als Retterin der Schwächsten in dieser Gesellschaft und hatte auch Erbarmen mit jedem gottverlassenen Köter, der ihr über den Weg lief. An einer Frauenfachschule schließlich machte sie aus eigenem Antrieb ein Kindergartenseminar mit, brachte sich erst da richtig Lesen und Schreiben bei und bekam sogar ein Zeugnis für gute Leistungen, war nach ihren Aussagen dazu berechtigt, Kinder zu leiten und zu erziehen.

Das erste Kind ließ dann auch nicht lange auf sich warten. Gewiß hatte sie schon einige Typen im Bett gehabt, war nicht zimperlich in der Auswahl ihrer Freunde, aber so richtig gut ging es ihr nur mit einem ganz bestimmten Mann, der nicht bei ihr bleiben konnte, der untergetaucht war und wieder weitertauchen mußte, ihr aber Fidi hinterließ, und der wahrscheinlich nie erfahren hatte, daß er Vater geworden war. Es ging ganz leicht mit Fidi, sie liebte ihn von Anfang an, und es war klar, daß sie mit ihren siebzehn Jahren und ihrer konfliktreichen Vergangenheit kein Honigschlecken erwarten konnte. Aber sie gewann im Ringen um das Sorgerecht, behielt ihr Kind, stürmte mit demselben Elan die Sozialämter, schaffte es mit Ellbogengeschick und Engelszungen, Unterhalt für sich und Fidi zu ergattern.
Muttertier, grinst sie, Muttererdentier, Herdentier, Liebespflegetrieb, Stallgeruch, Ziegenmilch, aus dem man nach türkischer Art Käse machen kann. Fidi verschlingt ihn mit Vorliebe. Kinder sind zum Fressen schön. Für jedes Kind hat Michi ihre Schwäche. Ganz gleich, woher sie kommen. Lämmlein, die man behüten muß. Wie man Ziegenkäse macht, hat sie von den türkischen Frauen im Viertel gelernt, frisch schmeckt er am besten. Aber an Ziegenmilch muß man sich gewöhnen, sie steht der Kuhmilch in nichts nach.
Michis zweiter Sohn wurde schon in Kreuzberg geboren.
Und der Vater?
Nicht besonders wichtig. Irgendwann gehen ihr Männer auf die Nerven. Sie können nicht Schritt halten, wollen ihre Versorgung, ihre Pantoffelabende, immer soll alles gemütlich sein, was Frauen im Hause schaffen. Es ist nicht gemütlich auf dem wilden Acker, in einer baufälligen Kate oder wenn die Babys schreien. Und männliche Vorstellungen von Erziehung, davon wolle sie partout nichts wissen. Die vorübergehenden Väter ihrer Kindheit reichen ihr als Beispiele, daß es denen mehr auf Zucht und Züchtigung ankommt als auf Liebe und Verständnis. Im Grunde wollen Männer ihre Kinder stets los sein, ihren Egoismus durchsetzen, befehlen, strafen, herrschen. Sie habe noch keinen getroffen, dem sie ganz vertrauen könne. Mal zum Spaß, aber nicht mehr.
Mit Jupp, ihrem unermüdlichen Helfer, verbinde sie eine Art Kameradschaft, das gemeinsame Projekt. Selbstverständlich schaut der auch auf Fidi und Maxi, schimpft gelegentlich mit ihnen, aber das ist nicht ernst, den nehmen die beiden nicht ernst. Fidi und Maxi haben alles in der Hand. Die Mutter, die Tiere, ihre eigenen bescheidenen Freiheiten im Haustierzoo. Den ganzen Tag sind sie um die Mutter und die Viehcher herum unterwegs. Fidi geht schon täglich in die freie Schule in den Mehringhof. Es macht ihm Spaß, er lernt gern, er wird zu nichts gezwungen. Jede Art der Betätigung ist für ihn freiwillig, doch auch nützlich, und wenn er mal ganze Tage nur durch den Dreck robbt, genießt er dann doch ein reinigendes Bad und die

körperliche Erschöpfung. Maxi macht ihm alles nach, tobt herum, bis er nicht mehr kann. Er ist ja erst drei Jahre alt, aber schon ein kleiner Kraftprotz. Hat Michi Angst vor kleinen Kraftprotzen?
Nein, sie habe auch Kräfte und nicht das Gefühl, sich gegen ihre Kinder zur Wehr setzen zu müssen. Sie wachse mit ihnen auf, denn in diesem Chaos zwischen Stadt und Land kann man neue Ordnungen erfinden. Sie hat sich mit Kreuzberg arrangiert, zu Hause kann man auf jedem Stern sein, und wenn er Kosmos heißt, denn feindliche Stimmen gibt es überall, Stimmen, die sie in der Scene nicht vermutet hätte: Diese Frau gibt ihren Kindern ständig die Brüste, aber nichts zu fressen. Arme, pausbäckige Kinder. Sie hält sich die Ohren zu.
In ihrem selbst ernannten Tohuwabohu gedeiht weiterhin die Sehnsucht nach einem Paradiesgarten für Kindheiten. Sie ackert entlang der Mauer zwischen ihren Tiergehegen, den hilfsbereiten Freund Jupp, Fidi und Maxi im Schlepptau. Sie füttert die Schweine, die Ziegen, die Schafe, das Federvieh, den Jupp. Sie mästet sich an ihrem vorläufigen Glück, das vergangene Pech bewältigt zu haben, über sich den Smog und den fahlen Schein einer Bogenlampe. Schließlich ist sie Stierfrau, lächelt sie, und Stierfrauen packen das Chaos mit den Hörnern.

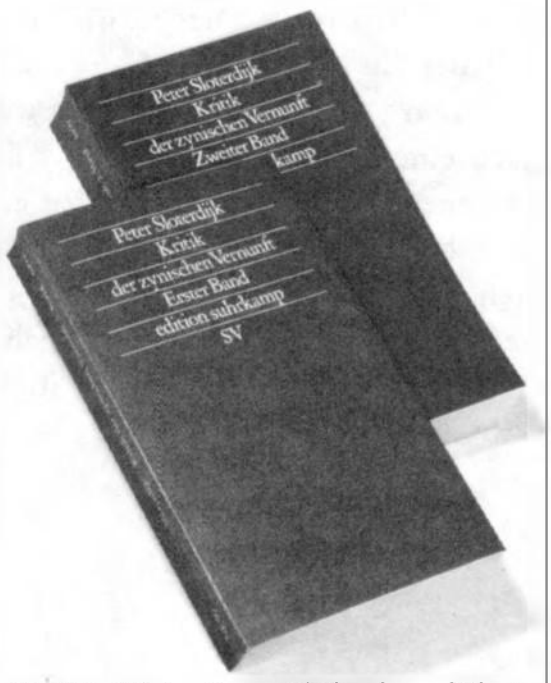
Kein marxistischer oder religiöser, ethischer oder Öko-Sozialist kann es sich leisten, Marx links oder rechts liegenzulassen. Ob der Weg heute über Marx hinausgehen muß oder nicht – kein Weg führt an ihm vorbei. Prominente Marx-Kenner analysieren und beschreiben seine heutige Bedeutung.

Ossip K. Flechtheim (Hrsg.)
Marx heute
Pro und contra
Reihe: Bücher zur Sache
336 Seiten. broschiert DM 18,-

Hoffmann und Campe

edition suhrkamp
Peter Sloterdijk
Kritik der zynischen Vernunft

edition suhrkamp 1099. 2 Bände.
960 Seiten. DM 36,-



»Es läßt sich im Augenblick schwerlich ein heitereres Buch über einen traurigeren Gegenstand, kaum ein gewitzteres über die herrschende Grämlichkeit, kaum ein literarisch brillanteres über die grassierende Sprachlosigkeit, kaum ein intelligenteres über die täglichen Vernunftdummheiten finden – als eben diese Fröhliche Wissenschaft, die auf einmal in zwei reichillustrierten Bänden von knapp 1000 Seiten vor uns liegt.«

Wolfram Schütte, Frankfurter Rundschau

»... Es wird dem Leser nicht zuviel versprochen mit der Bemerkung, daß nahezu jedes Kapitel dieses zweibändigen Werks von solcher Verve erfüllt ist. Und seien es fast tausend Seiten, die es zu bewältigen gilt – der Leser wird jede einzelne verschlingen, und nie wird ihm die Lektüre lang werden...«

Jürgen Busche, Frankfurter Allgemeine Zeitung

Claus Leggewie
Lieb und teuer
Eine Nachwuchskostenanalyse

> Der Mann seufzte und er sprach zu seiner Frau: »Was soll nur aus uns werden. Wie können wir unsere armen Kinder ernähren, da wir für uns selbst nichts mehr haben?« – »Weißt du was, Mann«, antwortete die Frau, »wir wollen morgen in aller Frühe die Kinder hinaus in den Wald führen, wo er am dicksten ist . . . Sie finden den Weg nicht wieder nach Hause, und wir sind sie los.« (Elternphantasie)

Was Kinder kosten? Welch eine empörende Frage! Vergessen die Zeiten, als man Hänsel und Gretel und andere einem zur Last fallende Nachkommen in Tannenwäldern aussetzen oder dem Herrn Pfarrer im Schilfkörbchen vor die Tür legen konnte. Mutterliebe läßt sich doch nicht in Heller und Pfennig ausrechnen, halten mir insbesondere die Angehörigen der sensiblen neuen Vätergeneration entgegen, dabei ihre Winzlinge kluckenhaft an die imaginären Brüste pressend. Da denkt man doch vorher nicht drüber nach, was Kinder so kosten (eben!). Ja, ginge es mir um tiefe Psychologie des Gebens und Nehmens zwischen Eltern und Kind, wo ja alles so schön symbolisch zugeht, da hätte man mir viel und gern erzählen können, aber so eine brutale Kosten-Nutzen-Analyse müsse doch wohl an den Scherengitterchen des Kinderzimmers haltmachen. Dieser Gedankengang wird Herrn Kohl gefallen, dem es ja auch mehr um die ideellen Werte der Familie geht und der deswegen den Wendehebel am Kindergeld ansetzen wird. Ich gestehe allerdings, auch mir selbst die Frage nach den genauen Kosten von Kindern noch nicht gestellt zu haben, trotz einer durchaus leidvollen Erfahrung des in meiner Wahrnehmung permanenten Griffs in die rechte Gesäßtasche, wo ich mein Portemonnaie zu tragen pflege. Geschweige denn, daß ich Kostenrechnungen angestellt hätte. Man weiß ja so ungefähr, was nach ADAC-Tabelle das mehr oder weniger edle Gefährt bei einer Jahresleistung von x Kilometern pro Monat verschlingt, vielleicht auch den Unterhaltspreis eines Haustieres bei soundsoviel Dosen Futter, gelegentlichem Frischfleisch und einer Spartüte Katzenstreu – aber Kinder? Trotz des gar nicht immer seligen Gebens ist das Thema Kinderkosten, in barer Münze berechnet, ein Tabu.[1]

Facts & figures

Freilich gibt es Herrschaften, die das ganz genau wissen und dem Interessenten womöglich sogar eine Quittung überlassen – für den Kauf eines Kindes nämlich. Ein bolivianischer Indiojunge gefällig, oder darf es eine

schlitzäugige Tochter aus Fernost sein, bitte sehr, macht nur 32 000 Mark. Derartige Offerten machte neulich eine »Christliche Vereinigung zur Familienförderung« aus dem schönen Württemberg, betrieben von einem Monsignore aus Meersburg und einem gewissen Rainer René Graf Adelmann von Adelmannsfelden, einem besonders edlen Vertreter der Marktwirtschaft also (s. *Spiegel* 9/1983). Auch bei multinationalen Kindervermittlungskonzernen kann man zugreifen – bei Nichtgefallen gibt man das arme Wicht halt beim Jugendamt oder im Kinderheim irgendeiner Guten Frau von . . . ab.

Aber vernachlässigen wir diesen immer noch etwas abwegigen Weg zum Kind, der die Anschaffungskosten eines Kindes in den Mittelpunkt stellt, und wenden uns dem Normalfall zu: der deutschen Familie, die ihr Augenmerk in der Regel auf die Folge- und Unterhaltskosten eines solchen legt. Da ich an dieser Stelle für eine möglichst herzlose Abrechnung des homo oeconomicus (besser noch: oeconomiculus) zuständig bin, erlaube ich mir, den Kinderwunsch einmal als *Konsumtionsentscheidung* zu betrachten – etwa nach dem Muster: schaffen wir uns zuerst eine Villa, ein Auto, eine Dogge, eine Hausbar, ein Eigenheim oder eben ein Kind an, und umgekehrt. Nach dieser im Leben natürlich niemals vorkommenden Rechnung ist, anders als beim christlichen Grafen, zwar der Erwerb eines Kindes völlig gratis, nicht aber die sich potenzierenden Folgekosten: eine Anschaffung fürs Leben. Man muß ja davon ausgehen, daß Kinder heutzutage 18, 28 oder auch noch mehr Jahre zu versorgen sind. Nach Berechnungen des »Deutschen Familienverbandes« (Sitz in Bonn) hat man dafür mindestens 130 000 bis 420 000 Mark aufzubringen (in Preisen von 1980), wahrscheinlich noch erheblich mehr. Darin sind, in der wie immer blumigen Begrifflichkeit des Rechnungswesens der Betriebswirtschaftslehre, enthalten:

– »willentlicher Güterverbrauch« (d. h. unmittelbarer und kurzfristiger Sofortverbrauch wie Marmeladenbrote, viele bunte Smarties und Milupa-Tees, garantiert ohne Süßstoffe, und langfristiger und mittelbarer Gebrauch wie die Mitbenutzung des Wohnzimmers incl. Glotze, Dauertelefonate und die gelegentlich entliehenen Pkw's);

– »erzwungener Güterverbrauch« (z. B. staatlicherseits in Gestalt des Schulbesuchs und technisch-ökonomisch in Form rasch wechselnder Konsumtrends);

– »zeitlicher Vorrätigkeitsverbrauch« (meinetwegen in Gestalt eines Zimmers für die am Wochenende zu heimischen Trögen und Waschmaschinen pilgernde studentische und rekrutierte Jugend der Republik).[2]

Das kann sich ganz schön summieren, bis in Millionenhöhe. Und rechnet man alle Kinder der Republik, heute nur noch (und das trotz kräftiger mediterraner Zufuhr) knapp 14 Millionen, zusammen, ergibt das gesamtwirtschaftlich gesehen einen netten Batzen, auf dessen Verteilung es ganze

Industriezweige lüstern, aber dank Pillenknick auch zukunftsängstlich, abgesehen haben.

Kinderreich & mäusearm

Es soll ja Zeitgenossen geben, die sich ein ganzes Haus voller Pflegekinder besorgen und mit Hilfe der staatlichen Pflegesätze bei knapp gehaltenen Konsumwünschen ihrer Zöglinge davon in Saus und Braus leben. Im wirklichen Leben wiederum heißt kinderreich zu sein allerdings immer noch, erhebliche finanzielle Opfer in Kauf nehmen und Verzicht üben zu müssen. Nach einer vom Zahlenmaterial her veralteten, in ihrer Aussage aber immer noch aktuellen Statistik des Familienministeriums kann man auch heute noch von einem engen Zusammenhang zwischen Kinderreichtum und sozialer Deklassierung sprechen. Anfang der siebziger Jahre nämlich wuchs in Familien mit vier und mehr Kindern fast jedes zweite Kind in einem Haushalt mit Nettoeinkommen unter 400 Mark pro Kopf auf, während Einzelkinder zu 97 Prozent in Haushalten mit darüber liegenden Pro-Kopf-Einkommen aufwuchsen.

Tabelle 1: Wohlstandsschichtung der Kinder nach der Familiengröße

Kinder in Familien mit . . . Kindern	Kinder insges.		davon in Haushalten mit einem Haushalts-Netto-Einkommen je Person in DM/Monat				
	in 1000	in %	unter 300 DM in%	300- u. 400 DM in %	400- u. 800 DM in %	800 DM u. mehr in %	Zusammen in%
Kinder in Familien mit 1 Kind	3 693	24	1	2	61	36	100
					97		
Kinder in Familien mit 2 Kindern	6 228	39	1	7	50	42	100
					92		
Kinder in Familien mit 3 Kindern	3 924	25	4	12	79	5	100
Kinder in Familien mit 4 und mehr Kindern[1]	1 922	12	12	33	50	5	100
			45				
Kinder insges. in 1000	15 767[2]	100	508	1590	9339	4206	
Anteile in %			4	10	59	27	100

1 Multiplikator: 4.3.

2 Abweichungen in den Summen ergeben sich aufgrund des gewählten Multiplikators bei 4 und mehr Kindern und wegen der Berücksichtigung der nur schwach besetzten Gruppen.

Quelle: SBA, Arbeitsunterlagen über Einnahmen und Ausgaben privater Haushalte, EVS 1973, eigene Berechnungen der Dokumentationsstelle der Univ. Gießen. Aus: von Schweitzer S. 128, nach: Wis. Beirat für Familienfragen beim Bundesministerium f. Jugend, Familie und Gesundheit, Aufwendungen für die nachwachsende Generation . . ., Bonn 1978, S. 35.

Ob Kinder monatlich 275 Mark oder das Doppelte und Dreifache kosteten, hing (und hängt) stark von der sozialen Stellung des Haushaltsvorstandes ab. Sieben Millionen Arbeiterkinder kosteten durchschnittlich und pro Kopf 377 Mark monatlich, ein Beamtenkind aber 500 und die Kinder Selbständiger 526 Mark.

Tabelle 2: Privater Verbrauch je Kind nach der sozialen Stellung des Haushaltsvorstands (in DM/Monat)

Soziale Stellung des Haushaltsvorstands (Ehepaarhaushalt)	Zahl der Kinder		Priv. Verbr. je Kind gew. Ø DM/Monat	Meßziffer
	absolut	in %		453,36=100
Landwirt	524 100	3	368,48	81
Selbständiger	1 605 600	10	525,95	116
Beamter	1 658 900	11	499,70	110
Angestellter	4 205 800	27	481,95	106
Arbeiter	6 835 000	43	376,98	83
Nichterwerbstätiger	907 700	6	467,13	103
Insgesamt/Durchschnitt	15 737 100	100	453,36	100

Quelle: Fachserie 15, Heft 4, Einkommens- und Verbrauchsstichprobe 1973. Einnahmen und Ausgaben privater Haushalte, S. 85 ff.; entnommen aus: von Schweitzer S. 130, (s. Tab. 1)

Einen allen materiellen Sorgen enthobenen Kinderwunsch könnten demnach eigentlich nur Haushalte mit gehobenen Mittelstandseinkommen haben, die für ihre Kinder bei steigendem Einkommen zwar absolut noch mehr ausgeben, aber relativ abnehmende Anteile des Einkommens für sie verwenden und damit ungezwungen sonstige Konsumtionsentscheidungen (siehe oben) treffen können.

Normkinder

Spätestens, wenn die oben eingeführten sensiblen Neuväter in die ja heute kaum noch zu vermeidende Phase der Trennung oder Ehescheidung eintreten, zwingt ihnen der Gesetzgeber eine kühle, wenn auch emotionsbehaftete Berechnung monatlicher Kinderkosten auf. Unterhalt wird zu zahlen, schlimmer noch: zu kassieren sein. Für derartige Abrechnungen (meist auch letzter Kriegsschauplatz ehelicher Finale) hält unsere Gesellschaft vielfältiges Zahlenmaterial bereit: den Warenkorb des Statistischen Bundesamtes, die Pflegesätze des »Bundessozialhilfegesetzes«, die »Düsseldorfer Tabelle« der Familiengerichtsbarkeit, die Unterlagen der Kindergeldlobbies. Hier liegt der harte Kern des Interesses an Kosten-Nutzen-Rechnungen bei Kindern. Der Staat hat nämlich sein soziales Netz auch unter die von zahlungsunwilligen bzw. -unfähigen Eltern geschädigten Kinder gespannt, und er

will zur Sicherung seines angeblichen bevölkerungspolitischen Auftrags, einer minimalen Fruchtbarkeitsgarantie, die ihm grundgesetzlich anvertrauten Eheleute mit einem in seinen Augen angemessenen »Familienlastenausgleich« versehen. Dabei gehen sozialpolitische und ideologische Begründungen kreuz und quer durcheinander – wie wäre sonst verständlich, daß der Staat den besonders belasteten ledigen Müttern unter allen sonst Alleinlebenden mit Kind (das sind Witwen, Geschiedene und Getrenntlebende) den geringsten Anspruch auf Unterhaltszahlungen, Kinder- und Wohngeld zugesteht?[3] Die »Düsseldorfer Tabelle« wirft ganz exakt aus, was nach Auffassung des Bürgerlichen Gesetzbuches und herrschender Meinung der Familienrichter ein Kind monatlich kosten darf. Ein Lesebeispiel: Die Mutter eines nichtehelichen achtjährigen Kindes erhält vom Kindesvater nach Regelbedarfsverordnung von 1981 251 Mark im Monat, oder der Vater zweier

Tabelle 3: »Düsseldorfer Tabelle« (Stand: 1. Januar 1982)

Altersstufe:	bis Vollendung des 6. Lebensjahrs	v. 7. bis Vollendung des 12. Lebensjahrs	v. 13. bis Vollendung des 18. Lebensjahrs	ab Vollendung des 18. Lebensjahrs
Nichteheliche Kinder nach Regelbedarf VO 1981	207	251	297	
Eheliche Kinder nach Nettoeinkommen des Unterhaltspflichtigen in DM[1] Gruppe				*Bedarfskontrollbetrag*[2] in DM
1: bis 1750	207	251	297	825/900
2: 1750-2000	220	265	310	865/900
3: 2000-2300	240	290	340	950
4: 2300-2700	260	315	370	1030
5: 2700-3200	290	350	415	1155
6: 3200-3800	320	390	460	1230
7: 3800-4500	360	440	520	1445
8: 4500-5400	415	500	595	1650
9: 5400-6500	475	580	685	1900
über 6500	nach den Umständen des Falles			

1 (gilt für Unterhaltspflichtige gegenüber einem Ehegatten und zwei Kindern und erhöht/erniedrigt sich entsprechend bei mehr oder weniger Kindern in die nächstliegende Stufe)

2 Soll dem Unterhaltspflichtigen verbleiben.

Goethe Institut e.V. Bibliothek

ehelicher Kinder im Alter von 11 und 14 Jahren zahlt bei einem Nettoeinkommen von 2480 Mark im Normalfall 685 Mark Unterhalt an seine Verflossene (und natürlich vice versa).
Die Regelsätze nach § 22 des Bundessozialhilfegesetzes, nach denen sich die Sozialhilfe berechnet, liegen z. Zt. bei folgender Höhe:

Tabelle 4: Regelsätze nach § 22 BSHG im Bundesgebiet und Westberlin (rechnerischer Durchschnitt, Stand 1. 1. 1981)

	Haushaltsangehörige				
Haushaltsvorstände/Alleinstehende (Eck-Regelsatz)	bis zur Vollendung des 7. Lbj.	v. Beginn d. 8. bis zur Vollendung des 11. Lbj.	v. Beginn d. 12. bis zur Vollendung des 15. Lbj.	v. Beginn d. 16. bis zur Vollendung des 21. Lbj.	v. Beginn d. 22. Lbj. an
DM	DM	DM	DM	DM	DM
ca. 328,–	ca. 148,–	ca. 213,–	ca. 246,–	ca. 295,–	ca. 262,–

Quelle: Nachrichtendienst des Deutschen Vereins für öffentliche und private Fürsorge 2/1981.

Wenn wir diese öffentlichen und privaten Versorgungssätze mit den tatsächlichen Kosten von Kindern vergleichen, können wir nur eine ganz erhebliche Diskrepanz feststellen.

Ach Margarete, gib mir die Knete

So weit also, was Kinder kosten dürfen oder sollen. Aber was kosten sie tatsächlich? Das Heimtückische an ihnen ist, daß sie mit zunehmendem Alter immer teurer werden. Der bereits zitierte Familienverband berechnet für ein Einjähriges einen monatlichen Mindestbedarf von 247,65 DM, einen Normalbedarf von 270,65 DM. Bis zum 16. Lebensjahr verdoppelt bzw. verdreifacht sich das auf 587,90 bzw. 821,90 DM. Die Zahlen stammen von 1980, also sind etwa 10 Prozent Teuerung hinzuzurechnen. Freilich scheinen mir die Verbandsrechner hier schon haarscharf kalkuliert zu haben, denn ich habe mich angesichts der dort minutiös aufgelisteten Bedarfsposten gefragt, wie man 1980 ohne die Hilfe einer handarbeitlich begnadeten Oma und geschnorrte abgelegte Klamotten mit 633 Mark für die Erstausstattung an Kleidung inklusive Windeln und 1097 Mark für »größere Anschaffungen« (also: Kinderbett plus Zubehör, Kinderwagen, Nachttopf, Laufstall undsoweiter) im ersten Jahr ausgekommen sein soll, oder wie – bitteschön – einem Siebzehnjährigen ein Erholungsaufenthalt von vier Wochen Länge für 986 Mark zu ermöglichen, seine »Anschaffungen« in drei Jahren auf 2200 Mark zu begrenzen sein sollen – dabei bin ich einschlägig schon als Geizhals verschrien.

Die folgende Tabelle wird deswegen nur unter dem Vorbehalt preisgegeben, daß daraus nicht etwa geschröpfte Eltern ihre windige Legitimation für »Sparoperationen '83« ableiten und sie ihrem Nachwuchs triumphierend bei der nächsten familiären Tarifrunde auf den Tisch knallen! Sie zeigt anhand von zehn Ausgabenposten die in der Regel steigenden Ausgaben und die von rein körperlichen zu eher kulturellen Bedürfnissen voranschreitende Rangfolge kindlicher Zivilisierungsgüter.

Tabelle 5: Monatliche Ausgaben (Normalbedarf) für Kinder und Jugendliche zwischen dem 1. und 18. Lebensjahr nach Hauptposten (in DM)

Ausgabenposten	I	II	III	IV	V
Lebensjahr	1.	2.-7.	8.-11.	12.-15.	16.-18.
Essen	90,–	102,–	150,–	210,–	210,–
Wohnung (Anteil)	–	173,20	173,20	173,20	173,20
Kulturelles	–	18,75	47,75	103,60	164,–
Urlaub	–	35,–	58,90	69,25	82,15
Kleidung	52,75	47,05	46,45	60,70	65,35
Anschaffungen	91,40	6,05	53,15	65,40	61,10
Schule (inkl. Ausflug)	–	27,90	6,80	19,75	27,15
Abnutzung Mobiliar etc.	15,–	15,–	15,–	17,–	17,–
Körperpflege	13,50	9,35	8,80	10,20	13,80
Unfallversicherung	8,–	8,–	8,–	8,–	8,–
monatl. Gesamtausgaben	270,65	442,30	568,05	737,10	821,75

Quelle: Deutscher Familienverband 1980.

Damit mag sich nun jeder zurechtfinden, zufriedengeben oder auch nicht. Die Angaben scheinen mir bisweilen etwas theoretisch zu sein: wo ist der Siebzehnjährige, der nicht mehr verspeist und vertrinkt als ein Elfjähriger? Warum findet zwischen dem 8. und 11. Lebensjahr kein Schulausflug statt? Der phasenweise Übergang des kindlichen Verbrauchers vom versorgten zum sich selbst versorgenden Wesen sei deswegen noch mit einigen prallen Beispielen aus dem Leben illustriert.

Haste mal zehn Mark für mich?

Jedes neugeborene Kind ist heutzutage der dokumentierte Wille zum Aufschwung; mit Unterbrechung der ja meist künstlich erzeugten Unfruchtbarkeit endet auch ein Investitionsstreik – und ein voller Schlag ins Sparschwein findet statt. Kinderindustrien und ein ganzes kindbetontes Dienstleistungsgewerbe werden klein Nina und/oder Jan nun auf Schritt und Tritt begleiten. Den kindlichen Entwicklungsphasen, von Leib und Seele, werden sie sich stromlinienförmig anpassen. Mit oder ohne Volkszählung wird die je-

den erfüllten Kinderwunsch bejubelnde Branche zahlungswillige Eltern, dann auch die Sprößlinge selbst mit allerlei Prospektmaterial genau zur richtigen Zeit überschwemmen, wo sie sich nicht längst per Bildschirm und Litfaßsäule bekanntgemacht hat.

Bestimmte Kosten fallen ein ganzes Kinderleben lang an: die Versicherungen, die man besser nicht vergißt oder spart, die Miet- und sonstigen konstanten Kostenanteile, die stetige Versorgung mit Lollipops & Zückerli. Zu berücksichtigen ist ferner, daß allen anderslautenden Erziehungsmaximen zum Trotz Reservate geschlechtsspezifischer Vorlieben übriggeblieben sind, also: Barbiepuppen versus Corgi Toys, eye-liner statt Motorradzeitschrift, Reitstunde contra Flutlichtball – was sich freilich kostenmäßig irgendwie einpendeln dürfte. Der Rest ist phasenartig zu unterteilen, wobei sich Gesetzmäßigkeiten des körperlichen Wachstums, Adoleszenz, geschickt getimte Moden und starrsinnig verfolgte Vorlieben zu einem kostenintensiven Angriff auf elterliche Budgets vereinen.

Am Anfang steht die Phase der Pampers und Penaten, deren Duftmischung im Kinderzimmer nicht ganz gratis zu haben ist. Es ist ohnehin ein verbreiteter Irrtum, so ein winziges Wesen würde in den ersten Lebensmonaten »so gut wie nichts« kosten. Zwar ist die Muttermilch in der Tat bisher noch steuerfrei abzugeben und kostenlos zu haben, aber diesem ärgerlichen Dumping haben ja bekanntlich die Nahrungsmittel-Multis weltweit den Kampf angesagt. Ein Gläschen Alete beispielsweise kotzt das Kind für etwa 1,20 DM und damit gut 50 Mark im Monat. Das Leergut kann man dann in die Pamperskisten werfen, die sich in speziellen Supermarktecken zu mannshohen Stapeln türmen; diese praktischen Dinger mit dem speziellen Nässeschutz bekommt man schon für 25 Mark pro Paket, macht 50 bis 75 Mark im Monat. Man kann sich also aussuchen, wofür man das staatliche Kindergeld verwendet: für Windeln oder Babynahrung, beides geht jedenfalls nicht. Schon vor der Geburt strömen eindeutig identifizierbare Jungehepaare scharenweise in die Ikea-Einrichtungshäuser, wo erste Einrichtungen für Wohnung, Garten, Küche und Kinderzimmer zu haben sind; ersten Einrichtungen folgen dann gelegentlich zweite, dritte usw. Für Kleinstkinder hat die findige Industrie natürlich auch schon allerhand aufwendiges Gerät erdacht: vom sportiven Kinderwagen über supersichere Autokindersitze bis zum unumgänglichen Baggi und für Lego-Verächter auch das pädagogische Serienerfolge garantierende Holzspielzeug. Ein der elterlichen Entspannung dienlicher Babysitter verrichtet seine Arbeit in Großstädten für etwa 10 Mark die Stunde; Tagesmütter, in emanzipierten Kreisen des Mittelstandes schon gar nicht mehr wegzudenkender Budgetposten, bekommt man nur für stattliche Monatssalärs. Kaum daß die munteren Kleinen einigermaßen zu Fuß sind, wanken sie in die Abteilung Kindermoden. Die Füße wachsen beharrlich, Schuhgröße um Schuhgröße, was besonders

der heutigen Turnschuhgeneration ein libidinös besetztes Anliegen ist. Kindermode-Produzenten und Boutiquebesitzer gehen offensichtlich von dem Grundsatz aus: je weniger Textil, desto teurer das Endprodukt, weswegen der früher geläufige Ausdruck »Klamotten« reichlich deplaciert klingt. Angesichts solcher Preise blühen natürlich die Second-Hand-Shops auf, gedeihen wieder – außerhalb jedes Bruttosozialproduktes – die Schattentransfers von größeren auf nachwachsende Kinder, bedroht die Eigenarbeit strickender alternativer Kreise eine ohnehin schon notleidende Branche.

Auch das Herzstück der Kinderindustrien, die Spielwarenbranche, ist nicht mehr das, was sie einmal war. Einstmals deutsches Glanzstück und Exportschlager, wird sie heute von fernöstlichen Anbietern in die teure Ecke mit den Käthe-Kruse-Puppen und auf Dauerbrenner wie »Monopoly« abgedrängt. Sind andere Branchen bemüht, Tag und Nacht und das ganze Jahr über auf Touren zu bleiben, so zwingt der festliche Höhepunkt der Kinderkultur, der Christkindlmarkt, diese Branche zu einer Konzentration auf

Tabelle 6: Der deutsche Spielzeugmarkt (Produktion und Einfuhren) 1982

Produktion Jan.-Sept. '82		Einfuhren Jan.-Nov. '82	
Warengruppen	in 1000 DM	Warengruppen	in 1000 DM
Kunststoffspielwaren	375 285	Kunststoffspielwaren	299 479
Modelleisenbahnen und Zubehör	169 354	darunter: Baukästen	87 056
Blech- und Metallspielwaren	42 953	Modelle zum Zusammensetzen	20 880
Stoff- und Fellspielwaren	53 768	Spielwaren aus Metallen	26 294
Holzspielwaren	67 162	Spielwaren aus Spinnstoffen	44 691
Papier- und Pappespielwaren	112 022	Spielwaren aus Holz	23 085
Puppenwagen	3 386	Spiel-Fahrzeuge	9 769
Kindersportfahrzeuge	73 991	Elektr. Eisenbahnen	32 006
Puppen und Puppenzubehör	41 931	Puppenwagen	2 419
Sonstige Spielwaren	83 070	Elektrische Autoverkehrsspiele	1 534
Einzel- und Ersatzteile	10 356	Musikspielzeug	7 631
Christbaumschmuck	18 726	Miniaturmodelle aus Metallspritzguß	44 992
		Puppen und Zubehör	45 369
		Spielzeugwaffen	5 334
		Elektr. Autorennspiele	4 138
		Gesellschaftsspiele (incl. Kartensp.)	157 058
		Bilderbücher	8 383
		Sonstige Spielwaren	43 948
		Karnevals- und Scherzartikel	22 421
		Christbaumschmuck	41 034
Spielwaren und Christbaumschmuck insgesamt:	1 052 004		819 585

Quelle: Verband der deutschen Spielwaren-Industrie e. V., Nürnberg (1982).

ganze anderthalb Monate zwischen 10. November und 24. Dezember, in denen sich Gedeih und Verderb entscheiden. Dann nämlich wird die Hälfte des Jahresumsatzes in Höhe von etwa drei Milliarden Mark abgewickelt (vgl. *Zeit*, 26. 11. 82). Den Gabentisch befrachten dabei Dauerbrenner wie die mittlerweile mit enormer Elektronik ausgestatteten Schmusepuppen und die Modelleisenbahnen, aber auch kurzlebige Renner wie seinerzeit der Hula-Hopp-Reifen und neulich der Zauberwürfel, der Millionen von deutschen Wohnstuben mit quietschenden Geräuschen erfüllte. Selbst härteste Selekteure wie die Waldorf-Institutionen (die z. B. den Fußball als abnorme Bewegungstechnik verdammen) können den epidemischen Befall ihrer Klientel davon nicht abwenden.

Der Pillenknick macht dieser Branche natürlich sehr zu schaffen; mit der Verlagerung auf »Spiele für Erwachsene« deckt sie heute schon angeblich die Hälfte ihrer Einnahmen. Was ihr aber noch größere Sorgen bereitet, ist die frühzeitige Abwanderung ihrer Kundschaft: Kinder hören heute mit etwa zwölf Jahren auf zu spielen und wenden sich als young adults eher den Tele- und Elektronik-Spielen beim Radio-Fachhandel zu. Dagegen haben natürlich auch Katharina Wutz und Rowohlts Panther kaum eine Chance, höchstens noch Lucky Luke und Donald-Taschenbücher. Der Eintritt ins Schulalter (Schultüte, fertig gepackt, DM 29,50 im Sonderangebot) vervielfacht die außerhäuslichen, »kulturellen« (s. o.) Vergnügungen und Kosten. Reicht anfangs noch ein harmloses Kasperle oder der Märchenwald, so erfordert schon der Besuch des wieder beliebt gewordenen Zirkus mindestens 60 Mark für die vierköpfige Familie. Besonders aufwendig sind die Spielotheken und sog. Freizeitparadiese, die Familienausflügler in Einkaufszentren und Naherholungsgebieten wie Wegelagerer ausnehmen und für ihr jugendliches Publikum jedes erdenkliche Automaten- und Sportamüsement, jedes Freß- und Showvergnügen bereithalten und abkassieren. Zu diesem primären Mobilisierungsschub gehört unabdingbar ein erstes Zweirad, wofür sich angesichts der neueren Kollektion der veraltete Ausdruck »Drahtesel« verbietet: damit hätten Poulidor und Anquetil vor Jahren spielend die Tour de France gewonnen. Deswegen haben sie von 300 bis 1200 Mark ihren Preis. Das »Essengehen« nimmt einen weiteren Spitzenrang unter den außerhäuslichen Begierden ein, wobei man zwischen transalpinen Restaurants und kulinarischen Zentren vom Typ der »Hamburger Farm« oder der »Schnitzel-Ranch« die Wahl hat. Mac Ripp, Cola mit Eis, und hinterher macht Mars mobil und mindestens zwanzig Minuten satt.

In diesem Teenie-Alter spätestens dringen Kinder auch unaufhaltsam in den Sektor der sog. langlebigen Konsumgüter ein. Ein verhängnisvolles Zusammenwirken von fabrikationsbedingter Materialermüdung und kindbedingter Materialzerstörung läßt daraus nicht selten auch recht kurzlebige wer-

den. Zur Initiation eignet sich eine Digitaluhr (es muß nicht die billige für 30 Mark sein). Das zyklische Erscheinen von WM's und anderen sportlichen Großereignissen erzwingt dann eine möglichst komplette Ausrüstung mit Sportartikeln, wobei Erziehungsberechtigte das bisweilen recht sprunghafte Suchen nach der nun wirklich geeigneten Sportart von Fußball über Tennis zu Squash nicht durch lästiges Knapsen & Knausern behindern sollten. (Manches, z. B. ein Schweißband, läßt sich ja auch in verschiedenen Disziplinen verwenden!) Zur Grundausstattung gehört dann natürlich der Hifi-Sektor, in dem ebenfalls ein rascher Modellwechsel bei Kassettenrecordern, Mini-Türmen und Videoanlagen zu gewissen finanziellen Zuspitzungen führen kann. Jugendliche lassen sich davon kaum ausschließen, solange selbst aus der schlichtesten Wohngemeinschaft die Boxen dröhnen. Das alles ist noch harmlos gegen die Kosten der zweiten Mobilisierungsphase, deren Ergebnisse die Umgebungen von Discos und Schulzentren dokumentieren. Es geht los mit dem simplen Mofa (ab 14-15 Jahren, Neupreis ohne das pflichtgemäße Tuning um 1800, Teilkasko-Versicherung um 200 Mark), geht dann über zum Leichtkraftrad (ab 16, 2500 und 380 Mark) und endet womöglich bei einem 100-PS-Motorrad (ab 18, 10 000 und 1600 Mark) – da zeigt sich, wer was auf der Kante hat.

Money makes the world go round, world go round

Feingliedrige Pädagogen und miesepetrige Moralapostel beklagen auf Kolloquien häufig die Raffgier und Zerstörungswut der modernen Jugend. Auch auf Elternabenden ist das ein beliebtes Thema (in der Tat gleicht so manches Schulgebäude heute einer Müllhalde), und wer von den Älteren hat nicht schon mal einen Tobsuchtsanfall bekommen, wenn ihm ohne jedes Schuldgefühl lässig ein Zerstörungsakt zur Kenntnis gebracht wurde. (»Sind wir eigentlich versichert?«) Gemach, gemach. Die Kinder sind doch nur Spiegelbild einer Gesellschaft, in der »die vielen Dinge arm machen«, will sagen: wir haben genau die Kinder, die wir verdienen.
Kinder haben ein scharfes Auge für das Ausmaß »normaler« gesellschaftlicher Zerstörung und Vergeudung, und was ist dagegen selbst ein von den football hooligans zerstörter Bundesbahnzug? Andererseits erregt die Älteren, die Schaffer und Raffer des Nachkriegsaufbaus, die Häuslebauer und Rundumsorglosversicherten, gerade die bisweilen kaltschnäuzige Bedürfnislosigkeit der Jüngeren, die auf manches Wohlstandsattribut spielend verzichten können und damit den irrwitzigen Kreislauf von Zerstörung und Wiederaufbau unterbrechen. Diese Tugend der Bescheidenheit werden sie gebrauchen können, denn auch für sie, die nun wirklich keinen blassen Schimmer mehr von Kriegs- und Nachkriegsmangel haben und sich ein

Bruttosozialprodukt tatsächlich nur als permanent wachsend vorstellen können, wird die Erkenntnis vom Ende der fetten Jahre vielleicht nicht schmerzlos sein. Vielleicht gelingt es ihnen endlich, einer schrumpfenden Ökonomie ein sinnvolles Konzept heilsamer Austerität abzugewinnen.

Was spielt sich ab im deutschen Kinderzimmer? Schlagen die öffentlichen Sparoperationen und die privaten Pleiten schon ins Budget der Kinder durch? Wird bei ihnen als letztes, als erstes gespart? Wie laufen die Tarifverhandlungen ums Taschengeld? Von Jugendlichen, die beim mehr oder weniger harmlosen Diebstahl erwischt wurden, wird häufig mit tiefem Ernst ein Notwehrargument ins Feld geführt: hättet ihr mir mehr Geld gegeben, hätte ich nicht klauen müssen! Andere drohen dieses Familiendrama auch im Vorfeld eines Ladendiebstahls an, sozusagen als Warnschuß für den Fall scheiternder Taschengeldverhandlungen.

Woran können sich diese Verhandlungen aber orientieren? Die Höhe des Taschengeldes liegt im Graudunkel familiärer Erziehungsmaßnahmen, in dem die elterliche Inkonsequenz wahre Orgien feiert: da speisen Unternehmer ihre künftigen Juniors mit Almosenbeträgen ab, um ihnen Wirtschaften beizubiegen, und Sozialhilfeempfänger schicken ihre Kinder in dreimal abgelegten Hochwasserhosen mit 200 Mark Kopfgeld auf den Rummel. Sage mir, wie du dein Taschengeld bekommst (und ausgibst), und ich sage dir, was du für Eltern hast. Über die Höhe indessen besteht weitgehende Unkenntnis. Der hessische Landeswohlfahrtsverband hat Taschengeld-Richtlinien erlassen, die für Kinder und Jugendliche in hessischen Heimen Geltung haben (und von 1974 bis heute nicht angehoben wurden):

Tabelle 7: Taschengeldsätze für Kinder und Jugendliche

ab Vollendung des 3. Lebensjahres	4,– DM mtl.
ab Vollendung des 4. Lebensjahres	5,– DM mtl.
ab Vollendung des 5. Lebensjahres	6,– DM mtl.
ab Vollendung des 6. Lebensjahres	7,– DM mtl.
ab Vollendung des 7. Lebensjahres	8,– DM mtl.
ab Vollendung des 8. Lebensjahres	9,– DM mtl.
ab Vollendung des 9. Lebensjahres	10,– DM mtl.
ab Vollendung des 10. Lebensjahres	15,– DM mtl.
ab Vollendung des 11. Lebensjahres	20,– DM mtl.
ab Vollendung des 12. Lebensjahres	25,– DM mtl.
ab Vollendung des 13. Lebensjahres	30,– DM mtl.
ab Vollendung des 14. Lebensjahres	40,– DM mtl.
ab Vollendung des 15. Lebensjahres	45,– DM mtl.
ab Vollendung des 16. Lebensjahres	50,– DM mtl.
ab Vollendung des 17. Lebensjahres	60,– DM mtl.

Quelle: Landeswohlfahrtsverband Hessen, 1981.

Die gesellschaftliche Norm dürfte allerdings weit über diesen staatlichen Sätzen liegen, die übrigens in den Empfehlungen für Pflegeeltern von städtischen Jugendämtern noch unterschritten werden.[4]

Spielkinder

Eine Kosten- ist nichts ohne eine Nutzen-Analyse, und damit sieht es in unserem Fall neuerdings mau aus. Der Kampf der heutigen Kindergeneration um Taschengeldquoten ist nämlich viel mehr: der Kampf um die Erhaltung einzigartiger historischer Privilegien. Denn daß Kinder durch Arbeitsleistung materiell so wenig in die Familienbudgets einbringen wie heutzutage, ist im Normalfall der Geschichte bisher noch nicht oft vorgekommen, und weltgesellschaftlich bilden wir damit eine schmale Enklave in einem Meer von Kinderarbeit. In letzter Zeit war wieder viel von zwölfjährigen kolumbianischen Bergarbeitern oder von dreizehnjährigen Mädchen an Webstühlen unserer runaway industries in Hongkong die Rede. Kinderarbeit existiert auch in allen mittelmeerischen Urlaubszonen, selbst bei uns, und das keineswegs nur bei Kinderstars und den Sprößlingen von Artisten, Wirtsleuten und Krämern. Nach den einschlägigen Paragraphen des Jugendarbeitsschutzgesetzes ist sie verboten, ein Reflex auf die historische Erfahrung brutalster Kinderarbeit in unseren Breiten, die im Zeitalter der frühen Industrialisierung dem Zustand der Sklaverei nahekam. In der gesamten Zivilisationsgeschichte war es üblich, daß einigermaßen zu Kräften gekommene Nachfahren die Familie mit alimentierten und insbesondere zur Alterssicherung ihrer Erzeuger beitrugen.[5]

Diese Gelegenheit wird vielen Kindern, da sie in einen Zustand von Dauerarbeitslosigkeit hineingeboren werden, heute nicht einmal über die Erfüllung des »Generationenvertrags« geboten. Wo es noch jobs gibt, dienen sie in der Regel der Finanzierung eigener Gelüste bzw. dem Ausgleich härtester eigener Defizite. Statt die Tasche der Eltern gehörig zu füllen, liegen sie ihnen bis ins hohe Alter auf derselben, ein Umstand, den wir dem Sozialstaat zu verdanken haben. Dieser wurde mit der Einschränkung und schließlichen Beseitigung der Kinderarbeit sozusagen aus der Taufe gehoben und profilierte sich später damit, den Eltern entgangene Arbeitsleistungen durch indirekten staatlichen Lohn zu kompensieren, wenn auch zögernd und spärlich. Denn der Weg zu den heutigen Segnungen des Bundeskindergeldgesetzes war lang. Vorläufer des Kindergeldes war zum Beispiel das Milchgeld, das Knappschaften der Ruhrbergleute an Mütter zahlten, die nicht stillen konnten.

Das kann man übrigens heute noch bekommen, wie die folgende Geschichte zeigt: An die 18 000 Mark will die Bezirksregierung Hannover nach ihren

Angaben bisher einer 30jährigen Lehrerin geschenkt haben, die ihren kleinen Max seit nunmehr zweieinhalb Jahren stillt und dafür (rechtmäßig) eine Lehrer-Freistunde pro Tag erhält. Diese wird mit 24 Mark vergütet, macht 500 Mark im Monat und 18 000 in drei Jahren. Damit noch nicht genug: die Lehrerin ging jetzt vor das Landesarbeitsgericht, um ihren Anspruch auf das Stillen noch über das sechste Lebensjahr hinaus durchzufechten. Nehmen wir also getrost an, Mäxchen darf bis zu seinem zehnten Geburtstag weiternuckeln; dann bringt das der Mutter in Form von Freistunden hübsche 64 000 Mark ein! (Vgl. FR 1. 3. 83)

Aber zurück in die Vorgeschichte dieser sozialstaatlichen Perfektionierung. Das Kindergeld wurde zuerst Empfängern von Invalidenrenten, später Kriegsopfern und Arbeitslosen gezahlt. Einzelne Wirtschaftszweige schufen Familienausgleichskassen, die Kinderreichen Zuschüsse gewährten. Diese Idee griffen die Nationalsozialisten in ihrem Sinne auf und führten Beihilfen für Familien ab drei Kindern ein. Von den Besatzungsmächten abgeschafft, kehrte diese Regelung mit dem Kindergeldgesetz von 1954 wieder, wonach es vom dritten Kind an zunächst 25, später 40 Mark und mehr gab. Dies wurde 1961 bei einkommensschwachen Familien auf das zweite Kind ausgeweitet. Seit dem 1. 1. 1975 gilt nun die heutige Regelung: das vom Einkommen unabhängige, in den Sätzen erheblich angehobene Kindergeld vom ersten Kind an. Das belastete den Sozialhaushalt dieses Landes 1981 nach den Renten und Pensionen mit dem zweitgrößten Transferposten und brachte den privaten Haushalten 18,5 Mrd. Mark, nachdem sie bis 1974 noch mit etwa 3 Mrd. hatten auskommen müssen (zum Vergleich: Rentenversicherung und Pensionen 150 Mrd., Arbeitslosengeld und -hilfe sowie Kurzarbeitergeld 10,6 Mrd., Sozialhilfe 6,9 Mrd. Mark). Im staatlichen Sozialetat verdoppelte damit das Kindergeld seinen Anteil innerhalb eines Jahrzehnts von 3 auf 7,6 Prozent. Rechnet man andere Posten hinzu, dann liegen die Transferleistungen des Staates für die Familie heute bei etwa 15 Prozent des gesamten Sozialbudgets und bei 3 bis 4 Prozent des Bruttosozialproduktes.

Damit soll sich der Sozialstaat bloß nicht rühmen. Denn zum einen sind ihm seine (dem Haushaltstitel nach) der »Verteidigung« gewidmeten Ausgaben mehr wert, zum andern trägt beispielsweise das Kindergeld nur zu durchschnittlich 1,6 Prozent zum Bruttoeinkommen der privaten Haushalte bei. Es stellt damit insbesondere bei einkommensschwachen, unvollständigen und kinderreichen Familien alles andere als einen angemessenen Lastenausgleich dar, der – wie es die Sozialberichte der Bundesregierung gern fordern – die Familie unter veränderten gesellschaftlichen Rahmenbedingungen »zur bestmöglichen Erfüllung ihrer Aufgaben« befähigt und »den Kindern günstigere und vor allem gleiche Entwicklungsbedingungen und Chancen« schafft. Im Auftrag des Familienministeriums selbst angestellte Untersu-

chungen haben nämlich gezeigt, daß der Lastenausgleich für die genannten und weitere Problemfamilien (z. B. Familien mit behinderten Kindern) nicht gesichert ist, sondern die negativen wirtschaftlichen Folgen von Kinderreichtum nur abgemildert hat. 1976 wurde festgestellt, daß zwei Drittel der Familien mit fünf und mehr Kindern und ein Fünftel derer, in denen der Vater Arbeiter ist, trotz Kindergeld den sog. »soziokulturellen Mindestbedarf« (damals 358 Mark pro Kopf) unterschritten; ohne Kindergeld wären es 78 bzw. 34 Prozent gewesen. Diese Zahlen müssen Frau Fuchs und Herrn Geißler wohl in den Papierwolf geraten sein, als sie mit den ersten Sparoperationen beim Kindergeld begannen. Und demnächst werden wohl noch mehr kinderreiche Familien sich mit familienpolitischen Sinnsprüchen anstelle von handfester Unterstützung zufriedengeben müssen. Das Kindergeld drückt die Mängel einer Sozialpolitik aus, die nach dem Gießkannenprinzip ungeachtet der tatsächlichen Bedürftigkeit Fixbeträge ins Volk streut und damit den Besserverdienenden ein angenehmes Taschengeld zuschanzt, den Schlechtergestellten hingegen kaum wirklich weiterhilft. Angesichts dessen kann einem beim Anblick der Familie Kohl schon speiübel werden.

Anmerkungen

1 Ich beschränke mich hier auf die direkten Kosten von Kindern und vernachlässige, was Kinder an Zeit (und Nerven!) kosten; das Familienministerium geht nach amerikanischen Untersuchungen (Walker/Woods, *Time Use: A Measurement of Household Production of Family Goods and Services*, Washington 1976, S. 264) von folgenden Arbeitszeitaufwendungen aus:

Arbeitszeitaufwendungen für Haushalt und Familienpflege nach der Kinderzahl

Familientyp Ehepaar mit . . . Kindern	Stunden pro Tag		
	Tägliche Aufwendungen insgesamt	davon für Kinder (insgesamt)	für Erwachsene
0 Kinder	6,3	–	6,3
1 Kind	9,1	4,3	4,8
2 Kinder	10,7	6,5	4,2
3 Kinder	11,4	7,6	3,8
4 u. m. Kinder	13,0	9,9	3,1

2 nach Rosemarie von Schweitzer, »Kinder und ihre Kosten«, in: K. Lüscher (Hg.), *Sozialpolitik für das Kind*, Stuttgart 1979, S. 113 ff.; vgl. auch Wissenschaftlicher Beirat für Familienfragen beim Bundesministerium für Jugend, Familie und Gesundheit, *Familien mit*

Kleinkindern. Analyse besonderer Belastungen und Empfehlungen für öffentliche Hilfen, Bonn 1980.

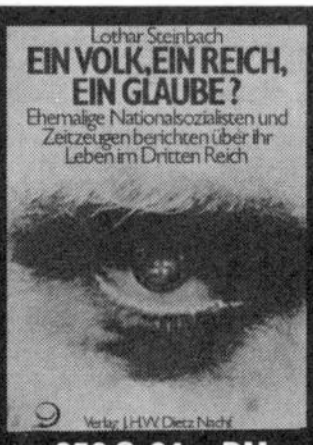
3 S. Wolf Wagner, *Die nützliche Armut. Eine Einführung in Sozialpolitik*, Berlin, S. 111.

4 Vgl. die Umfrage der Zeitschrift *Eltern* (11/1981).

5 Vgl. J. R. Klicker, »Erst die Arbeit, dann kein Spiel«, in: *Palaver* 12/82, S. 21 ff. Zur BRD: E. und H. Stark von der Haar, *Kinderarbeit in der Bundesrepublik und im Deutschen Reich*, 1980. Die folgenden Zahlen nach *DIW-Wochenbericht* 4/82, Transfer-Enquete-Kommission, Sachverständigenbericht 1981 und den Beiträgen von Krüsselberg und Kaufmann u. a. in Lüscher, a. a. O., S. 143 ff. und 181 ff. Zu den staatlichen Aufwendungen in der Jugendhilfe vgl. die Materialien in: Internationale Gesellschaft für Heimerziehung (Hg.), *Was kostet ein Kind? Beiträge zur IGfH-Jahrestagung 1981*, Frankfurt 1982.

Verlag Dietz Nachf.

über die „vergessenen" Millionen „einfacher" Nationalsozialisten



256 S. 24,– DM

Lothar Steinbach: Ein Volk, ein Reich, ein Glaube? Ehemalige Nationalsozialisten und Zeitzeugen berichten über ihr Leben im Dritten Reich

Gespräche mit „gewöhnlichen" Nationalsozialisten

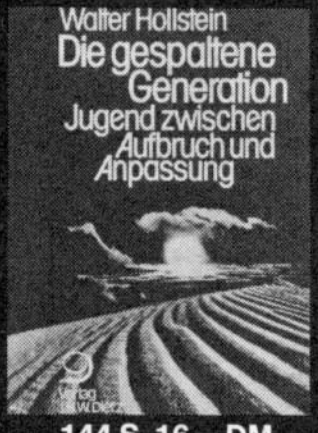
neue Analyse eines alten Begriffs: Was ist Klasse?

208 S. 16,80 DM

Jürgen Kocka: Lohnarbeit und Klassenbildung. Arbeiter und Arbeiterbewegung in Deutschland 1800-1875

Kocka: „Es muß möglich sein, von der analytischen Kraft des Klassenbegriffs zu profitieren, ohne in die Fallen zu stolpern, die er bereithält."

gegen das Packeis zwischen den Generationen

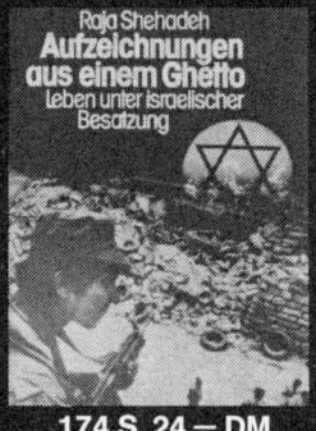


144 S. 16,– DM

Walter Hollstein: Die gespaltene Generation. Jugendliche zwischen Aufbruch und Anpassung

Analyse und Geschichte des Jugendprotests: von Beats und Provos bis zur Alternativbewegung, von den Halbstarken bis zu den Rockern und Neonazis.

für das Selbstbestimmungsrecht der Palästinenser



174 S. 24,– DM

Raja Shehadeh: Aufzeichnungen aus einem Ghetto. Leben unter israelischer Besatzung

Shehadeh, Anwalt auf der besetzten Westbank: „Die Welt wird nicht hinschauen, wenn man mein Volk langsam stranguliert". Doch gerade dies will er mit diesem Buch verhindern.

Verlag Dietz Nachf.

in Ihrer Buchhandlung

Rotbücher

Heiner Müller
Herzstück

Rotbuch 270 · ca. 136 Seiten
ca. DM 12

»Jedes Stück ist, wenn es theaterwirksam ist, nichts anderes als die Beschreibung einer Orgasmuskurve.«
Der bisher sechsbändigen Werkausgabe Heiner Müllers fügen wir mit **Herzstück** *einen siebten Band hinzu. Er wird neben dem Einakter gleichen Titels, kleine Prosa und folgende Stücke enthalten: –* ***Der Auftrag,*** *Erinnerung an eine Revolution –* ***Quartett – Leben Grundlings Friedrich von Preußen Schlaf Traum Schrei***

S. Anderson / R. Kerbach
Totenreklame

Eine Reise

Rotbuch 273 · 120 Seiten
DM 13

Ein Dichter und ein Maler reisen durch ihr Heimatland, die DDR. Notwendig immer an Grenzen stoßend, suchen sie mit Gedicht, Zeichenfeder, Dokument und Tusche Annäherung an Städte und Landschaften.

Kristel Neidhart
Niemand soll mich so sehen

Protokoll einer Pflege

Rotbuch 271 · 96 Seiten

»Ich hole meine Mutter heim. Auf der Fahrt spricht sie kein Wort. Meine Mutter ist gelb im Gesicht. Vor drei Tagen war meine Mutter heiter. Sie freute sich. Seit gestern hat sie das Essen verweigert. Seit gestern bricht sie Wasser und Schleim. (Aus dem Krankenhaus Stockwerk F, Zimmer 42 hat man eine Frau in ein Pflegeheim verlegt. Die Angehörigen hatten sich nicht um sie gekümmert. Die Frau hat einen Mann und einen Sohn.) Meine Mutter bricht seit gestern. Der Arzt sagt, ihre Mutter ist ein Pflegefall. Ich hole meine Mutter heim, ich lege sie ins Bett.«

Peter-Paul Zahl
Aber nein, sagte Bakunin und lachte laut

Gedichte

Rotbuch 275 · 72 Seiten DM 8

eine alimentengeschichte brachte den metzger ins gefängnis

nun träumt er jede nacht vom kopf des anstaltsleiters:

auf einem silberteller eine zitrone zwischen den zähnen petersilie hinter den ohren

Mike Muller
Heile und herrsche

Gesundheit in der Dritten Welt und die Politik der Pharma-Industrie

Rotbuch 272 · 220 Seiten
ca. DM 14 (Abo 13)

Die Gesundheitspolitik der Pharma-Konzerne in der Dritten Welt hat oftmals verheerende Auswirkungen und verstärkt dort die Kluft zwischen Arm und Reich. Immer mehr Regierungen dieser Länder versuchen in den letzten Jahren, den Einfluß der Pharma-Industrie zurückzudrängen und ein an den Bedürfnissen der Bewohner ansetzendes Gesundheitssystem aufzubauen. Mike Muller beschreibt die Erfolge, Probleme und Aussichten einer solchen Politik.

Michael Wildenhain
zum beispiel k.

Rotbuch 268 · 128 Seiten
DM 10

»es ist eine ruine«, sagt marie, k. nickt, »außerdem ist es ein hinterhaus. wo solln wir da unsre transparente hinhängen?« und k. nickt wieder. die wohnung ist klein und gelb. im fenster trocknen pflanzen und von einer wand fällt ein plakat: messer im kopf. immer mehr leute quellen durch die tür, obwohl niemand was weitersagen wollte. zigarettenkippen brennen kleine löcher in den teppich. . .

Horx/Sellner/Stephan (Hg)

Infrarot

Wider die Utopie des totalen Lebens Zur Auseinandersetzung mit Fundamentalopposition und »neuem Realismus«

Rotbuch 276 · 168 Seiten
DM 13 (Abo 12)

Selten in der Geschichte hat eine Generation in so kurzer Zeit so viele Modelle möglicher Identitäten erprobt, wie die Radikalen der späten 60er / frühen 70er Jahre. Heute steht nicht nur die BRD am Beginn einer „Kehre", sondern auch diese Protestgeneration. Immer deutlicher wird die Schere zwischen verändertem Sein und altem Bewußtsein.
Dieses Buch wendet sich ebenso gegen unverarbeitetes, blindes Scheitern wie gegen die Dummheit des Fahnehochhaltens.

Wer sich über unser gesamtes Programm informieren möchte oder sich näher für unseren Verlag interessiert, dem schicken wir gerne unseren alljährlichen Almanach »Das kleine Rotbuch« zu. Der Almanach enthält neben Texten aus unseren Neuerscheinungen auch unser gesamtes, noch lieferbares Programm. Wer sich also dafür interessiert schreibt bitte an:

Rotbuch Verlag
POTSDAMER STR. 98
1 BERLIN 30

Manfred Auwärter
»Die Kinder sind meistens traurig«
Interviews mit Vier- bis Zehnjährigen

Das europäische Konzept von Kindheit entstand, wie Philippe Ariès (1962) gezeigt hat, erst im 17. Jahrhundert. Vorher galten Kinder, die nicht mehr der unmittelbaren Fürsorge bedurften, als kleinere, schwächere, eben etwas unvollkommene Erwachsene. Es wurden ihnen dieselben Vorstellungen über gesellschaftliches Leben, dieselben Denkprozesse, Einstellungen oder Bedürfnisse zugeschrieben, die in der Welt der Erwachsenen galten. Nach dem sechsten oder siebten Lebensjahr konnten Kinder mehr oder weniger gleichberechtigt am Leben der Erwachsenen teilhaben.

Seither ist ein bemerkenswerter Wandel eingetreten: in der Konzeption der Erwachsenen wurde Kindheit immer mehr aus der Welt der Erwachsenen entfernt; eine eigene Kultur der Kindheit etablierte sich, ihr folgte später eine eigene Kultur der Jugendlichen oder Adoleszenten. Wir gehen heute davon aus, daß Kinder anders als Erwachsene denken, daß sie anderen Regeln oder Normen folgen und daß sie auf eine ihnen eigenartige Weise soziale Situationen deuten; d. h. ihre sozialkognitiven Konzepte weichen von denen der Erwachsenen ab.

Natürlich gibt es innerhalb dieses generellen, historisch entstandenen Bildes von Kindheit Varianten der Auslegung: man streitet darüber, was ein normaler Entwicklungsverlauf ist, in welchem Alter Kinder was genau lernen oder beherrschen sollten, wie zweckmäßige Eingriffsbemühungen der Eltern oder anderer Erwachsener aussehen oder was an Anreizen, an Wissensangeboten, an Verhaltenserwartungen den Kindern entgegenzubringen sei.

Über diese Fragen sind sich Psychologen, Soziologen und Pädagogen ebenso wenig einig wie Laien. Denn die Auffassungen über Kindheit hängen ab von wissenschaftlichen Grundpositionen darüber, wie Kinder von Geburt aus ausgestattet sind, warum sie sich entwickeln, wie stark sich bestimmte Faktoren auswirken. Und neben den wissenschaftlichen Annahmen existieren natürlich seit jeher ›naive‹ Theorien über kindliche Entwicklung, Theorien, die auf die Kultur und das soziale Milieu verweisen, aus denen sie stammen.

Die historisch und kulturspezifisch unterschiedlichen Einstellungen zur Kindheit und die daraus ableitbaren Folgen für den Umgang mit und die

Entwicklung von Kindern werden von den einschlägigen Fachdisziplinen sorgfältig analysiert. Das Hauptaugenmerk der Forschung gilt dabei, völlig natürlich, den Konzepten der Erwachsenen über Kinder und Kindheit. Die Vorstellungen der Kinder über die Kindheit dagegen, und vor allem die Vorstellungen der Kinder über die Welt der Erwachsenen tauchen in diesen Analysen nicht oder nur ganz selten auf.

Ob sich die Vorstellungen der Kinder von der Welt der Erwachsenen seit dem 17. Jahrhundert ähnlich grundlegend gewandelt haben wie die Konzepte der Erwachsenen über die Kindheit, ist nur schwer zu rekonstruieren. Man kann mit Sicherheit unterstellen, daß auch diese Konzepte von unterschiedlichen kulturellen und sozialen Milieus abhängig waren, die sie prägten. Doch der stärkste Wandel in den Vorstellungen der Kinder über die soziale Welt tritt vermutlich in Abhängigkeit von ihrem Alter und Entwicklungsstand auf.

Warum will man eigentlich wissen, welche Vorstellungen sich Kinder von ihrer Welt und der Welt der Erwachsenen machen? Schließlich haben diese Vorstellungen ja keinen Einfluß auf den Umgang mit Kindern, auf staatliche oder private Erziehungsprogramme oder gar auf die Organisation des Kindergartens. Aber man kann das Verhalten der Kinder nicht verstehen, etwa warum sie in bestimmten Situationen auf bestimmte Stimuli in der einen oder anderen Weise reagieren, oder warum sie bei bestimmten Konstellationen von Situationsmerkmalen initiativ werden etc., wenn man nicht die zugrundeliegenden kognitiven Prozesse und sozialkognitiven Konstrukte der Kinder berücksichtigt, ihre Kategorisierungen der natürlichen und der sozialen Welt. Mit anderen Worten: Das Bild, das man sich von der Kindheit oder von kindlichen Akteuren sozialen Handelns macht, ist dann unzulänglich oder falsch in einer zentralen Dimension, nämlich der der adäquaten Verhaltensinterpretation, wenn man nicht die sozialkognitiven Strukturen und Prozesse berücksichtigt, auf denen soziales Verhalten beruht.

Natürlich sind die Vorstellungen der Kinder über die Kindheit, d. h. über ihre eigene Situation und die der anderen Kinder, und ihre Vorstellungen über die Welt der Erwachsenen ›naive‹ Theorien, die nicht viel an ›Wahrheit‹ über die Welt der Kinder oder der Erwachsenen zu enthalten brauchen. Aber unabhängig von ihrem Wahrheitsgehalt haben diese ›naiven‹ Theorien im Leben des Kindes (wie die entsprechenden ›naiven‹ Theorien im Leben der Erwachsenen) sowohl die Funktion, dem Kind bei der Interpretation der sozialen Situationen zu helfen, in denen es sich befindet, d. h. bei der Kategorisierung oder Ordnung der sozialen Realität, als auch die Funktion, in einem nicht einfach bestimmbaren Ausmaß seine Handlungen zu steuern.

Die soziale Welt präsentiert sich auch den Kindern nicht direkt, sondern die

Kinder nehmen sie gemäß ihrer Konzeptualisierung der Welt wahr. Wodurch wird nun wiederum ihre Konzeptualisierung der sozialen Welt gesteuert? Einerseits durch erworbene sozialkognitive Kategorien, und diese haben den Doppelaspekt, sowohl ein Interpretationsmuster zu sein, das von den Strukturen der verarbeitenden Mechanismen bestimmt wird, als auch Phänomene der realen sozialen Welt wiederzugeben. Andererseits durch die jeweils erreichten strukturellen Obergrenzen der (sozial-)kognitiven Reflexion, die insbesondere in der Piaget-Tradition der Entwicklungspsychologie untersucht wurden.

Im übrigen haben sich gerade diese strukturellen Obergrenzen der Reflexion über (sozial-)kognitive Sachverhalte in jüngster Zeit deutlich verschoben, nicht etwa bei den Kindern, sondern in der Interpretation der Wissenschaftler. Bis in die Mitte der siebziger Jahre dieses Jahrhunderts wurden Vorschulkinder, also Kinder zwischen vier und sechs Jahren, als kognitiv sehr beschränkte Wesen angesehen, als Personen ohne Klassifikationsfähigkeiten, ohne Kausalitätsvorstellungen, ohne Zahlenkonzept, mit nur mageren Gedächtnisleistungen, und ganz generell als ›egozentrische‹ Personen. Das heißt, man hat von ihnen angenommen, sie könnten nicht die Rolle oder Perspektive eines anderen Kindes oder eines Erwachsenen übernehmen, beziehungsweise sie glaubten, ihre eigene Perspektive, ihre eigene Sicht der Welt sei die gleiche wie die aller anderen Leute.

Der Mythos der mangelnden Perspektiven-Übernahme der Vorschulkinder (wie auch der ihrer anderen Defizite) ist inzwischen gründlich widerlegt (vgl. Gelman 1978), das heißt jedoch nicht, daß er auch seine Wirkung verloren hätte. Vielerorts wird heute noch das Konzept einer autonomen, vom Erwachsenendasein zu unterscheidenden Kindheit mit der kognitiven (und affektiven) Infantilisierung der Kinder erkauft (wobei man der Entwicklungspsychologie zugestehen muß, daß diese Infantilisierung nicht beabsichtigt war, sondern Experimentalsituationen entsprang, die den Kindern nicht die Chance gaben, ihre Fähigkeiten adäquat zu zeigen).

Es wäre in der Tat falsch, aus der Tatsache, daß Kinder in früheren Jahren, als lange Zeit angenommen, über bestimmte kognitive Strukturen und Operationen verfügen, jetzt zu schließen, sie seien also doch quasi kleine Erwachsene. Sondern es gilt, die durchaus nachweisbare Andersartigkeit ihrer sozialen Kognition, ihrer Vorstellungen über Personen, Beziehungen, Normen und die Welt der Erwachsenen anders zu erklären als durch den Verweis auf die mangelnden Fähigkeiten der Kinder, die Perspektive der anderen zu übernehmen.

Im folgenden will ich versuchen, die Vorstellungen der Kinder zur Welt der Erwachsenen und zu Kindern und Kindheit nicht in Begriffen der Perspektiven- oder Rollenübernahme relativ abstrakt zu beschreiben, sondern in

den Kategorien der Inhalte, die von den Kindern vorgebracht werden. Dem vorliegenden Bericht liegen Interviews mit 40 Kindern, davon 30 Mädchen, zugrunde. Die Altersspanne geht von drei Jahren, neun Monaten bis zu zehn Jahren; je 20 Kinder sind mehr als sechs Jahre und weniger als sechs Jahre alt. Besonders stark vertreten sind mit je elf Kindern die Gruppe der Fünf- bis Sechsjährigen und die Gruppe der Sechs- bis Siebenjährigen. Dagegen unterscheiden sich diese Kinder kaum durch ihre soziale Schichtzugehörigkeit oder ihr soziokulturelles Herkunftsmilieu: sie stammen fast ausnahmslos aus der mittleren bis oberen sozialen Mittelschicht einiger Gemeinden südlich von München.

Die meisten der Interviews fanden in einem Kindergarten statt, in den während ihrer Sommerferien auch noch einige der Kinder kamen, die ihm früher angehört hatten. Einige wenige Interviews wurden im Elternhaus der Kinder durchgeführt. Es handelt sich in allen Fällen um Einzelinterviews, bei denen also nur der Interviewer (M. Auwärter) und das Kind anwesend waren (und ein gut sichtbares Tonbandgerät). Die Interviews sollten relativ zwanglos sein; es wurde Wert darauf gelegt, nicht wegen der Perfektionierung eines einzelnen Punktes das ganze Interview zu gefährden. Der Interviewer und die interviewten Kinder kannten sich zum Zeitpunkt des Interviews schon mehrere Wochen. Den Kindern machten die Interviews in der Regel durchaus Spaß; sie schienen die Situation zu genießen, mit einem Erwachsenen eine halbe oder dreiviertel Stunde lang exklusiv reden zu können und nicht mit den anderen Kindern um Gehör konkurrieren zu müssen.

Das eigentliche Datenmaterial, anhand dessen etwas darüber gesagt werden soll, wie Kinder die Welt der Erwachsenen und im Kontrast dazu die der Kinder konzeptualisieren, besteht aus den Antworten auf drei Fragen, die im Rahmen eines längeren, klinisch orientierten Interviews zu den Personen-Konzepten von Kindern gestellt wurden (vgl. Selman, 1980), und natürlich auch aus den Antworten auf die Rückfragen, insbesondere nach Begründungen für die kindlichen Vorstellungen.

Altersspezifische Trauer

Das Interview knüpft an eine Geschichte an, die den Kindern zu Anfang erzählt wird: Einem kleinen Jungen ist der Hund entlaufen; er ist deswegen sehr traurig. Seine Freunde überlegen nun, ob sie ihm einen neuen Hund kaufen sollen, obwohl der Junge gesagt hat, er wolle nie wieder einen anderen Hund haben.

Gegen Ende des Interviews, wenn ich also schon eine ganze Weile mit den Kindern geredet habe, frage ich, in unterschiedlichen Formulierungen, aber

dem Sinn nach gleich: »Der Michael, der so traurig darüber ist, daß sein Hund Bello weggelaufen ist, der ist ja ungefähr so alt wie du. Was meinst du nun: Wäre der Michael genauso traurig darüber gewesen, daß sein Hund weggelaufen ist, wenn er erwachsen gewesen wäre, also so ungefähr 20 Jahre alt?« (Für Kinder der untersuchten Altersspanne sind Zwanzigjährige praktisch so alt wie Dreißigjährige. Ich wollte aber verhindern, daß sie als Muster von Erwachsenen sofort ihre Eltern nehmen.)
Von den 40 Kindern, die interviewt wurden, haben nun tatsächlich 30 gesagt, Michael als Erwachsener wäre nicht so traurig über den Hundeverlust gewesen wie Michael als kleiner Junge, und 10 Kinder waren der Meinung, er wäre als Erwachsener gleich traurig gewesen wie als Kind. Kein einziges Kind kam auf den Gedanken, daß Michael als Erwachsener stärker getrauert hätte.
Teilt man die Kinder in zwei gleichgroße Gruppen von je 20 auf, bei der Grenze von 6 Jahren, dann zeigt sich ein deutlicher Alterseffekt: von den jüngeren 20 Kindern sagten 17, Michael als Erwachsener wäre weniger traurig gewesen; von den älteren 20 Kindern meinten das nur 13.
Die Gründe, die von den Kindern dafür angegeben werden, daß Michael als älterer weniger traurig darüber gewesen wäre, daß sein Hund verschwunden ist, lassen erste Schlüsse auf die Vorstellungen zu, die sich die Kinder über die Welt der Erwachsenen machen.
Die Äußerungen der Kinder in allen folgenden Beispielen sind dergestalt ›normalisiert‹ worden, daß Wiederholungen, Stotterphänomene und diejenigen Äußerungsteile weggelassen wurden, die vom Kind selbst korrigiert wurden, etwa indem es sie durch andere Formulierungen ersetzt hat. Diese ›Normalisierung‹ geschieht, weil es hier nicht um sprachliche Formen, sondern um kognitive Inhalte geht und die Normalisierung die Lesbarkeit der Beispiele erheblich erleichtert. Die Eingangsfrage des Interviewers wird zum Teil verkürzt oder auch gar nicht wiedergegeben. Die Namen der Kinder sind verändert, ihr Geschlecht und ihr Alter sind aber zutreffend. (I = Interviewer, K = Kind. In doppelten Klammern stehen Erläuterungen.)

Grund a: Erwachsene mögen, im Unterschied zu Kindern, Hunde überhaupt nicht.

I: Jetzt stell dir mal vor, der Michael wäre älter gewesen, der wäre 18 oder 20 Jahre alt gewesen. Meinst du, dann wäre er auch so traurig gewesen, wenn er seinen Hund verloren hätte?
K: Wenn er größer wär', dann tät' er den gar nicht mögen! (Elke, 4; 5)

I: Wenn der Michael jetzt älter gewesen wäre . . .
K: Dann würd' der natürlich nicht weinen.
I: Meinst du, der wäre –
K: Mhm. Papas weinen nicht.

I: Dann wär' er also nicht so traurig, meinst du?
K: Ja. Und dann sagt der Papa, ach nein, wir nehmen ihn lieber nicht ((den Hund)), ähm, die machen so viel Scheiße in die Wohnung, nehmen wir ihn lieber nicht, sonst haben wir eine Scheißwohnung. (Christina, 4; 11)

Grund b: Die Erwachsenen trauern deswegen nicht um einen verlorenen Hund, weil sie genügend Geld dafür haben, einen neuen Hund zu kaufen.

K: Nöö, dann wär' der nicht so traurig.
I: Warum nicht?
K: Dann kann er ja selber ein' Hund wieder kaufen!
I: Aha.
K: Wo der so viel Geld hat. (Marianne, 4; 11)

K: Äh, nicht so traurig.
I: Nicht so traurig. Und warum meinst du?
K: Weißt du, die Größeren denken immer, ach, ich hab ja so viel Geld, die Größeren verdienen ja mehr Geld, die können sich ja noch einen neuen kaufen. (Nina, 6; 6).

Grund c: Die Erwachsenen sind nicht so gefühlsbetont, nicht so sentimental wie die Kinder.

I: . . . wie hätte der sich verhalten, wenn sein Hund weggerannt wär'?
K: Mei, dann hätt' er halt gesagt: dieser Misthund dieser.
I: Wär' er dann auch so traurig gewesen?
K: Mh-mh. Nein.
I: Meinst du nicht? Warum, meinst du, sind ältere Leute anders?
K: Die sind halt anders, weil's immer so ist. Es ist schwer. (Petra, 6; 3)

Grund d: Die Erwachsenen sind vernünftiger, verständiger, reifer als die Kinder; sie kennen die Realitäten des Lebens.

K: Der wär' net so traurig.
I: Mhm. Und warum meinst du das?
K: Ja, da versteht man ja des!
I: Dann versteht man des, wenn der verschwindet?
K: Ja.
I: Aha. Und warum, meinst du, verhalten sich die Leut' anders, wenn sie älter sind?
K: No verstehen sie's auch mehr.
I: Aha.
K: Oder wenn der erst in der zweite Klass' ist, und der nächste in der neunten oder so was, der versteht es denn ja auch besser.
I: Mhm, mhm.
K: Oder weiß mehr. (Angelika, 8; 2)

Grund e: Die Erwachsenen geben ihre Trauer nicht zu, sie versuchen, ihr Gesicht zu wahren, sie verfügen auch über bessere Techniken der Trauer-Verarbeitung.

K: Wenn der Hund wegläuft? Na ja, der ließe sich dann nichts anmerken.
I: Aha, aber er wär' vielleicht auch traurig?
K: Mhm. Nur 'n bißchen.
I: Nur 'n bißchen? Du meinst: weniger als 'n Kind?
K: Mhm.
I: Warum, meinst du, wär' er weniger traurig als ein Kind? Wenn er älter wär'?
K: Äh ja. Das würd' ich so sagen: weil, wenn 'n Erwachsener hinfällt, und dann plötzlich anfängt zu weinen, das wär' ja auch verrückt.
I: Wär auch sehr komisch, mhm.
K: Mhm. Und deshalb verbeißt man sich's, und plötzlich ist man auch nimmer traurig.
I: Du meinst, weil man sich's verbeißt, ist man auch nicht mehr traurig? Aha.
K: Na ja, nach 'ner Zeit. (Elmar, 8; 7)

Der letzte Typ von Gründen wurde nur von den ältesten Kindern vorgebracht. Genauso wurde Grund d, die Erwachsenen seien vernünftiger oder verständiger als die Kinder, nur von den älteren Kindern des zugegebenermaßen kleinen Samples angeführt. Die anderen drei Kategorien von Gründen sind relativ gleichmäßig über die untersuchte Altersspanne hinweg verteilt. Es zeigen sich also innerhalb des Gesamttrends – daß eine deutliche Mehrheit der Kinder bestreitet, die Erwachsenen wären über den geschilderten Vorfall genauso traurig wie die Kinder – zwei altersabhängige Trends: Einerseits sind die älteren Kinder weniger radikal in dieser Ansicht, eine größere Zahl von ihnen nimmt auch bei Erwachsenen ähnliche Trauerprozesse an, und andererseits bringen die älteren Kinder zwei Typen von Erklärungen für die mangelnde Trauer, die bei den jüngeren Kindern nicht vorkommen.

Aus all diesen Erklärungen kann man ableiten, was – im Urteil der Kinder – relevante Unterschiede zwischen Kindern und Erwachsenen sind: Erwachsene sind vernünftiger, verständiger, weniger gefühlsbetont, sie haben viel Geld und wissen dieses einzusetzen, sie verfügen über Strategien der Gesichtswahrung, und sie hängen nicht so sehr an ihren Hunden. Aber man kann die Kinder auch direkt nach Unterschieden zwischen Kindern und Erwachsenen fragen – und was sich dabei zeigt, wird in den nächsten beiden Kapiteln dargestellt.

Ist es nun einfach so, daß sich die Kinder, insbesondere die jüngeren, einfach deshalb nicht vorstellen können, daß Erwachsene bei solchen Anlässen auch trauern können oder sogar gleich stark trauern können, weil sie, egozentrisch wie sie sind, sich einfach nicht in die Rolle des anderen versetzen können, seine Perspektive nicht übernehmen können? Aber dieses Argument trifft nun wirklich nicht: aus mangelnder Rollenübernahme würde ja gerade folgen, daß sie bei Kindern und Erwachsenen die gleichen psychischen Prozesse, die gleiche Trauer um den verlorenen Hund annehmen. Außerdem sind die Begründungen für mangelnde Trauer auf seiten der Erwachsenen konform mit ihrer generellen Charakterisierung, wie wir noch

sehen werden. Vorher soll aber noch eine Ausnahme gezeigt werden, also ein jüngeres Kind, das meint, Erwachsene würden möglicherweise genauso reagieren wie Kinder:

I: Wenn der Michael jetzt älter gewesen wäre, sagen wir mal so 20 Jahre alt, meinst du, dann wäre er auch traurig gewesen, wenn er seinen Hund verloren hätte?
K: Da wär' er auch traurig.
I: Sind beide traurig?
K: Aber die Älteren dann, wenn sie's Hündchen nicht mögen, dann werden sie nicht traurig, aber wenn sie's mögen, dann werden sie's auch traurig, wie der Michael.
I: Du meinst, die Erwachsenen sind auch traurig?
K: Mhm. Aber wenn sie's Hündchen nicht lieb haben, sind sie nicht traurig, dann haben sie das Hündchen los. (Andreas, 5; 2)

Generelle Einschätzung der Erwachsenen

Nachdem die Kinder darauf geantwortet haben, ob Michael, dem der Hund entlaufen ist, darüber genauso traurig gewesen wäre, wenn er nicht mehr ein Kind, sondern ein Erwachsener gewesen wäre, wurde die Fragestellung verallgemeinert, auf generelle Unterschiede zwischen Erwachsenen und Kindern ausgedehnt: »Worin unterscheiden sich denn überhaupt die Kinder von den Erwachsenen? Ich meine jetzt ganz allgemein, unabhängig von der Hundegeschichte.« Oder in ähnlichen Formulierungen, möglichst alters- und entwicklungsangemessen.
Wenn längere Zeit, auch nach weiterem Insistieren, keine Antwort kam, wurde damit begonnen, Vorgaben zu machen: »Die Erwachsenen sind natürlich älter und größer. Was sind sie denn noch, im Vergleich mit den Kindern?« Fast alle Kinder gaben nun irgendwelche Unterschiede an, und die übrigen wurden weiter gedrängt: »Haben sie mehr Geld? Sind sie klüger?« Allerdings wurde die bloße Zustimmung zu solchen Fragen in der Auswertung nicht berücksichtigt. Das Bestreben von Kindern (wie von Erwachsenen), es Interviewern recht zu machen, ist hinreichend bekannt. Dazu gehört, daß man mitmacht, daß man auf Fragen antwortet, also etwa mit ›ja‹ oder ›nein‹ auf Fragen, die das erlauben.
Falls sich eine Antwort dafür anbot, wurde nach Begründungen gefragt – also inbesondere bei Antworten, die zu den komplexeren der untenstehenden Kategorien gehören. Auch bei diesen Beispielen wird die Eingangsfrage des Interviewers meist verkürzt wiedergegeben oder ganz weggelassen.
Die Antworten lassen sich ebenfalls in fünf Gruppen aufgliedern; drei davon weisen je eine positive und eine negative Version auf.

Unterschied a: Zwischen Erwachsenen und Kindern bestehen nur äußerliche, eher physische Unterschiede, wie Größe, Stärke, Alter oder Beweglich-

keit. (Diese Kategorie wird allein nur selten genannt; in ihrer einfachen, positiven Version, bei der die Unterschiede ›zugunsten‹ der Erwachsenen ausgelegt werden, kommt sie fast nur bei den jüngsten Kindern vor.)

I: Was ist denn ein Unterschied zwischen Kindern und Erwachsenen?
K: Daß sie unten sind.
I: Hm?
K: Unten. (Karin, 3; 9)

K: Die Stärkeren sind größer (Christina, 4; 11)

Natürlich stimmen die Kinder immer zu, wenn ich frage, ob die Erwachsenen stärker, größer oder älter sind. Aber spontan gebrauchen sie diese Kategorie meist nur zusammen mit den Kategorien c und d.
Es gibt im übrigen auch, bei älteren Kindern, eine negative Version dieser Kategorie:

K: Daß sie größer sind, also.
I: Und was sind sie sonst noch?
K: Jedenfalls können sie sich nicht so viel bewegen.
I: Wie die Kinder?
K: Ja.
I: Warum nicht? Weil sie dicker sind?
K: Nein, also das muß irgendwie die Natur sein. (Hilke, 7; 8)

Unterschied b: Erwachsene unterscheiden sich von Kindern durch ihr größeres Wissen oder dadurch, daß sie klüger sind. (Auch diese Kategorie ist nur gering besetzt. Fall sie genannt wird, kommt sie meist in Begleitung von Antworten der anderen Kategorien vor.)

K: Die sind ja größer! Die weißen schon, was sie sollen.
I: Wissen die mehr als die Kinder?
K: Mutter weiß ja alles, und der Vater. (Martina, 4; 3)

K: Also gescheiter werden sie, wenn sie älter werden. (Judith, 5; 3)

Unterschied c: Erwachsene unterscheiden sich von Kindern durch ihre Charaktereigenschaften: sie sind lieber, hilfsbereiter, nicht mehr ungezogen, sie sind sorgfältiger, vorsichtiger, ordentlicher, vernünftiger, lustiger und so weiter, in der positiven Version der Kategorie, oder aber, in der negativen Version, weniger lieb, streng oder schlecht gelaunt.

K: Die Erwachsenen sind größer und die Kleinkinder sind kleiner.
I: Und sind die Erwachsenen auch lieber?
K: Jaa! Die sind nie so ungezogen wie die kleinen Kinder. (Sonja, 5; 11)

Die positiven Eigenschaften der Erwachsenen wirken sich allerdings manchmal nur selektiv aus: das folgende Kind meint, Erwachsene seien nur untereinander freundlich, nicht aber zu den Kindern.

K: Es gibt Kinder, die sind oft traurig, oft lustig, oft vornehm und oft böse.
I: Mhm.
K: Oder oft ungerecht, ich weiß nicht.
I: Und die Erwachsenen, wie sind die Erwachsenen?
K: Na, die sind mal lieb und mal freundlich. Die Kinder nicht, also die sind böse, wie die Erwachsenen zu den Kindern auch. (Andreas, 5; 2)

Charakterunterschiede, die eher zuungunsten der Erwachsenen ausgelegt werden, hat ein Schwäbisch sprechendes Mädchen gefunden:

K: Die große Leut, die lachet ja net, also.
I: Aha.
K: D' Mami lacht au net so oft, also net so wie gestern, gell?
I: Aha.
K: Ond i lach meistens, gell? Wenn i mal in Eßlinga bin oder so was. (Angelika, 8; 2)

Kategorie c ist bei der Sortierung der Antworten am stärksten besetzt worden. Die weitaus überwiegende Zahl der Unterschiede ist zugunsten der Erwachsenen ausgeprägt. Selbst die zwei Kinder, die berichten, daß sie von ihren Eltern hin und wieder körperlich bestraft werden, bringen dafür gute Gründe vor.

Unterschied d: Ein weiterer Komplex von Unterschieden betrifft die bessere soziale Situation, in der sich die Erwachsenen befinden: sie haben mehr Möglichkeiten, und sie unterliegen weniger Verboten.

K: Die Erwachsenen, die können arbeiten gehen.
I: Mhm. Und meinst du, daß Arbeiten lustig ist?
K: Nein! Die Eltern können Freundinnen einladen.
I: Aha.
K: Und die Kinder nicht. (Tanja, 5; 7)

K: Daß sie mehr dürfen.
I: Sie dürfen mehr? Aha. Was meinst du denn da?
K: Daß sie Feuer machen können, und sogar Essen kochen mit.
I: Aha.
K: Und sogar 'n Haus machen. Das dürfen alles nicht die Kinder.
I: Mhm, hast schon recht, mhm.
K: Und pflanzen.
I: Und warum dürfen das die Kinder nicht?
K: Weil die das noch nicht richtig können. (Anke, 6; 8)

Manchmal, wenn auch nur sehr selten, wird die soziale Situation der Erwachsenen als schlechter eingestuft, zumindest in einigen Punkten.

I: Die Erwachsenen, die großen Leute, die sind älter –
K: Ah, die Eltern können ja kochen!
I: Ja, und die Älteren, haben die auch mehr Geld?
K: Nee, die ham immer wenig Geld, die müssen Essen kochen immer, und bezahlen.
I: Ja, mhm.
K: Und wenn sie nicht bezahlen, dann kommen sie in' Gefängnis!

I: Ja.
K: Und darum. (Marianne, 4; 11)

In der Verteilung der Antworten über die drei Kategorien b, c und d zeigen sich keine Alterseffekte, d. h. jede Kategorie kommt in jeder Altersklasse ungefähr gleich häufig vor. Allerdings sind etwa die Begriffe, die zu Kategorie c gehören, bei den jüngeren Kindern eher vom Typus ›lieb‹, bei den älteren eher vom Typus ›vorsichtig‹ oder ›verständig‹ – vielleicht würden sich bei weiterer Ausdifferenzierung der Kategorie also doch Alterstrends zeigen.

Glückliche Kindheit

Während in den obigen Kapiteln sich die Kinder darüber äußern, wie sie die Erwachsenen einschätzen, soll jetzt stärker hervorgehoben werden, wie sie ihre eigene Situation sehen, wie sie die Kindheit im Kontrast zum Zustand des Erwachsenseins beurteilen. Die Antworten des Typs d des vorigen Kapitels beziehen sich bereits auf diese Fragestellung, sie wird jetzt lediglich erweitert.
Zwar werden im Verlauf des ganzen Interviews hin und wieder Äußerungen gemacht, die etwas darüber sagen, wie Kinder die Situation der Kinder einschätzen, und diese Äußerungen werden von mir auch berücksichtigt. Am fruchtbarsten erwies sich jedoch eine Frage, auf die ich mehr oder weniger zufällig gestoßen bin und die dann in den Katalog der Themen aufgenommen wurde, die während der Interviews zur Personen-Konzeption behandelt werden.
Eines der ersten Interviews verlief an der Stelle, an der die generellen Unterschiede zwischen Kindern und Erwachsenen herausgearbeitet werden, wie folgt:

I: Die Erwachsenen, wie sind denn die im Vergleich mit den Kindern? Wie werden denn die Leute, wenn sie älter werden? Werden sie da anders als die Kinder?
K: Ja, da werden sie anders.
I: Und wie werden sie dann eher?
K: Da werden sie glücklicher, und wissen auch mehr. (Marlena, 5; 5)

Dieses Mädchen stammt aus einer intakten, kinderorientierten Familie der unteren Mittelschicht; ihre objektiven Lebensumstände und auch die der Kinder der Nachbarschaft, die sie beobachten kann, sind wirklich nicht schlecht. In dem Kindergarten, in dem die Interviews gemacht wurden, ist sie mir nicht als besonders unglücklich aufgefallen, eher als etwas verträumt und als etwas antriebslos. Aber ich kenne natürlich nicht alle Details der familiären Interaktion, es wurden keine Beobachtungen im Elternhaus angestellt. Außerdem kommt es bei unserer Fragestellung ja ohnehin nicht auf

die objektive Lage der Kinder an, sondern auf ihre Interpretation dieser Lage.

Alle Kinder, die nach diesen Mädchen interviewt wurden, bekamen also gegen Ende des generellen Kinder-Erwachsenen-Vergleichs die Frage gestellt: »Was meinst du, wer ist eigentlich glücklicher oder unglücklicher, die Kinder oder die Erwachsenen?« Bei den jüngeren Kindern erwies es sich oft als notwendig, ungefähr folgende Formulierung der Frage nachzuschieben: »Wer ist denn eigentlich trauriger, die Kinder oder die Erwachsenen?«, und dann, nach erfolgter Antwort: »Und wer ist glücklicher?«, oder auch: »Und wer ist lustiger?«

Die Ergebnisse sind relativ deutlich: von den 40 befragten Kindern haben 35 verwertbare Antworten gegeben; zwei haben sich geweigert, die Frage zu beantworten, und drei waren nicht vom Kontext der Hundegeschichte zu lösen und haben weiterhin von Michael geredet, obwohl nach allgemeinen Glücklichkeits-Unterschieden gefragt wurde. Von den 35 Kindern waren 27 der Meinung, Kinder seien generell unglücklicher als die Erwachsenen, und sieben fanden beide Gruppen, Kinder und Erwachsene, gleich glücklich oder unglücklich, oder sie konnten sich nicht entscheiden, oder sie haben sich zwar spontan für eine Seite entschieden, sind bei der Begründung aber wieder umgeschwenkt. Der Meinung, die Kinder seien glücklicher, war nur ein einziges Kind.

In der Verteilung der Antworten über die untersuchte Altersspanne hinweg zeigen sich deutliche Alterseffekte. Die Gruppe der 20 jüngeren Kinder: 16 Kinder trauriger oder unglücklicher als Erwachsene, ein Kind gleich, zwei Verweigerer; die ältere Gruppe: sechs Kinder, die Erwachsene und Kinder für gleich glücklich halten, das eine Kind, das Kinder für glücklicher hält, und ›nur‹ elf Kinder, sie sich und ihresgleichen als unglücklicher oder trauriger ansehen.

Von den 28 Kindern, die Urteile über Glücklichkeitsunterschiede zwischen Kindern und Erwachsenen abgaben, konnten 24 dazu gebracht werden, Begründungen zu geben, zwei haben sich geweigert, und zwei wurden versehentlich nicht gefragt. Die vorgebrachten Gründe sind äußerst vielfältig, ich werde eine Auswahl davon darstellen, und zwar zuerst die Gründe, die eher die kleinen Kinder angeführt haben, und dann die Gründe, die tendenziell die älteren Kinder vorschlagen. Das Mädchen, das Kinder für glücklicher als Erwachsene hält, wurde oben bereits zitiert (Angelika).

Auch bei diesen Beispielen werden die Eingangsfragen des Interviewers verkürzt oder weggelassen.

Grund a: Kinder dürfen nicht über sich selbst bestimmen, sie dürfen sich ihre Freunde nicht selbst aussuchen, sie dürfen nicht aggressiv sein usw.

I: Und warum sind die Kinder traurig?

K: Weil die Kinder sollen – die kleinen Kinder heim gehen.
I: Deswegen sind sie traurig?
K: Ja.
I: Und warum sind sie denn dann traurig?
K: Weil die mit den kleinen Kindern spielen wollen. (Karin, 3; 9)

I: Gefällt es dir besser, daß du ein Kind bist, oder wärst du lieber ein Erwachsener?
K: Lieber ein Erwachsener, denk ich immer in der Nacht.
I: Und warum denn?
K: 's wär schöner. Da darf man schimpfen! ((laut, überzeugt))
I: Du darfst doch jetzt auch schimpfen?
K: Ja, aber nur mit dem Florian. ((ihrem kleineren Bruder)) (Christina, 4; 11)

Grund b: Die Kinder bekommen nicht alle Wünsche erfüllt, sie haben andererseits nicht genügend Geld, sie sich selbst zu erfüllen.

K: Die Kinder sind meistens traurig.
I: Und warum sind die Kinder meistens traurig?
K: Weil die was ganz schön finden, und dann noch mal was haben wollen, und die Eltern immer so viel Geld haben. (Anna, 3; 9)

K: Nein, die Erwachsenen nicht. Weil die sind ja auch noch größer.
I: Du meinst, die Kinder sind öfter traurig als die Erwachsenen?
K: Ja.
I: Und warum sind die Kinder so oft traurig?
K: Weil die Eltern, die sind ja *größer*, und die Kinder sind kleiner, und wenn eine Mutter den Kindern was Falsches kauft, und eine Oma der Mutter was Richtiges gekauft hat –
I: Ja?
K: Das ist ja viel gescheiter! Das ist gescheiter!
I: Mhm.
K: Und darum sind die Kinder mehr trauriger. (Bettina, 4; 10)

Grund c: Die Kinder sind hilflos, sie haben Angst, etwa zu verhungern oder von den Eltern verlassen zu werden.

K: Die Kinder. Nämlich die können weinen, sie können Angst haben, daß sie verhungern. (Julia, 4; 11)

K: Die Kinder.
I: Und warum sind die Kinder trauriger?
K: Die Eltern, wenn die Eltern gestorben sind, sind wir noch trauriger.
I: Mhm. Die Kinder sind trauriger, sagst du?
K: Ja. Wenn die Vater und Mutter gestorben sind. (Katharina, 5; 0)

Grund d: Die Kinder sind empfindsamer als die Erwachsenen, sie sind leichter verletzbar.

I: Die Älteren, sind die eher ernst, eher lustig, sind die eher traurig oder eher glücklich? Ich meine, im Vergleich mit den Kindern.
K: Die sind nicht so traurig.

I: Mhm.
K: Sogar wenn ein Hund gestorben ist, ich hab's ja schon mal mit angeguckt, wo ein Hund gestorben ist. Nämlich da war eine Frau dabei, eine ganz große, und die hat da nur ein' Tag lang geweint.
I: Mhm.
K: Nur eine Stund' lang.
I: Und wer war das? Eine große Frau?
K: Nöö. 'n großes Mädchen.
I: Eine Stunde hat sie geweint. Aber meinst du, sie hat nachher nicht mehr getrauert?
K: Nöö.
I: Aha. Und meinst du, wenn sie jetzt 'n kleines Kind gewesen wär', hätt' sie dann länger geweint?
K: Ja! ((sehr überzeugt))
I: Aha. Und warum, meinst du, als Kind länger?
K: Weil 's klein ist.
I: Aha.
K: Nämlich 's weint doch öfter. Gell?
I: Mhm.
K: Sogar 's weint schon, wenn es nicht neben dem sein' Besuch sitzen darf. ((d. h. neben jemand, den es gern hat.)) (Julia, 4; 11)

Grund e: Die Kinder werden von den anderen Kindern schlecht behandelt.

K: Die Kinder sind traurig.
I: Und warum sind die Kinder trauriger?
K: Weil die einem wehtun.
I: Wer tut denn wem weh?
K: Der Andreas. (Marianne, 4; 11)

I: Und die Kinder sind trauriger? Meinst du?
K: Mhm. Weil die Kinder sind oft traurig.
I: Mhm. Und worüber denn eigentlich?
K: Wenn einer das wegnimmt, und dann hat man nichts zum Spielen. (Renate, 6; 0)

Grund f: Die Kinder werden von ihren Eltern bestraft.

I: Also, sind die Kinder eher traurig, oder die Erwachsenen eher traurig?
K: Die Kinder, weil die Erwachsenen immer ihnen eine runterhauen, wenn se was anstell'n. (Selma, 5; 9)

Grund g: Die Kinder leiden an ihrer eigenen Unordentlichkeit.

I: Und wer ist denn eher traurig, öfter traurig?
K: Also, ich glaube, die Kinder.
I: Und warum meinst du?
K: Weil die so oft Sachen verlieren und so, weil die ja alles in die Ecke tun, und dann finden sie das nicht mehr, und dann weinen sie. (Ralf, 5; 11)

Grund h: Die Kinder verstehen weniger als die Erwachsenen, was in der

natürlichen und in der sozialen Welt vor sich geht; sie sind unglücklich, weil sie uninformiert sind.

I: Wer ist denn eher glücklich und wer ist eher traurig? Die Kinder oder die Erwachsenen?
K: Die Kinder.
I: Wer? Sind die eher traurig?
K: Ja.
I: Und warum sind die eher traurig?
K: Oh, du, das ist schwierig. Weil die halt kleiner sind und das noch nicht so verstehen, warum da auf einmal der Hund weggelaufen ist und so. (Nina, 6; 6)

Grund i: Die Kinder haben Probleme mit der Schule.

I: Die Erwachsenen, sind die eher glücklicher oder eher trauriger als die Kinder? Hm?
K: Eher glücklicher.
I: Mhm. Und jetzt sagst du mir noch, warum du meinst, warum die Erwachsenen das alles sind: böser, glücklicher, und dürfen mehr und wissen mehr? ((war alles von Anke genannt worden))
K: Ja, weil die dann schon aus der Schule raus sind, und sie können dann immer mehr tun, als wenn man in die Schule muß – brauchen keine Schulaufgaben zu machen.
I: Ja. Du meinst, die Schule macht den Unterschied?
K: Ja. (Anke, 6; 8)

Grund j: Die Kinder sind ungeschickter, sie verletzen sich häufiger.

I: Meinst du, die Erwachsenen sind so oft traurig wie die Kinder, oder nicht so traurig?
K: Nee, die Kinder sind schon mehr traurig, die weinen auch mehr.
I: Und warum, meinst du, weinen die Kinder und sind trauriger?
K: Äh, die Kinder fallen mehr hin wie die Eltern.
I: Und sonst, haben sie sonst noch Gründe?
K: Hm, weiß nicht. Die tun sich auch mehr weh und so. Wo die Mama und Papa und Nadja schon in Holland waren und ich mußte hierbleiben, weil ich noch Schule hatte –
I: Ach ja, vor ein paar Wochen?
K: Ja, da hab ich mich auch jeden Abend wehgetan. Jeden Abend hab ich mich irgendwo wehgetan.
I: Mhm. Und meinst du, weil Mama und Papa nicht da waren?
K: Nee, nicht weil die Mama und Papa nicht da waren ((lacht)). Ich weiß auch nicht warum, ich bin manchmal so ein Pechkind. (Jana, 8; 0)

Grund k: Die Kinder streiten sich häufiger, sogar beim Spielen.

I: Meinst du, die Kinder sind eher unglücklich und traurig oder die Erwachsenen sind eher unglücklich und traurig?
K: Die Kinder.
I: Die Kinder, aha.
K: Die spielen mehr, und dann haben sie mehr Grund dazu.
I: Hm? Dann haben sie mehr Grund zum Traurigsein?
K: Mhm.
I: Aber Spielen macht doch Spaß?

K: Die Erwachsenen, die streiten sich auch nicht, und deshalb sind sie auch nicht traurig. (Elmar, 8; 3)

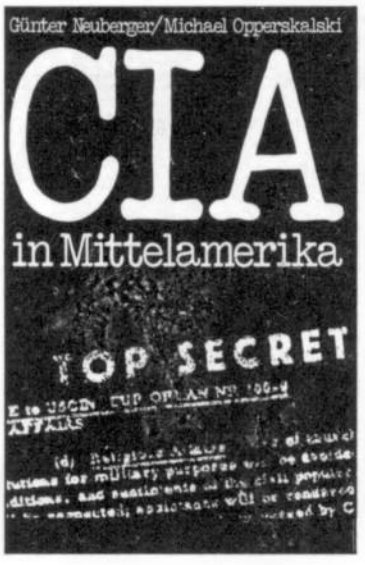
Zusätzlich gibt es noch einige wenige Antworten, die deutlich spielerisch gemeint sind und nicht ernst genommen werden sollen, wie etwa, wenn ein nicht ganz sechs Jahre altes Mädchen meint, die Kinder seien deswegen so unglücklich, weil sie noch kein Auto fahren dürfen, und dazu lacht.
Alle genannten Begründungstypen kommen jeweils nur wenige Male vor; Kategorie (a) – mangelnde Bestimmung über die eigenen Handlungen – ist die einzige, die durch eine etwas häufigere Nennung hervorragt. Aber das Sample ist sehr klein, und die Kinder wurden auch nicht dazu gedrängt, mehrere Begründungen anzuführen.
Zweifellos wirken die Begründungen auch etwas partikularistisch, angesichts der Schwere der Behauptung gewissermaßen unangemessen. Aber man ist nicht nur dann unglücklich oder empfindet seine Situation als unglücklich, wenn man das auch gut begründen kann. Außerdem wäre es ein Fehler, anzunehmen, die Kinder verfügten nur über eine einzige Begründung, wenn sie nur eine einzige anführen. Sondern man kann eher annehmen, daß die Gesamtheit der Antworten einer bestimmten Altersgruppe (läßt man die etwas bizarren Antworten einmal weg) ungefähr die Vorstellungen über die Welt der Erwachsenen und deren Unterschied zur Welt der Kinder charakterisiert, die jedes einzelne Kind dieser Altersgruppe hat.
Nicht abgeleitet werden sollte aus den Antworten, daß gerade in Oberbayern die Kinder besonders unglücklich sind. Dies wäre angesichts der gesicherten finanziellen und sozialen Situation praktisch aller Familien, deren Kinder befragt wurden, und angesichts der starken Kinder-Orientiertheit dieser Familien ziemlich lächerlich. Auch das Schulsystem scheint nicht für alle Probleme verantwortlich zu sein: von den 16 Schulkindern erwähnt nur ein einziges die Schule und die Hausaufgaben.
Am einfachsten lassen sich die Ergebnisse natürlich wegwischen, indem man sagt: Die Kinder haben offensichtlich eine falsche Wahrnehmung, und die jüngeren Kinder ganz besonders; die wissen gar nicht, was es eigentlich heißt, unglücklich zu sein. Aber ein Urteil darüber, wer wohl glücklicher sei, die Kinder oder die Erwachsenen, ist in dem Sinne immer richtig, als es das wiedergibt, was die Kinder meinen, was zu ihrem Weltbild gehört. Solche Meinungen wirken mit bei der Perzeption oder Interpretation der sozialen Welt.
Obwohl die Kinder die Welt der Erwachsenen insgesamt gesehen als glücklicher einstufen als ihre eigene, stellen sie sich selbst und die gleichaltrigen anderen Kinder keineswegs nur als leidend, bemitleidenswert, unterdrückt und unterprivilegiert dar, wie in den Gründen a, b, e und i. In vielen Begründungen führen sie ›Defizite‹ der Kinder relativ distanziert und reflek-

tiert und sozialkognitiv komplex vor: Kinder streiten sich, sind unordentlich und unwissend und häufig auch böse. Vielleicht meinen sie, aus der Überwindung dieser Defizite resultiere zumindest partiell das Glück, das die Situation der Erwachsenen kennzeichnet.
Vielleicht sollte man aus diesem Aufsatz nicht ableiten: Die armen Kinder, und die Erwachsenen müssen sich bessern. Sondern: Die Kinder perzipieren und konstruieren eine soziale Welt, die deutlich von dem Bild abweicht, das man sich gemeinhin von der Welt der Kinder macht.

Literaturhinweise:

Ariès, Philippe, *Centuries of Childhood.* New York: Knopf, 1962.
Gelman, Rochel, »Cognitive Development«. In: L. W. Porter & M. R. Rosenzweig (Hrsg.), *Annual Review of Psychology,* Vol. 29. Palo Alto, Calif.: Annual Reviews, 1978.
Selman, Robert L., *The Growth of Interpersonal Understanding: Developmental and Clinical Analyses.* New York: Academic Press, 1980.

Lamuv Verlag



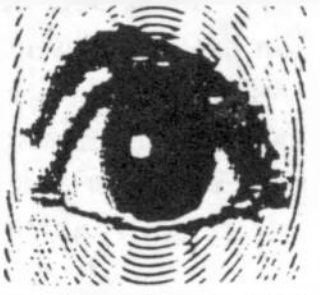
Dieser Band entlarvt die verbrecherischen Aktivitäten des US-Geheimdienstes in Mittelamerika.
230 Seiten, Broschur
DM 19,80

Bereits bei Lamuv erschienen:

CIA im Iran, **DM 14,80**
CIA in Westeuropa, **DM 19,80**

Tomás O'Crohan schildert sein Leben auf der Großen Blasket-Insel vor der Westküste Irlands, die bis zu seinem Tode 1937 bewohnt war.
Das Zeugnis einer untergegangenen Welt.
300 Seiten
Lamuv Taschenbuch 22
DM 16,80

anabas



BIG BROTHER 1984
Taschenkalender
Hrsg. von Jürgen Häußer und Reinhard Neumann

Mit Beiträgen von Lothar Baier, F.W. Bernstein, Sebastian Cobler, Eckhard Henscheid, Jochen Link, Wolfgang Pohrt, Burkhard Scherer, Josef Weizenbaum und vielen anderen
Ein politisch-literarisches Lese- und Bilderbuch zum Orwelljahr 1984: Medizin, Computer, Polizeistaat, Volkszählung undsoweiter. Dazu viele Tips, Informationen und praktische Extras. ca. 250 S., 148x100mm, Hochglanzeinband mit „Wackelbild", ca. 8,50 (Ab September im Buchhandel)

Klaus Wolbert
DIE NACKTEN UND DIE TOTEN DES „DRITTEN REICHES"
Folgen einer politischen Geschichte des Körpers in der Plastik des deutschen Faschismus

Im Faschismus wurde ein elitäres Menschenbild in nackter Hoheit herausgestellt. Der zum Opfer bestimmte reale Mensch sollte substituiert werden durch die ‚unvergänglichen' Denkmäler eines idealen Menschen.
Pb., 270 S., 150 Abb., DM 39,–

anabas-Verlag Günter Kämpf KG
Am Unteren Hardthof, 6300 Gießen

Gisela Petersen
Kinder-Schäden
Über Ursache und Therapie psychischer Defekte

Die Studentenbewegung hat Ende der sechziger Jahre der Öffentlichkeit die Ideen der antiautoritären Erziehung, des achtungsvollen, partnerschaftlichen Umgangs mit Kindern und der Umkehrbarkeit des Verhaltens (Kinder dürfen Erwachsene nicht schlagen und beschimpfen, also dürfen Erwachsene dies auch nicht tun) ins Bewußtsein gehoben. Diese Ideen sind allzu häufig als Laisser-faire-Erziehung mißverstanden worden und dahingehend pervertiert, daß in vielen Eltern-Kind-Beziehungen nicht mehr klar ist, wer nun der Erwachsene und wer das Kind, wer der Schützende und wer der zu Beschützende ist.

Zwar gehen heute viele Eltern weniger autoritär mit ihren Kindern um als noch bis in die sechziger Jahre. Selbst jedoch noch autoritär erzogen, sind sie durch die neuen pädagogischen Standards unsicher, (über-)besorgt und ängstlich geworden. Das führt dazu, daß alte Ängste verschwinden, die durch vergangene Erziehungspraktiken entstanden sind, aber neue Ängste beim Kind und latente Feindseligkeit bei den Eltern erzeugt werden.

In der Kleinfamilie der westlichen Industriegesellschaften geraten die Erwachsenen durch rasche Veränderungen in der Arbeitswelt, durch Leistungsdruck und emanzipatorische Entwicklungen in Familie und Partnerschaft unter vielfältigen psychosozialen Streß, der an die Kinder weitergegeben wird. Kinder müssen heute Funktionen übernehmen, für die sie zu schwach sind und für die früher in der Großfamilie Tanten und Onkel, Großmütter und Großväter da waren, die mit gelassener Selbstverständlichkeit den Lauf der Dinge, das Großwerden zuversichtlich begleiteten.

Kinder sind heute häufig Delegierte der Wünsche, Bedürfnisse und Ängste emotional infantiler Erwachsener, sie sind mit zunehmender Zahl der Einelternhaushalte Partnerersatz, können sich nicht lösen oder gemahnen an eine gescheiterte Beziehung und werden abgelehnt. Sie können selbst Elternersatz sein. Sie sollen erreichen, was Eltern versagt geblieben ist, sollen deren überzogene Erwartungen erfüllen und können daher oft nur mit entmutigtem Versagen reagieren. Sie sind Schiedsrichter, Zeuge und Verbündeter, aber zugleich Sündenbock und Zankapfel in den nicht selten tätlichen Auseinandersetzungen der Erwachsenen und wenden zunehmend selbst Gewalt an.

Kinder sprechen wie Erwachsene, reden ihre Eltern mit Vornamen an – Vater und Mutter gibt es nur einmal, Holgers und Bettinas viele. Kinder rauchen, trinken Alkohol, kennen sich in Sexualität und Gelddingen aus und beschimpfen sich gegenseitig und Erwachsene mit Tabuwörtern.
Zur Therapie können Kinder nicht wie zu reparierende Objekte gebracht werden, damit sie wieder funktionieren. Die wichtigsten Beziehungspersonen müssen zur Mitarbeit bereit und fähig sein, in eigene seelische Störungen Einsichten zu gewinnen, zu erkennen, daß häufig die Interaktion zwischen dem Kind und den Erwachsenen der Veränderung bedarf.
Die Eltern müssen sich auch fragen lassen, warum sie das Kind gerade jetzt bringen und wen die Symptomatik eigentlich beeinträchtigt. Bezeichnenderweise werden Kinder oft dem Therapeuten vorgestellt, wenn sie die Erwartungen der Erwachsenen nicht erfüllen, wenn sie stören, nicht jedoch, wenn sie leiden. Leiden sie aber, dann oft für nahe Menschen, deren »Problemträger« sie sind, als »identifizierte Klienten«, die die Konflikte anderer Familienmitglieder austragen. Die Grenzen therapeutischer Intervention sind besonders rasch bei Kindern erreicht, deren Eltern die Ursache abweichenden Verhaltens und Erlebens nur im Kind suchen, dankbar das Etikett des psychisch oder auch physisch Behinderten (Hirnorganiker, Legastheniker, orthopädisch Beeinträchtigter) aufgreifen und folglich erwarten, daß auch nur beim Kind die Therapie ansetzen kann.
Einige der Kränkungen und Störungen, die unter den oben geschilderten Bedingungen heute bei den Kindern aller Bevölkerungsschichten gehäuft beobachtet werden, zeigen die folgenden Fallbeispiele; eine auf schichtenspezifische Störungen gerichtete Betrachtung von »Kinder-Schäden« würde in diesem Rahmen zu weit führen.

Das entmutigte Kind

> »Die stete Besorgnis von Vater und Mutter, ob ihr Kind den Verhaltensstandard der eigenen oder gar höheren Schicht erreichen, ob es das Prestige der Familie aufrechterhalten oder vergrößern, ob es sich in den Ausscheidungskämpfen der eigenen Schicht bewähren werde, Ängste dieser Art umspielen das Kind hier von klein auf, und zwar in den mittleren, in allen aufstiegswilligen Schichten noch weit stärker als in den oberen.« (Norbert Elias)

Eine ungeduldige, leistungsbesessene, auf Konkurrenz und nicht auf Solidarität und Rücksichtnahme ausgerichtete Umwelt, deren Erwartungen auf dem Kind lasten, führt häufig zu Lernstörungen.
Susanne, 10 Jahre alt, einzige Tochter einer Hausfrau und eines Juristen, versagt in der Schule; sie muß eine Klasse wiederholen, bringt auch dann nur schlechte Noten nach Hause, stört den Unterricht und weicht in Krankhei-

ten aus. Schließlich wird sie für eine Sonderschule vorgeschlagen. Verzweifelt und vorwurfsvoll appellieren die Eltern an die Lehrer, stellen ihre Tochter dem Arzt vor, der – ratlos – Medikamente verschreibt, die die Gehirntätigkeit aktivieren sollen. Schließlich werden Schulpsychologen eingeschaltet. Die Eltern berichten, daß Susanne stets lieb und artig, sauber und gehorsam gewesen sei und nie wie andere ungezogene Kinder getrotzt habe. Anforderungen ihrer Eltern und Großeltern erfülle das Mädchen gewissenhaft, sei es, daß es um kleine Hilfen in Haus und Garten oder um Wohlverhalten im Ort und um den sonntäglichen Kirchgang gehe. Susanne sagt nie nein.

Der Vater, als Kommunalpolitiker in seinem Wohnort bekannt, hat den Plan, seine einzige Tochter auch zum Gymnasium zu schicken, »damit sie bei der Arbeitslosigkeit etwas wird«. Zu diesem Zweck wurde das Kind bereits im Vorschulalter mit fragwürdigen Förderungsprogrammen traktiert.

In die Grundschule gekommen, zahlt Susanne es ihren Eltern heim, indem sie die Leistung verweigert und so über einen Umweg das verbotene »Nein« zu den Erwartungen der Familie sagt. Und nun entwickelt sich ein Teufelskreis: Das Kind wird von vorwurfsvollen, enttäuschten Eltern, von verzweifelten Lehrern mit verletzender Kritik (»Schon wieder alles falsch!«) und Beleidigungen (»Sowas Saudummes wie dich gibt es nur einmal!«) unter Druck gesetzt. Kleine Fortschritte werden nicht bemerkt. Sie wird erniedrigt, geängstigt, von Klassenkameraden ausgelacht und in ihrem Selbstwertgefühl empfindlich gekränkt. So entstehen tatsächliche Lernblockierungen und Lücken im Schulwissen, anhaltende Mißerfolge stellen sich ein. Das Kind – inzwischen von seinen Lehrern als dumm wahrgenommen, was bekanntlich Dummheit erzeugt – erwartet nur noch Mißerfolge. Es gibt auf, vermeidet es, sich überhaupt noch mit Lernstoff zu beschäftigen, versagt endgültig, fühlt sich moralisch schlecht, zieht sich unglücklich zurück und äußert sogar Selbstmordabsichten. (Die Zahl der Suizide von Kindern und Jugendlichen zwischen 10 und 15 Jahren, bei denen die Schule eine auslösende Rolle spielt, nimmt zu.)

Die psychologische Untersuchung ergibt, daß Susanne über eine hervorragende intellektuelle Leistungsfähigkeit verfügt. In der anschließenden Beratung wird hauptsächlich mit den Eltern gearbeitet. Sie erkennen, daß Susanne zunächst das Neinsagen lernen, für sich die Balance zwischen Disziplin und Freiheit herausfinden muß, um Protest nicht über die Weigerung, sich Lesen und Schreiben anzueignen, artikulieren zu müssen. Es wird ihnen deutlich, daß sie Susanne helfen müssen, wieder an sich zu glauben und ihr durch Erniedrigungen und Vorwürfe der Erwachsenen lädiertes Selbstbild, »jene Instanz, die Leistung hervorbringt« (Marilyn Ferguson), zum Positiven zu verändern.

Nachdem es gelungen war, Susannes Eltern die Zusammenhänge zwischen ihren fordernden Erwartungen und dem Versagen des Kindes aufzuzeigen, wurde mit ihnen im Rollenspiel eingeübt, Susanne auch bei nur ansatzweise richtigen Lösungen zu bestätigen, zu ermutigen, ihr mit Zuversicht zu begegnen und ihr vor Augen zu führen, was sie kann, nicht aber auf ihre Defizite hinzuweisen. Es wurde ihnen deutlich gemacht, daß sie der Schule nicht einen überhöhten Stellenwert für die Lebenschancen ihrer einzigen Tochter zuschreiben dürfen. Dadurch faßte das Kind langsam Zutrauen in die eigene Leistungsfähigkeit und mußte den Unterricht nicht mehr als Auslöser lähmender Ängste erleben. Susanne konnte schließlich eine weiterführende Schule besuchen.

Das aggressive Kind

> »Kinder, . . . denen die Sprache weniger zur Verfügung steht und die auch mehr direkte aggressive Modelle haben, neigen eher zum unmittelbaren Umsetzen ihrer Spannungen in Taten.« (Klaus Dörner, Ursula Plog)

Michael ist aggressiv; der kräftige neunjährige Junge schlägt Mitschüler krankenhausreif, greift Lehrer an, zerstört Einrichtungsgegenstände. Michael lebt mit seinen Eltern und einem jüngeren Bruder zusammen. Der Vater arbeitet als Kraftfahrer, die Mutter versorgt den Haushalt. Die Großmutter mütterlicherseits spielt in Michaels Leben eine große Rolle; bei ihr hat er seine ersten Lebensjahre bis zur Geburt des jüngeren Bruders verbracht, weil die Mutter als Verkäuferin hinzuverdiente. Diese Großmutter lehnt Michaels Vater, ihren Schwiegersohn ab, da er ihrer Meinung nach nicht genügend Geld ins Haus bringt. Der Junge ist Großmutters Verbündeter; in ihrem Konflikt mit seinem Vater wird er als Schiedsrichter angerufen. Das Kind ist außerdem Zeuge tätlicher Auseinandersetzungen der Erwachsenen (Großmutter wirft mit schweren Aschenbechern nach dem Vater, dieser taucht Großmutter mit dem Kopf ins Waschbecken). Der Vater verprügelt die Mutter, wenn er zuvor von der Großmutter verbal angegriffen wurde; er trinkt oft und schlägt nicht nur Frau und Schwiegermutter, sondern auch die Kinder.

Als der verängstigte Junge zur Schule kommt, wird er zunächst rasch der Prügelknabe der ganzen Klasse. Seine Mitschüler schlagen ihn, vergraben seinen Tornister. Mit der Zeit dreht sich der Spieß um: Je kräftiger Michael wird, desto mehr beginnt er, gegen andere Kinder Gewalt anzuwenden. Von aggressiven Vorbildern umgeben, geängstigt, lernt er seinerseits durch Aggressionen seine Umwelt zu kontrollieren.

Da die Schule ihn nicht mehr für tragbar hält, bringt die Mutter ihn zur Therapie. Zunächst wird für das verstörte Kind eine Spieltherapie eingelei-

tet. In einer der Sitzungen stellt Michael mit den Kasperpuppen folgende Szene dar: Vater, Mutter, Michael, sein Stoffhund und der Bruder Bernd sind die Spieler. Vater sucht Michael. Er ist draußen auf dem Spielplatz, der Bruder Bernd sitzt vor dem Fernseher. Michael soll »Küchendienst machen«; weil er nicht gleich auf Rufen des Vaters kommt, wird er von ihm verhauen. Als er zur Mutter geht, um sich zu beschweren, wird er noch einmal von ihr verhauen. Die Mutter hat das Essen verbrennen lassen, weil sie mit ihm Rechnen übte, wird dafür vom Vater ausgeschimpft, gerät mit ihm in Streit wegen Michaels Schulleistungen, wird anschließend vom Vater verhauen und muß neues Essen kochen. Michael geht ins Wohnzimmer, wo der Bruder vor dem Fernseher sitzt, stört ihn erst und schlägt ihn dann. Danach versteckt er sich in seinem Zimmer und schließt es von innen ab. Der Stoffhund wird nach draußen geschickt, um erst den Bruder, dann Vater und Mutter zu verhauen.
Michael wird also von Vater und Mutter bestraft, kann sich nicht gegen sie wehren, verhaut stellvertretend den Bruder, der Stoffhund hingegen hat die Fähigkeit, die er selber gern hätte: er kann die Eltern bestrafen.
Im Gespräch über das Gespielte meint er, daß seine Mutter immer so sei, wie er sie dargestellt habe, und das sei wiederum so, weil der Vater sie dauernd verprügele. Er versuche dann immer, die Mutter zu unterstützen und zu verteidigen, sei dazu aber meistens zu feige: »Weißt du, daß ich ein Angsthase bin?« Er empfindet sich als Zankapfel in den Auseinandersetzungen der Eltern und spricht die daraus resultierenden Schuldgefühle und Ängste an.
Nachdem Michael den Zusammenhang zwischen seiner Aggressivität und seinen Ängsten erkennen konnte, ist der Weg zu einer weiteren familientherapeutischen Bearbeitung der Problematik geebnet.
In der Arbeit mit den Eltern werden die Therapeuten auch ansprechen müssen, wo die Eltern selbst Gewalt und Frustrationen erlebt haben. Etwa in der eigenen Kindheit, am Arbeitsplatz? Welche Funktion erfüllt die Großmutter in der Partnerschaft der Eltern? Drückt sie aus, was die Mutter sich nicht auszudrücken traut? Veränderung wird in dieser Familie erst dann möglich sein, wenn die Erwachsenen zu der Einsicht gelangen können, daß sie untereinander und an die Kinder eigene erlittene Demütigungen weitergeben.

Das geängstigte Kind

Als Stefan zwei Jahre alt war, lernte sein Vater eine andere Frau kennen und ließ sich scheiden; in ihrer Wut und in ihrem Kummer über den Verlust des Mannes klammert sich die 30jährige Mutter, die früher als Lehrerin tätig

war, an das Kind. Ängstlich, alles gewährend und überbeschützend begleitet sie die Entwicklung des Jungen. So gelingt es ihm nicht, eine wichtige Entwicklungsaufgabe des kleinen Kindes zu bewältigen: die Loslösung und Abgrenzung von der Mutter. Mutter und Sohn leben in zurückgezogener Zweisamkeit; Stefan hat keine Gelegenheit, Autonomie und Initiative zu entwickeln, kann nicht lernen, selbst seine Ängste zu meistern.

Stefans Einschulung verläuft zunächst problemlos; die Mutter bringt ihn zur Schule, holt ihn ab, nimmt sogar gelegentlich am Unterricht teil. Als Stefan, siebenjährig, in das 2. Schuljahr kommt, lernt seine Mutter einen neuen Partner kennen, der bald mit in der Wohnung der kleinen Familie lebt.

Stefan beginnt, morgens vor der Schule somatische Symptome zu entwikkeln: er leidet unter Übelkeit, Bauch- und Kopfschmerzen, fängt an, aufgrund dieser Beschwerden die Schule zu versäumen, und weigert sich schließlich ganz, zum Unterricht zu gehen. Versuche der Mutter und ihres Freundes, den guten Schüler zum Unterricht zu bringen, scheitern an heftigsten Angstreaktionen, begleitet von Weinen, Schreien und Zittern. Die Mutter darf schließlich ohne das Kind nicht mehr das Haus verlassen, und Stefan selbst besucht einen gleichaltrigen Jungen nur noch, wenn seine Mutter ihm fest verspricht, inzwischen zu Hause zu bleiben und jederzeit verfügbar zu sein. Nachts muß die Schlafzimmertür der Mutter geöffnet bleiben, wodurch sich ihr Freund beeinträchtigt fühlt.

Alle Beteiligten leiden unter der Situation; die Mutter empfindet sich als eingeengt und »durch das Kind geradezu körperlich umklammert«. Nach qualvollen, vergeblichen Versuchen, das Problem allein zu lösen, wodurch es auch zu einer immer ernsthafteren Entfremdung der Mutter von ihrem Partner kommt, die in dessen Ausspruch gipfelt: »Entweder geht Stefan zur Schule, oder ich verlasse dich!«, kommen Mutter und Kind, später auch der Freund der Mutter, zur Therapie.

Stefan ist zu Beginn der Psychotherapie bereits ein halbes Jahr der Schule ferngeblieben. Die Arbeit mit den beiden Erwachsenen und dem Kind umfaßt auch eine mehrmonatige Phase auf einer kinderpsychiatrischen Station für Stefan. Es gelingt der Mutter, »loszulassen«, und ihrem Sohn, darauf zu vertrauen, daß er nicht verlassen ist, auch wenn er seine Mutter nicht bei sich oder in der Nähe weiß.

Im Gespräch mit den Erwachsenen unter Einbeziehung des Kindes wird über Monate hin erarbeitet, daß Stefan von seiner Mutter, für die er bislang Partnerersatz war, dazu benutzt wurde, Intimität und Nähe mit dem neuen Partner zu vermeiden. Die Mutter erhielt die Ängste des Kindes eher unbewußt aufrecht, um die Bindung an den Freund nicht zu stark werden zu lassen und sich so davor zuschützen, bei einer etwaigen Trennung wieder von Verlustängsten überwältigt zu werden.

Nach fast einjähriger Arbeit mit allen Beteiligten kann Stefan wieder die Schule besuchen.

Das stellvertretende Kind

Von ihrer sehr depressiv wirkenden Mutter wird die muntere elfjährige Petra vorgestellt. Das Kind habe sich mit einer Überdosis von Schlaf- und Beruhigungsmitteln das Leben nehmen wollen.
Petra ist das jüngste Kind der Familie; sie hat zwei ältere Brüder, 17 und 19 Jahre alt, die bereits im florierenden Familienunternehmen, einer großen Tischlerei, mitarbeiten. Die Mutter spricht im Laufe der Sitzung niedergeschlagen, mit leiser Stimme fast nur von sich, aufmerksam von der schweigenden Tochter beobachtet, die auf gelegentliche, an sie gerichtete Zwischenfragen der Therapeutin lächelnd die Mutter ansieht und diese für sich antworten läßt.
Nach dem Bericht der Mutter kommen sie und ihre Tochter in der Familie zu kurz; Vater und Söhne gäben den Ton an, redeten nur vom Geschäft. Für gemeinsame Mahlzeiten und Gespräche fehle die Zeit; Urlaub und Freizeit seien Fremdworte. Seit Jahren habe sie, die Mutter, das Gefühl: so kann das nicht weitergehen, ich habe nichts vom Leben. Sie sei eigentlich ein Mensch, der viel Sinn für die schönen Seiten des Lebens habe, sie habe Freude an Blumen, alten Möbeln, an Geselligkeit und gutem Essen – während sie dies sagt, leuchten ihre braunen Augen. Seit langem habe sie versucht, ihrem Mann, der vor Überarbeitung bereits einen Herzinfarkt erlitten habe, klarzumachen, daß sie sich ihr Leben anders vorgestellt habe. Sie habe jedoch den Eindruck, daß sie gegen eine Wand rede, überhaupt nicht ernst genommen werde. Es stellt sich weiter heraus, daß die Mutter in den letzten Monaten oft an Selbstmord gedacht und sich Schlaf- und Beruhigungsmittel beschafft hat. Der Gedanke an ihre Kinder, besonders aber an ihre jüngste Tochter Petra, mit der sie eng verbunden sei, habe sie von der Verzweiflungstat abgehalten. Erst seit Petras Selbstmordversuch habe ihr Mann gemerkt, daß er nur gelebt habe, um zu arbeiten.
Symbiotisch mit ihrer Mutter verbunden, richtete die Tochter durch ihre Tat stellvertretend für sie den Appell an die Familie: So kann es nicht weitergehen!
Nach dem Erstinterview werden den Eltern Partnergespräche angeboten, mit dem Ziel, ihre Erwartungen aneinander zu klären, wobei vorerst offenbleibt, ob sie ihre unterschiedlichen Bedürfnisse miteinander in Einklang bringen können oder sich voneinander trennen werden.

> »Ablehnung, psychischer Verlust und Trennung, wenn sie in frühen Phasen der Kindheitsentwicklung erfolgten und später nicht durch gelungene Anpassungsleistungen kompensiert werden konnten, stellen aller Wahrscheinlichkeit nach notwendige prädisponierende Faktoren . . . für spätere schwere Verhaltensstörungen dar.« (F. C. Redlich, D. X. Freedman)

Die zwölfjährige Saskia wird von ihrem Vater, einem 40jährigen Feinmechaniker, wegen ständigem Einnässen bei Tag und Nacht, wegen Schuleschwänzen, Diebereien, Übergewicht, Rauchen und Verstimmungszuständen vorgestellt. Der Vater erwartet, daß seine Tochter psychologisch »behandelt« wird; mit den »Charakterfehlern« seines Kindes habe er nichts zu tun, seine geschiedene Frau sei nicht nur schmutzig und dumm, sondern eine Säuferin und Nutte gewesen, und er sehe schon voraus, daß Saskia so werde wie ihre Mutter.

Zur Lebens- und Lerngeschichte des Kindes erfährt die Therapeutin, daß Saskia früh von ihrer Mutter vernachlässigt und von wechselnden Pflegepersonen versorgt wurde. Die Mutter hatte zu trinken begonnen, als Saskia noch ein Kleinkind war. Wenn sie weinte, vermuteten die ratlosen, wechselnden Bezugspersonen Hunger, fütterten sie, und Saskia lernte, daß bei Kummer und Spannung Essen hilft.

Als Saskia sieben Jahre alt war, wurde die Ehe der Eltern geschieden; im selben Jahr heiratete der Vater, dem das Sorgerecht für seine Tochter zugesprochen wurde, wieder. Kurz danach wurde Saskia wegen Lernstörungen in eine Sonderschule umgeschult. Bereits übergewichtig, begann sie aus dem Gefühl heraus, zu kurz gekommen zu sein, etwas zu entbehren, noch mehr zu essen und im Supermarkt Süßigkeiten und Dinge, die sie gar nicht gebrauchen konnte, zu stehlen. Sie schwänzte die Schule, um heimlich die Mutter zu besuchen, und begann einzunässen.

In den Gesprächen wird sehr deutlich, daß der Vater negative Gefühle für seine geschiedene Frau und Enttäuschung über seine gescheiterte Ehe auf seine Tochter überträgt. Sie erinnert ihn ständig an die Vergangenheit: »Wie sie schon das Glas anguckt, wenn ich mal etwas Bier trinke, genau wie ihre Mutter! Am besten gebe ich sie in ein Heim.«

Als dem Vater mitgeteilt wird, daß Saskia in einem Intelligenztest ein gut durchschnittliches Ergebnis gezeigt habe, und sich die Überlegung anschließt, ob sie nicht den Hauptschulabschluß erlangen könne, äußert er: »Das schafft sie doch nicht, sie sollte sich lieber gleich einen Strick nehmen.«

Da der Vater, rigide und uneinsichtig, den Gedankengängen nicht folgen kann, daß Saskias Symptomatik mit emotionaler Deprivation in der Kindheit, der Scheidung der Eltern, der Abwertung und den Ausstoßungsten-

denzen durch ihn selbst und die Stiefmutter verknüpft ist, wird das Mädchen zunächst in eine verhaltenstherapeutisch orientierte Gruppe zur Gewichtsreduktion aufgenommen.
Sie wiegt zum Zeitpunkt der Vorstellung bei 1,60 Meter Körpergröße 90 Kilo. In den gruppentherapeutischen Sitzungen werden schrittweise die Veränderung von Eßgewohnheiten erarbeitet und Selbstkontrolltechniken vermittelt. Saskia geht motiviert mit und ist für jede Ermutigung dankbar. Im Gespräch mit anderen Gruppenmitgliedern versteht sie nach und nach, daß sie sich immer dann mit Süßigkeiten vollstopfte, Zigaretten und sinnlose Dinge stahl, wenn sie besonders schmerzhaft Liebe und Geborgenheit vermißte. Durch die allmählich eintretende Gewichtsreduktion (25 kg in einem halben Jahr) und die Unterstützung durch die Gruppe, in der sie Bestätigung und Zuwendung erfährt, verändert sich langsam Saskias Selbstkonzept. Sie entwickelt ein Gefühl für den Wert ihrer eigenen Person und kann ihrer Intelligenz entsprechende Schulleistungen zeigen. Saskia stiehlt nicht mehr und hört auf, einzunässen.
Dennoch sind Vater und Stiefmutter weder bereit, zu Elterngesprächen zu kommen, noch überhaupt in der Lage, die ins Auge fallenden seelischen und körperlichen Veränderungen des Mädchens wahrzunehmen. Saskia berichtet in den Gruppensitzungen immer wieder von Schlägen, Stubenarrest und herabsetzenden Beschimpfungen (»Du Drecksau!«) durch Vater und Stiefmutter. Daher wird sie in Zusammenarbeit mit dem Jugendamt in einem pädagogisch-therapeutischen Kleinheim untergebracht mit der Möglichkeit, die Hauptschule zu besuchen und anschließend einen Beruf zu erlernen.
Ihr wird jedoch nur geholfen werden können, wenn sie dort verläßliche und liebevolle Bezugspersonen findet. Im weiteren Zusammenleben mit ihrem unberatbaren Vater ständigen Kränkungen, Abwertungen und Brutalitäten ausgesetzt, die eigentlich seiner geschiedenen Frau gelten, wäre sie indessen sicherlich in Selbstdestruktion und Verwahrlosung untergegangen.

Das »behinderte« Kind

> »Eine Etikettierung . . . trägt zur sich selbst erfüllenden Prophezeiung bei . . .« (Marilyn Ferguson)

Das Etikett »Hirnorganiker« ist verhängnisvoll: Es entbindet die Umwelt von ihrer Beteiligung an der Entstehung und Aufrechterhaltung von Verhaltensauffälligkeiten. Eltern können – entlastet, erleichtert und zudem noch in ihrem Kausalitätsbedürfnis befriedigt – die aufmerksam gewordene Verwandt- und Bekanntschaft auf die organische Bedingtheit der Störung ihres Kindes hinweisen. Oft wird auch die gesunde Entwicklung und die

Verselbständigung solcher Kinder mit der unausgesprochenen elterlichen Botschaft vereitelt: »Ohne mich kannst du nicht existieren!«, was heißen soll: »Ich kann nicht ohne dich existieren!« So kann z. B. eine anstehende Konfrontation mit dem Ehepartner vermieden werden, die dann ersatzweise über den Streitpunkt geführt wird, wie das Kind am besten zu fördern und zu umsorgen sei.

Ein Hausmeisterehepaar stellt seinen jüngsten, zwölfjährigen Sohn vor. Sven ist der Nachkömmling der Familie; seine beiden älteren Brüder sind bei der Bundeswehr. Sven habe bei der Geburt eine Hirnschädigung erlitten, dies sei von mehreren Ärzten attestiert worden. Man habe inzwischen für das Kind einen Schwerbehindertenausweis beantragt und auch erhalten; dieser Ausweis gewähre allerlei Vergünstigungen, z. B. auch Steuerermäßigungen. Es stehe außerdem schon jetzt fest, daß Sven später in der Arbeitswelt nur zu 50 Prozent erwerbsfähig sein werde. Wegen seiner Behinderung habe das Sozialamt auch nach seiner Einschulung die Kosten für ein Taxi übernommen, das ihn zur Schule bringt und wieder abholt.

Wie sich im Laufe des Erstgespräches weiter zeigt, wird Sven von seinen besorgten Eltern vor allem deshalb vorgestellt, weil die Lehrerin weitere Taxenfahrten zur Schule nicht mehr befürworten möchte. Sie vertritt die Ansicht, daß Sven nur selbständig werden kann, wenn er Gelegenheit hat, altersadäquate Verantwortung für sich zu übernehmen. Die Eltern erwarten nun von der Therapeutin, daß sie die Notwendigkeit weiterer Taxenfahrten für das Kind mit einem Gutachten unterstützt. Sie stellen an einer Reihe von Beispielen eindringlich dar, daß sie ihm nicht zutrauen können, mit öffentlichen Verkehrsmitteln zur Schule zu fahren. Er werde dort niemals gesund ankommen, womöglich in ein Auto oder in eine Straßenbahn laufen sowie durch sein auffälliges Verhalten Ärger mit Straßenpassanten und Mitfahrenden bekommen. Insgesamt stellen die Eltern ihren Sohn, der aufmerksam zuhörend und zufrieden lächelnd dabeisitzt, als »kleines, verrücktes Monster« dar, das ohne ihre stete Fürsorge lebensunfähig sei und Gefahren nicht richtig einschätzen könne.

Die psychologischen Untersuchungen und bestimmte anamnestische Daten legen dann zwar den Verdacht auf eine geringfügige, frühkindliche Hirnfunktionsstörung nahe, die jedoch inzwischen durch entsprechendes Training kompensiert wurde. Auch die neurologische Untersuchung und die Ableitung des Hirnstrombildes erbringen keine krankhaften Befunde mehr. Sven ist ein intelligentes, gesundes Kind.

Mit diesen Untersuchungsergebnissen geben sich seine Eltern nicht zufrieden. Sie belegen seine angeblich hirnorganisch bedingte Reizoffenheit und Steuerungsunfähigkeit durch die Schilderung fürchterlicher Wutanfälle zu Hause, wenn er sich nicht durchsetzen könne oder nicht alle Wünsche erfüllt bekomme. Er werfe sich dann auf den Fußboden und wälze sich schrei-

end hin und her. Auch tobe er, wenn ihm das Essen nicht schmecke, werfe dann sogar mit dem Messer nach seiner Mutter. In der Schule falle er ebenfalls durch Aggressivität auf, wenn er aufgefordert werde, in der Gruppe mitzuarbeiten; Mißerfolge könne er nicht ertragen.
Auf Befragen stellt sich überdies heraus, daß die Mutter den fast Dreizehnjährigen noch gelegentlich füttert, ihn wäscht, kämmt und ihm die Schuhe zuknüpft. Verbittert deutet sie an, daß sie dies alles tue, um keinen Ärger mit ihrem Mann zu bekommen.
In einer Reihe von Gesprächen mit den Eltern und Sven ergibt sich: Svens Vater, ein von Existenzängsten gequälter Mann, lebt in der Überzeugung und prophezeit dies auch ständig, daß seinem Sohn etwas zustoßen könne. Die Mutter ist durch Schuldgefühle verunsichert, die ihr von der Verwandtschaft ihres Mannes vermittelt wurden, da sie »kein gesundes Kind geboren« habe. Infolge der Ängste des Vaters und der Schuldgefühle der Mutter entwickelte sich ein durch Inkonsequenz, Einengung und Überbehütung gekennzeichneter Umgang mit dem Jungen. Nach und nach lernte Sven, aus seiner Behindertenrolle Gewinn zu ziehen, nicht aber, Grenzen zu akzeptieren, Anforderungen nachzukommen und Frustrationstoleranz zu entwickeln. Bei gelassenen, sicheren Erziehern wäre ihm dies – auch bei der früh diagnostizierten Hirnschädigung – möglich gewesen.
Svens Eltern konnten sich von der Überzeugung und dem Bedürfnis, einen Behinderten beschützen zu müssen, nicht lösen. So bestand die therapeutische Intervention zunächst nur darin, die Taxifahrten nicht mehr zu befürworten, um den Eltern vor Augen zu führen, daß ihr Sohn sehr wohl in der Lage ist (wovon sich die Therapeuten zuvor überzeugt hatten), selbständig und ohne Schaden zu nehmen den Schulweg zu bewältigen. Es bleibt abzuwarten, ob Familientherapie später möglich sein wird.

> »... es macht jedoch viel aus, daß wir Kinder Angst und Brutalität empfinden lassen, weil sie ja nur Kinder sind, denen gegenüber wir uns nicht zur gleichen Achtung verpflichtet fühlen, wie wir sie von ihnen uns gegenüber verlangen. Wir sollten davon ausgehen lernen, daß es unsere Kinder nicht später besser haben sollten als wir, sondern daß wir es zusammen mit unseren Kindern hier und jetzt gut haben wollen.« (Klaus Dörner, Ursula Plog)

Wie also ist mit Kindern umzugehen? Welche Erziehungsstile führen zu bestimmten Erziehungszielen? Patentrezepte, nach denen immer wieder gefragt wird, gibt es nicht. »Kinder-Schäden« können nicht durch einfache Ursache-Wirkungs-Kategorien erklärt werden. Es gibt unzählige wissenschaftliche Untersuchungen, in denen versucht wurde, einen bestimmten Erziehungsstil, z. B. Permissivität, mit einer bestimmten Verhaltensstörung

in Beziehung zu setzen, aber es hat sich gezeigt, daß die Folgen sowohl Aggressivität als auch Ängstlichkeit sein können.
Gesichert erscheint, daß Kinder schwere Schäden sowohl durch Vernachlässigung und autoritäre Härte als auch durch inkonsequente Verwöhnung und Überfürsorglichkeit davontragen können. In ihrem Selbstwertgefühl durch Abwertung und negative Prophezeiungen verunsicherte Kinder neigen dazu, aggressiv, ängstlich und entmutigt zu reagieren. Hingegen können Kinder in einem Klima der Liebe, Gelassenheit und Bestätigung, in einem Klima, in dem ihre Würde von selbstsicheren, vertrauenswürdigen Erwachsenen respektiert wird, zu autonomen, sich selbst achtenden Menschen werden.
»Kinder-Schäden« sind, wie die familientherapeutischen Ansätze gezeigt haben, die Folge eines vielschichtigen Interaktionsgeschehens zwischen einem bestimmten Kind und bestimmten Erwachsenen.

Kinder brauchen erwachsene Eltern. Eltern also, die die Kränkungen ihrer eigenen Lebensgeschichte verarbeitet haben und daher Kinder nicht für ihre emotionalen Defizite und infantilen Bedürfnisse benutzen müssen; Eltern auch, die stark genug geworden sind, den psychosozialen Streß ihrer Umwelt- und Arbeitsbedingungen zumindest nicht an ihre Kinder in schädigender Weise weiterzugeben.

Literaturverzeichnis

Adorno, Theodor W., *Studien zum autoritären Charakter*, Frankfurt, Suhrkamp, 4. Aufl. 1982

Betz, Dieter u. Bräuninger, Helga, *Teufelskreis Lernstörungen*, Wien/München/Baltimore 1982

Dörner, Klaus u. Plog, Ursula, *Irren ist menschlich*, Wunstorf/Hannover 1978

Elias, Norbert, *Über den Prozeß der Zivilisation*, Bern, 2. Aufl. 1969

Elkind, David, *The Hurried Child. Growing up too fast too soon*, New York 1982

Erikson, Erik H., *Identität und Lebenszyklus*, Frankfurt 1966

Ernst, Heiko, »Keine Zeit mehr, Kind zu sein«, in: *Psychologie heute*, 9. Jg., Dez. 1982

Ferguson, Marilyn, *Die sanfte Verschwörung*, Basel 1982

Hoffmann, Lynn, *Grundlagen der Familientherapie*, Hamburg 1982

Meichenbaum, Donald W., *Kognitive Verhaltensmodifikation*, München/Wien/Baltimore 1979

Miller, Alice, *Das Drama des begabten Kindes und die Suche nach dem wahren Selbst*, Frankfurt 1979

Postman, Neil, *The Disappearance of Childhood*, New York 1982

Redlich, F. C. u. Freedman, D. X., *Theorie und Praxis der Psychiatrie*, Frankfurt 1976

Stierlin, Helm, *Eltern und Kind im Prozeß der Ablösung*, Frankfurt 1975

Helmut Ostermeyer
Gewalt und Sorge
Über die Rechtsstellung von Minderjährigen

Vorbemerkungen

1. Das Recht ist eine Sammlung von Regeln über Verhältnisse zwischen Menschen oder zwischen Menschen und Sachen. Das wichtigste Rechtsverhältnis eines Menschen zu einer Sache ist das Eigentum. Das Eigentum ist ein »absolutes Recht«. Der Eigentümer kann mit seinen Sachen machen, was er will: er kann sein Geld auf den Kopp hauen oder seine Häuser abreißen. Die Sache ist durch das Eigentum dem Eigentümer untergeordnet. Menschen und Sachen sind vor dem Gesetz ungleich.
Menschen und Menschen dagegen sind vor dem Gesetz gleich, sie haben gleiche Rechte und Pflichten. Jeder hat das Recht, unter den Brücken zu schlafen, und die Pflicht, Steuern zu zahlen. Von der Gleichheit gibt es Ausnahmen, vor allem in familienrechtlichen Verhältnissen. Der Mann hatte in der Ehe mehr Rechte als die Frau. Zu den schlimmsten Zeiten glich das Verhältnis zwischen Mann und Frau dem zwischen Mensch und Sache: der Mann besaß Eigentum an der Frau. Die letzten Reste dieser Ungleichheit sind erst kürzlich beseitigt worden; Mann und Frau haben jetzt – nach dem Buchstaben des Gesetzes – in der Ehe gleiche Rechte und Pflichten.
Die Ungleichheiten zwischen Eltern und Kindern sind dagegen noch in Kraft. Das Verhältnis der Überordnung der Eltern über das Kind besteht fort. Die Eltern können über Kinder bestimmen und verfügen, die Kinder müssen gehorchen und sich fügen.

2. Das Recht bedient sich zur Regelung der Rechtsverhältnisse zwischen Menschen abstrakt formulierter und allgemeingültiger Anweisungen: Wer eine Sache kauft, muß sie bezahlen; wer eine Sache klaut, muß sie zurückgeben. Wer ein Kind gebiert oder zeugt, hat das Recht, dieses Kind zu erziehen und gesetzlich zu vertreten – und umgekehrt: wer als Kind geboren wird, muß sich von den Eltern erziehen und vertreten lassen.
Für den Fall der Nichtbefolgung seiner Vorschriften setzt das Recht Sanktionen ein: Wer klaut, wird bestraft, und wer seine Schulden nicht bezahlt, zu dem kommt der Gerichtsvollzieher. Wenn Eltern ihre Kinder nicht richtig erziehen, so kann ihnen das Erziehungsrecht entzogen und die Kinder können ihnen weggenommen werden. Wenn Kinder nicht gehorchen, wer-

den sie verprügelt, oder es wird ihnen das Fernsehen oder das Taschengeld entzogen oder gekürzt.
In der Regel ist die Verhängung einer Sanktion an ein rechtliches Verfahren geknüpft. Einer Bestrafung geht ein Strafprozeß, einer Verurteilung zu einer Vermögensleistung ein Zivilprozeß voraus. In dieses Verfahren ist das Gericht eingeschaltet als Wahrer des Rechts. Es wacht darüber, daß niemand zu streng oder zu milde bestraft wird und zuviel oder zu wenig bezahlen muß.
Kindern fehlt dieser Schutz. Eltern dürfen Kinder selbst und unkontrolliert sanktionieren und bestrafen. Niemand darf einen Dieb – auch nicht auf frischer Tat – verprügeln, er macht sich sonst der Körperverletzung schuldig. Eltern können dagegen ihre Kinder jederzeit zur Rechenschaft ziehen.
Ist eine Sanktion von einem Verfahren abhängig, so kommen die Anweisungen, die in Rechtssätzen enthalten sind, nur zur Geltung, wenn das Verfahren eingeleitet und durchgeführt wird. Wo kein Kläger ist, ist auch kein Richter. Die Geltung vieler Rechtssätze bleibt fiktiv, weil Straftaten nicht angezeigt oder aufgeklärt und Schuldner nicht verklagt werden. Das Gesetz hat viele Maschen, durch die man und frau schlüpfen können. Das Auge des großen Bruders ist (noch) nicht allgegenwärtig.
Bei der elterlichen Aufsicht über Kinder ist das anders. Ein Auge ist, das alles sieht, selbst was in finstrer Nacht geschieht. Es ist nicht der große Bruder, sondern der große Vater, dem nichts entgeht. Die Eltern machen sich zu seinem Statthalter, sie halten es für ihre wichtigste Aufgabe, Kinder zu erziehen. Das Netz, mit dem das (Un)Recht die Kinder einfängt, ist engmaschiger als das für Erwachsene. Kinder müssen gehorchen, Erwachsene brauchen sich nur nicht erwischen zu lassen.

3. Das Recht bewirkt Unterwerfung, es sichert Herrschaft. Recht ist Ordnung, und die herrschende Ordnung ist die Ordnung der Herrschenden. Es herrschen die Mächtigen über die Machtlosen, die Besitzenden über die Besitzlosen, die Starken über die Schwachen: also herrschen Eltern über Kinder.
Die Besonderheit des Rechts als Herrschaftsmittel ist seine Gabe der Verschleierung (Ideologie). Es rechtfertigt Herrschaft, indem es sie zum Recht erklärt. Was Recht ist, ist richtig, moralisch und von allen gewollt. So werden Gewalt und Zwang verdeckt oder entschuldigt. Ein anständiger Mensch befolgt die Gesetze und braucht zu ihrer Einhaltung nicht gezwungen zu werden. Tut er es nicht, so geschieht ihm Recht, wenn er gezwungen wird zu tun, was andere freiwillig machen. Vor dem Gesetz sind alle Menschen gleich.
Die Verschleierung wird einmal dadurch bewirkt, daß in rechtlichen Ver-

fahren eine Instanz die Einhaltung des richtigen Maßes gewährleisten soll. Dies ist Verschleierung, weil nur ein winziger Bruchteil der Konflikte zwischen Herrschenden und Beherrschten in solchen Verfahren ausgetragen und durch sie kontrolliert wird: das meiste besorgt die Polizei allein. Oft gibt auch die Kontrollinstanz ihre Neutralität auf und macht sich zum Büttel der Nation.
Ein weiterer Kunstgriff des Rechts zur Verschleierung ist es, daß es den Menschen feierlich unantastbare Rechte, sogenannte Grundrechte, verbrieft, die unverletzlich und unveräußerlich sind. Unverletzlich heißt, daß das Grundrecht auf körperliche Unversehrtheit durch Schläge mit dem Polizeiknüppel oder elterliche Ohrfeigen nicht verletzt wird, auch wenn es wehtut. Unveräußerlich heißt, daß niemand seine oder ihre Grundrechte veräußern kann. Allzuviel kann man/frau sich dafür zwar ohnehin nicht kaufen, aber sicher ist sicher.

4. Ausnahmsweise kann ein Gesetzgeber Gesetze erlassen, die dem Zeitgeist voraus sind und der Herrschaft humanere Züge verleihen sollen, als sie trägt. Das geschah zum Beispiel, als die Väter des Grundgesetzes den Kriegsdienst und die Todesstrafe abschafften. Zwar ist der Kriegsdienst wieder eingeführt worden, aber die Todesstrafe nicht. Ähnliches ging vor sich, als das neue Scheidungsrecht in Kraft trat. Die dadurch angestrebte Gleichstellung der Frau widerspricht dem Empfinden der Männer, und mit Männern besetzte Gerichte bemühen sich mit Erfolg, vom Gesetz nicht vorgesehene Gründe zu erfinden, die Rechte der Frau – insbesondere ihre Unterhaltsansprüche – zu beschneiden.

Das Kind in der Familie

All das müssen wir uns vor Augen halten, wenn wir uns mit den Gesetzen befassen, die die Rechtsstellung des Kindes umreißen. Den erklärten Zielen laufen Wirkungen zuwider, die die Kluft zwischen Ideologie und Wirklichkeit deutlich machen.

1. Außerhalb der Familie ist die Rechtsstellung des Kindes gekennzeichnet durch den Status der Minderjährigkeit. Sie soll das Kind davor schützen, vom Recht zur Verantwortung gezogen zu werden. Das ist teilweise auch der Fall. Im Strafrecht schützt die Minderjährigkeit das Kind (bis zur Vollendung des 14. Lebensjahres) vor Verfolgung (Fürsorgeerziehung ist allerdings jederzeit zulässig). Aber das ist schon so ziemlich der einzige Vorteil. Im öffentlichen Recht bedeutet Minderjährigkeit Rechtlosigkeit (das Kind hat bei Wahlen kein Stimmrecht), ja es ergeben sich sogar aus

der Minderjährigkeit Pflichten statt Rechtsschutz (Schulpflicht, Impfzwang).
Im bürgerlichen Recht hat Minderjährigkeit Geschäftsunfähigkeit (bis zum 7. Lebensjahr) oder beschränkte Geschäftsfähigkeit (bis zum 18.) zur Folge. Kinder, die geschäftsunfähig sind, können keine Verträge schließen, beschränkt geschäftsfähige nur mit Zustimmung ihrer Eltern. Solange diese Zustimmung fehlt, sind die abgeschlossenen Verträge »schwebend unwirksam«, das heißt, der Schwebezustand wird durch nachträgliche Zustimmung beendet. Der Schutz, den diese Rechtslage gewährt, besteht darin, daß Kinder für unwirksame Verträge nicht haften (sie brauchen also nicht zu bezahlen, wenn sie etwas kaufen). Dieser Schutz ist jedoch im täglichen Leben wirkungslos, da an Kinder nur bar verkauft wird. Bonbons und Eistüten brauchen keine Kredite. Wenn Kinder kein Geld dafür haben, bekommen sie nichts, wenn sie das Geld haben, fragt niemand, wo es herkommt und ob die Eltern einverstanden sind.
Was sich auswirkt, ist Bevormundung. Verträge von einiger Bedeutung können Minderjährige nicht abschließen. Das beginnt beim Kauf des Mopeds und geht über das Mieten eines Zimmers bis zum Abschluß eines Lehr- und Arbeitsvertrages, ja bis zur Eheschließung. Wenn Eltern die Zustimmung verweigern, ist der Vertrag unwirksam. Wirklich wichtige Dinge können Minderjährige also nie allein machen.
Umgekehrt können Eltern alle Verträge im Namen der und mit Wirkung für die Kinder schließen ohne deren Zustimmung. Die Gleichheit der Menschen vor dem Gesetz bedeutet nicht, daß Eltern und Kinder vor dem Gesetz gleich sind, sondern nur, daß es allen Kindern gleich schlecht geht. Die Befugnis der Eltern, für ihre Kinder rechtsverbindlich zu handeln, nennt sich gesetzliche Vertretung und ist Bestandteil der elterlichen Sorge.

2. Die elterliche Sorge hieß bis 1979 elterliche Gewalt. Die Rechtswissenschaft nannte sie ein absolutes Recht der Eltern an dem Kind wie das Eigentum. Als das anrüchig wurde, erließ der Gesetzgeber ein neues Gesetz und taufte Gewalt in Sorge um. Dies ist ähnlich zu werten wie die Umbenennung der Zuchthäuser und Gefängnisse in Justizvollzugsanstalten oder der Irrenhäuser in Landeskrankenhäuser. Statt der Sache wird der Name geändert. Wie wenig sich an der Sache für sie geändert hat, bringen viele Familienrichter dadurch zum Ausdruck, daß sie in ihren Entscheidungen von der elterlichen Sorge »über« ein Kind reden oder schreiben statt für ein Kind. Diese Richter wechselten zwar das Hauptwort aus, aber sie ließen das Verhältniswort stehen und drückten so ihre Vorliebe aus für die alten Verhältnisse: die Gewalt der Eltern über das Kind.
Diese Gewalt ist umfassend: das Kind ist von den Eltern abhängig und vor den Eltern schutzlos. Als das Gesetz diesen Zustand elterliche Gewalt

nannte, war es ehrlich. Die Umbenennung ist als Rückbesinnung des Gesetzgebers auf die Verschleierungsfunktion des Rechts zu verstehen, die bemüht werden mußte, als emanzipatorische Bestrebungen sich auf die Kinder zu richten begannen oder gar von ihnen ausgingen.
Zwar mindert sich die Abhängigkeit des Kindes von den Eltern mit zunehmendem Alter. Das Gesetz schreibt aber die Elternrechte bis zur Volljährigkeit fest, abgesehen von einer neuen schöntuerischen Bestimmung, wonach die Eltern die wachsende Fähigkeit des Kindes zu selbständigem, verantwortlich bewußtem Handeln »berücksichtigen« und mit ihm Fragen der elterlichen Sorge »besprechen«, soweit es nach dem Entwicklungsstand angezeigt ist. Ob das der Fall ist, bestimmen nach wie vor die Eltern und nicht das Kind. Alle Befugnisse, die die absolute elterliche Gewalt verlieh, ergeben sich weiterhin aus der elterlichen Sorge. An den Inhalten hat sich nichts geändert. Die Eltern bestimmen Wohnsitz und Aufenthalt des Kindes, sie pflegen und beaufsichtigen es und können ihm seinen Umgang vorschreiben, bis es 18 Jahre alt ist – sie können also noch siebzehnjährigen Mädchen und Jungen Freundschaften verbieten. Sie können, wenn ihnen jemand das Kind wegnimmt, seine »Herausgabe« verlangen. Sie diktieren ihm seinen Lebensstil und reglementieren seine Lebensäußerungen. Bei der Wahl von Beruf und Ausbildung sollen sie auf seine Eignung und Neigung Rücksicht nehmen. Tun sie das nicht, so entscheidet das Vormundschaftsgericht – dies ist der einzige Fall, wo das Gesetz bei bestehender Ehe eine Kontrolle für die Rechte des Kindes gegen seine Eltern vorsieht.

3. Der Grund, weshalb Eltern alles dürfen, ist das Recht und »die Pflicht«, das Kind zu erziehen. Die Erziehung zur »leiblichen, seelischen und gesellschaftlichen Tüchtigkeit« ist die Rechtfertigung für die Auslieferung des Kindes an die Eltern, für seine Unterwerfung unter ihre Gewalt, die Sorge heißt. Da Eltern entweder von Natur aus oder ihrerseits durch Erziehung unfehlbar sind, wenn es um die Bestimmung dessen geht, was tüchtig ist, können die Kinder den Eltern getrost überantwortet werden, so will es das natürliche Recht der Eltern auf ihre Kinder.
Eltern haben immer Recht. Was sie tun, dient stets der Erziehung, und Erziehung will nichts als die Tüchtigkeit der Kinder. Die Kinder können nicht wissen, worin Tüchtigkeit besteht, dafür die Eltern umso genauer. Sie unterdrücken die natürlichen Triebe des Kindes auf Lust und Luft, auf Nacktheit und Zärtlichkeit, auf Lärmen und Bewegung, weil dafür in der Gesellschaft kein Platz ist. Sie erziehen es zu Fleiß und Leistungswillen für eine Zukunft der Arbeitslosigkeit. Sie unterstützen Schule und Medien in der Abgewöhnung des Denkens.
Durch die Überantwortung des Kindes an die Eltern wird das Kind rechtlos. Das Verhältnis zwischen Kind und Eltern bleibt rechtlich unkontrolliert. Es

gibt für die Kinder keinen Kläger und keine Klagemöglichkeit (außer bei der Berufswahl). Den Eltern steht ein »Selbstschutz« zu, der sie befugt, sich vor den Kindern zu schützen. Sie können sich – »entwürdigende« Erziehungsmaßnahmen ausgenommen – alle möglichen Strafen, Auflagen und Bedingungen ausdenken, um das Kind einzuengen und auf den rechten Weg zu bringen. Die Gerichte erlauben ihnen sogar, die Kinder zu prügeln, obwohl das Grundgesetz die körperliche Unversehrtheit zum Grundrecht jedes Menschen erhoben hat. Zu allem Überfluß hat das Vormundschaftsgericht auf Antrag die Eltern bei ihrem Erziehungswerk in geeigneten Fällen zu unterstützen und nicht etwa die Kinder vor Übererziehung zu schützen. Das Gesetz hilft dem Stärkeren gegen den Schwächeren. Einen Schutz der Kinder vor den Eltern braucht es ja nicht zu geben, da die Eltern immer recht haben. Bei Meinungsverschiedenheiten ist ihrer Meinung der Vorzug zu geben, denn sie wissen es kraft ihrer Stellung als Erzieher besser.
Wenn es ganz schlimm wird, wenn die Eltern das Wohl des Kindes gefährden (was im Rahmen der elterlichen Sorge allerdings nicht möglich ist, sondern nur durch ihren »Mißbrauch«, durch Vernachlässigung des Kindes oder »Versagen« der Eltern), so steht das Gericht dem Kind in der Regel noch immer nicht bei gegen die Eltern: dann wird vielmehr das Kind den Eltern weggenommen und wandert ins Heim, in eine Pflegefamilie oder in eine Wohngemeinschaft.

Das Kind bei der Scheidung

1. Trennen sich die Eltern oder lassen sie sich scheiden, läßt sich die Fiktion der heilen Elternwelt, in der alles zum Besten des Kindes läuft, nicht mehr aufrechterhalten. Wenn die Eltern auseinandergehen, schlägt nicht nur für sie, sondern auch für die Kinder die Stunde der Wahrheit. Bei wem bleiben die Kinder? Das entscheidet das Familiengericht. Nach dem Scheidungsantrag – oder bei einem Antrag auf Übertragung der elterlichen Sorge nach Trennung – schaltet sich erstmalig eine rechtliche Kontrolle für das Kind ein. Allerdings sind es in erster Linie immer noch die Eltern, die auf die Entscheidung Einfluß haben. Machen sie einen gemeinsamen Vorschlag, so soll das Gericht davon nur abweichen, wenn dies zum Wohl des Kindes erforderlich ist. Aber immerhin: das Gericht kann abweichen, das Dogma der elterlichen Unfehlbarkeit ist durchlöchert, ohne daß ein Mißbrauch der elterlichen Sorge oder elterliches Versagen nachgewiesen werden muß, einfach dadurch, daß die Eltern die eheliche Lebensgemeinschaft beenden. Wenn die Eltern keinen gemeinsamen Vorschlag machen, entscheidet das Gericht allein nach dem Wohl des Kindes.
Das Zerbrechen der Ehe macht Zustände sichtbar, die vorher verborgen

waren oder kaschiert wurden. Keine Ehe zerbricht von heute auf morgen; die inneren Spannungen, die aus der Nichtübereinstimmung von Erwartungen und dem Nachlassen persönlicher Zuneigung und sexueller Anziehung entstehen, bauen sich lange Zeit vor dem offenen Bruch auf. Oft werden sie verdrängt oder verleugnet oder vor Fremden oder vor den Kindern zu verbergen gesucht. Der Bruch ist ein Bekenntnis zur Wahrheit, daß ein lebenswertes Zusammenleben nicht mehr möglich ist. Dieses Bekenntnis bietet die Chance zu einer realitätsgerechten Neuorientierung der persönlichen Beziehung der Eltern als Partner.

Und auch als Eltern. Das Gejammere über die armen Scheidungskinder ist verlogen. Die Kinder leiden nicht an einer Scheidung, die unerträgliche Verhältnisse bereinigt. Woran sie leiden, das sind der Streit der Eltern und die Lieblosigkeit, Verlogenheit und Zwiespältigkeit des Familienlebens vor der Scheidung. Die Scheidung beendet das alles nicht, aber sie ändert es und macht es erträglicher. Sie zieht die Konsequenz aus der inneren Trennung der Eltern durch eine äußere. Sie beruhigt die Atmosphäre und macht Schluß mit Heuchelei und Selbsttäuschung.

In der Regel begreifen Kinder die Notwendigkeit der Scheidung und atmen auf, wenn der Streit aufhört und Ruhe einkehrt. Meist wünschen sie sich zwar, daß die Eltern sich vertragen, aber sie wünschen nicht, daß die Eltern zusammenbleiben, wenn sie es nicht tun. Der Verlust eines Elternteils – in der Mehrzahl der Fälle des Vaters – tut nur dann weh, wenn das Kind ihn geliebt hat. Das ist nicht immer der Fall. Oft ergreifen Kinder vor oder nach der Trennung im Streit der Eltern Partei und nehmen an der Loslösung teil. Nur wo das nicht geschieht, leiden sie am Verlust. Der Schmerz kann durch zeitweises Zusammenkommen bei Besuchen und gemeinsamen Unternehmungen gelindert werden. Die Eltern-Kind-Beziehung kann dadurch nicht nur erhalten, sondern sogar verbessert werden, denn das Zusammensein ist vom Ballast des Familienstreits und von der Routine des Familienlebens befreit. Das Kind nimmt – zuweilen erstmalig – echtes persönliches Interesse wahr. Daß sich das Verhältnis des Kindes zu dem Elternteil, bei dem es geblieben ist, bessert, ist erst recht die Regel.

Die Fälle, daß sich ein geliebter Elternteil vom Kind abwendet, sind selten, wennschon es sie gibt. Hier wird dem Kind eine Trauerarbeit abverlangt, es muß den Verlust bewältigen. In der Regel sind Kinder so stark, daß sie das leisten können. Jedenfalls ist es immer noch leichter, als einen chronischen Elternkonflikt über längere Zeit zu erleben und zu ertragen. Während ein Elternkonflikt, wenn er verdeckt ist, die Kinder neurotisiert und dadurch auf Dauer schädigt oder, wenn er offen ist, sie beständig in Überforderungssituationen bringt, ist die Überwindung eines Verlusts durch produktive Trauer eine lösbare seelische Aufgabe, aus deren Bewältigung neue Kräfte fließen.

2. Die Chancen, die Trennung und Scheidung für Eltern und Kinder bieten, werden allerdings oft vertan. Statt zu einer reinlichen und rechtzeitigen Lösung führt der Scheidungsprozeß mitunter zu einer Verschärfung des Streits der Eltern – der Streit vor dem Kind wird zu einem Streit um das Kind. Die Fronten verhärten sich, und das Kind wird zwischen ihnen hin- und hergerissen. Gelingt es nicht, den elterlichen Konflikt beizulegen, so wird er über die Kinder fortgesetzt. Ein Elternteil begehrt dann die Kinder nicht um der Kinder willen für sich, sondern um dem anderen eins auszuwischen. Der Streit um die Kinder wird zur Prestigesache und wird ohne Rücksicht auf die Kinder mit aller Erbitterung und allen Mitteln vor Gericht und in der Familie ausgefochten. Das Kind findet die ersehnte Ruhe und nötige Grundlage für eine innere Entscheidung und äußere Zuordnung nicht, Versprechungen, Drohungen, Vorwürfe umschwirren und Familienszenen verwirren es – Orientierungsstörungen, Schuldgefühle, Entwicklungsschäden sind die Folge. Es kommt vor, daß der Streit über den Abschluß des Scheidungsprozesses hinaus fortgeführt wird als Kampf um das Besuchsrecht.

Daß das Verfahren diese Folge haben und das Leiden der Kinder verschlimmern kann, liegt zu einem guten Teil daran, daß eine juristische Instanz zur Schlichtung eines familiären Konflikts eingesetzt wird. Das Gerichtsverfahren ist ein Zweiparteienverfahren mit Neigung zur Konfrontation statt zur Befriedung. Die Anwälte heizen den Streit an – getrieben von ihrem Berufsethos, für ihre Mandanten das Bestmögliche zu erreichen.

Die Kinder haben keinen Anwalt und keinen Parteienstatus – sie sind nicht Subjekte, sondern Objekte des Verfahrens. Das ist die prozessuale Kehrseite ihres Ausgeliefertseins an die Gewalt der Eltern. Die Verhältnisse in der Familie spiegeln sich in den Konstellationen vor Gericht wider. Das Wohl des Kindes – Leitmotiv für die Übertragung der elterlichen Sorge – wird aus der Sicht der Erziehungsideologie und nicht nach den Entwicklungsbedürfnissen des Kindes definiert.

Im Gegensatz zu den meisten Rechtsbegriffen – zum Beispiel dem Begriff der Sache im Diebstahlsparagraphen – ist das Wohl des Kindes ein offener Begriff, eine Leerformel, die der Richter ausfüllen muß. Das bringt die meisten Richter in Verlegenheit, sie sind gewohnt, ein inhaltlich bestimmtes Gesetz einfach anzuwenden und nicht den Inhalt erst selbst zu finden. So kommt es, daß vor der Mehrzahl der Familiengerichte nur ein Scheinverfahren abläuft. Die Eltern und das Jugendamt treffen die Entscheidung, das Gericht segnet diese Entscheidung nur formalistisch ab – in der Regel ohne Anhörung der Kinder, falls diese noch nicht 14 Jahre alt sind.

3. Es gibt aber auch Familienrichter – und ich hoffe, daß es mehr werden –, die das Wohl des Kindes ernst nehmen. Sie beziehen die Kinder als aktiv

Beteiligte in das Verfahren ein. Sie führen lange Gespräche mit ihnen – meist im Kinderzimmer – und geben die dabei gewonnenen Erkenntnisse an die Eltern weiter (wenn diese Erkenntnisse Zweifel offenlassen, ziehen sie einen psychologischen Sachverständigen hinzu). Schon manche Entscheidung über die elterliche Sorge ist dadurch nachhaltig beeinflußt worden. Die vom Kind vermittelten Informationen machen es möglich, das Kindeswohl aus seiner Sicht zu definieren. Das führt automatisch dazu, seinen emotionalen Bedürfnissen den Vorrang einzuräumen vor denen der Erziehungsideologie. Es bedarf – ein echtes Gespräch mit dem Kind vorausgesetzt – keines soziopsychologischen Theoretisierens über die Relevanz von Entwicklungsfaktoren. Wie sehr das Wohl des Kindes davon abhängt, daß das Kind sich von den Eltern angenommen und bei ihnen geborgen fühlt, demonstriert sich naturwüchsig. Hier ist eine der wenigen Chancen gerichtlicher Verfahren, das Gewalt- und Eigentumsdenken zu überwinden und statt der Herrschaft dem Menschen zu dienen.

Wichtige Aufschlüsse sind vom Kind selbst dann zu erwarten, wenn Eltern und Jugendamt einen übereinstimmenden Vorschlag machen. Nicht selten ist die Übereinstimmung hinter oder auf dem Rücken des Kindes erzielt worden.

Ein Beispiel: Die Mutter ist mit dem achtjährigen Manfred in das Frauenhaus geflüchtet; der Mann und Vater wird als gewalttätiger Trinker geschildert, der Frau und Kind schlage; beide Eltern und das Jugendamt sprechen sich dafür aus, daß der Junge bei der Mutter bleibt. Er selbst erklärt mir sofort, die Mutter schlage ihn noch mehr als der Vater, er wolle zum Vater zurückkehren; die Mutter räumt ein, daß sie mit ihm nicht klar komme, und erklärt sich bereit, den Jungen zum Vater zu geben. Dieser ist gar kein Trinker. – Derartige Fälle sind nicht außergewöhnlich.

Beim Besuchsrecht ist es das Beste, die Entscheidung dem Kind zu überlassen. Der Wille des Kindes wird meist von den Eltern anerkannt. Wichtig ist nur, den Eltern die Überzeugung zu verschaffen, daß der Wille, den das Kind äußert, sein wahrer Wille ist und nicht manipuliert. Für eine ablehnende Haltung des Kindes wird nur zu gern der andere Elternteil verantwortlich gemacht, während die eigenen Versäumnisse gegenüber dem Kind verdrängt werden. Meist gelingt es, alle Beteiligten zu der Einsicht zu bringen, daß ein Kind im Kern nicht manipulierbar und viel weniger bestechlich ist als ein Erwachsener. Es ist die Autorität der Ursprünglichkeit und Aufrichtigkeit, mit der das Kind den Streit um Besuche beenden kann.

Christian Colombani
Die geschlagenen Eltern

Jean-Claude ist Herr des Wohnzimmers. Kaum ragt sein »blondes Köpfchen« über den Sessel hinaus. Das Fernsehen spult die Abenteuer von Super-Jaimie ab. In der einen Hand eine – ganze – Tafel Schokolade, in der anderen eine Schrotflinte, genießt er nach Art des bösen Cowboys: gierig und auf der Lauer. Die Eltern, die in der Küche verschanzt sind, können in jedem Moment einen Ausfall versuchen. Dann wird er schießen. Das hat er schon mal getan. Jean-Marc ist dreizehn Jahre alt. Sein Vater ist ein hoher Postbeamter und seine Mutter Direktionssekretärin. Wenn es zu schlimm wird, packen sie ihre Koffer und ziehen in ein Hotel in der Stadt. Versöhnungen sind von kurzer Dauer. Wenn sie wiederkommen und zu Hause übernachten dürfen, schläft ihr »kleiner Peiniger« jedenfalls zwischen ihnen im Doppelbett.

Ein anderer unglücklicher Vater versichert: »Zwischen meinem Sohn und mir geht es nur darum, wer zuerst schießt.« Eine Mutter warnt einen Jugendrichter: »Ich lehne jede Verantwortung für die Verbrechen ab, die Pierre womöglich begeht. Es ist schon schwer genug für mich, daß ich mich ganz allein vor seinen bösen Trieben schützen muß, die ihn schon dazu verleitet haben, mich grob zu beschimpfen und zu schlagen.«

Die Liste der Märtyrer ist lang: Betty, drei Jahre alt, hat sich ein Messer geschnappt und ihrem Vater die Augen ausstechen wollen. Der Vater hat Angst. Paul, fünfzehn Jahre, hat seiner Mutter geschrieben: »Du gibst mir einen ganzen Monatslohn, du Schlampe! Klar, damit kannst du die fünfzehn Jahre wieder gut machen, die du vergeudet hast, mich zu erziehen, bloß weil du beim Ficken nicht aufgepaßt hast. Und dann muß man sich eine hübsche Wohnung leisten und hübsche Gigolos drin empfangen, von denen man Sachen zu hören kriegt, die der Schwachkopf, den man vor fünfzehn Jahren geheiratet hat, nie über die Lippen kriegte . . .«

Ein Hausmeister weiß nicht mehr, wie er »aus den Klauen seiner dreizehnjährigen Tochter herauskommen« soll. Sie schlägt ihn. »Mein Sohn hat mich ausgesperrt, ich suche jemand, der mich vor ihm schützt«, beklagt sich ein anderer beim Kommissariat von Sceaux. Ein Jugendlicher schreibt haßerfüllt an seine Mutter: »Ich hoffe, daß du nach langem Leiden in Armut und Einsamkeit krepierst.«

Jean-Pierre Chartier, Psychiater der *Association Vers la Vie*, der an die fünfzig Fälle untersucht hat, stellt bei diesen »mißhandelten Eltern« einen Zerfall der elterlichen Autorität fest: Da sie das Recht des *pater familias* nicht mehr ausüben können, sind sie gezwungen, sich auf Notwehr zu berufen. Um den schlechten Sohn zu strafen, beschuldigen sie ihn der Bösartigkeit, sie reden sich ein, er sei gefährlich, ein »Dämon«, die »Verkörperung des Bösen«. Der Rechtsweg ist schmerzhaft, verheerend. Überall müssen sie ihre Klagen vortragen: beim Richter, beim Arzt – und manchmal Schläge einstecken. Jean-Marcs Mutter hat die ganze Strecke hinter sich gebracht, bis zur Erschöpfung. Sie ist aus ihrer Wohnung geflüchtet und hat die Polizei gerufen, sie hat ihren Sohn angezeigt und verleumdet: »Ich kann nicht mehr mit ihm leben, ich habe Angst, nach Hause zu gehen.« Sie hat gebeten, ihn in ein Heim zu bringen. Schließlich hat sie versucht, sich umzubringen. Und Jean-Marc hat ihr alles gründlich heimgezahlt.

André Willers, Jugendrichter in Nanterre, dem die Klagen dieser »gefährdeten« Eltern zu Ohren kommen, gesteht, daß er ratlos ist: »Sie wollen die Trennung, aber im Rahmen meiner Befugnisse kann ich nicht eingreifen, ich muß ihnen im Gegenteil in Erinnerung rufen, daß sie verpflichtet sind, sich um ihre Kinder zu kümmern und sie nicht allein zu lassen.« Dabei stehen sie am Rande des Selbstmords und halten die »verfluchten Bälger« für Herkulesse. »Nichts ist vor ihnen sicher«, sagen sie. Aber die Kleinen, von Rach- und Mordlust gepeinigt, sind in der Schule folgsam und sanft wie Lämmer. Die Erklärung der Psychoanalytiker: nichts als Liebeskummer.

Man kannte bereits die Schlangengruben, den »Terrorzusammenhang Familie«; aber das waren vereinzelte Fälle. Heute steigt ihre Zahl, und der Ton wird schriller. Wie junge Wölfe würden die Kinder ihre Zähne am liebsten in ihre Erzeuger schlagen und sie als Beute verschlingen. Die Epoche gewinnt an Raffinesse. Da die Gesellschaft davon abrät, die Kinder wie früher zu prügeln, weil man sie angeblich liebt, ziehen die Eltern es vor, selbst den Buckel hinzuhalten. Neue Märtyrer und neue Ungeheuer.

Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer

Nicolas Becker,
Hans und Grete, Momo und Azalee

Namenwahl als Zeitgeschichte

H. L. Mencken stieß bei seinen Forschungen über Namen in den USA, besonders im Süden, auf Geburtsregister, die Vornamenseintragungen wie ›Neuralgia‹, ›Morphine‹, ›Constipation‹, ›Vaseline‹, ›La Urine‹ oder ›Placenta‹ enthielten. Es handelte sich um Vornamen, die Schwarze ihren Kindern gegeben hatten und die anstandslos in die Register eingetragen wurden, weil in den USA im Namensrecht so gut wie alles erlaubt ist. Dafür, daß Deutschland von dieser unheilvollen Entwicklung lange Zeit verschont blieb, sorgte über mehr als 100 Jahre hinweg die Zeitschrift *Das Standesamt,* vereinigt mit der *Zeitschrift für Standesamtswesen* und der Zeitschrift *Der Standesbeamte,* gegründet im Jahre 1874, herausgegeben vom Reichsbund bzw. Bundesverband der deutschen Standesbeamten.

Vornamen, die als »anstößig« oder »unanständig« bezeichnet werden konnten, waren schon im Kaiserreich untersagt. Das hinderte das Landgericht Berlin I im Jahre 1890 aber nicht daran – nach Aufhebung der Sozialisten-Gesetze – die Eintragung des Vornamens Lassalle zu gestatten. Die Redaktion war seinerzeit sogar der Meinung, daß der Vorname Lassalline eine Beanstandung nicht erfahren würde.

Ein Darmstädter Kaufmann hatte seinem im Jahre 1928 geborenen Sohn den Vornamen Lenin beigelegt und durch einen Gerichtsentscheid den widerwilligen Standesbeamten dazu gezwungen, diesen Namen einzutragen. 1936 revidierte dasselbe Amtsgericht Darmstadt, offenbar in anderer Besetzung, seine alte Entscheidung und ließ die Eintragung des Vornamens Lenin von Amts wegen als anstößig löschen:

»Der Name Lenin als Vorname eines deutschen Kindes mag für das Jahr 1928 in Berücksichtigung der damals herrschenden Rechtsauffassung zulässig gewesen sein, als Ausdruck einer Zeit, in der die Rechtspflege Neutralität selbst gegenüber volkszerstörenden Kräften forderte . . .

Diese wertfreie Rechtsprechung ist überwunden. Mögen ausländische Vornamen für deutsche Staatsangehörige auch nicht grundsätzlich unzulässig sein, so ist jedenfalls für den Namen des russischen Bolschewisten Lenin als Vorname eines deutschen Kindes in einem deutschen Geburtsregister kein Raum mehr. Da der Vater eine Namensänderung ablehnt, mußte im Wege der Berichtigung auf Beseitigung des vom Volke als anstößig empfundenen, das deutsche Nationalgefühl beleidigenden Namens erkannt werden.«

Die Nationalsozialisten unterbanden auch sofort nach der Machtergreifung

1933 die Verwendung politischer Vornamen, die regimetreue und vaterländische Gesinnung bezeugen sollten: In mehreren Erlassen wird der Jungensvorname Hitler und der Mädchenvorname Hitlerike, Hitlerette oder Hitlerine beanstandet, »da die Annahme des gewählten Vornamens dem Herrn Reichskanzler unerwünscht ist«. Der Oldenburgische Minister der Justiz fand in einer Weisung vom 29. November 1933 für diesen Wunsch Hitlers auch noch eine ideologisch einleuchtende Begründung:

»Mit der staatlichen Ordnung ist es aber nicht vereinbar, daß der Familienname des Herrn Reichskanzlers und Führers des deutschen Volkes als Vorname gebraucht und dadurch in seiner Bedeutung als nationales Symbol beeinträchtigt wird.«

Später wurden auch Vornamen wie Hindenburg und Mackensen untersagt, obwohl »auch zuzugeben ist, daß lediglich vaterländische Gründe und die Verehrung für Hindenburg und Mackensen die Eltern zur Wahl der hier fraglichen Vornamen bestimmt haben«. Schon vorher hatte die Zeitschrift deutlich gemacht, daß es nach der Machtergreifung mit Vornamen aus der Weimarer Republik wie Hoover, Millionaria, Bismarckfeindin, Max Hölz, Revoluzza und Bolschewik endgültig Schluß sei.
Offenbar hat dieses nationalsozialistische Verbot sehr lange gewirkt, denn erst zum Ende der Studentenbewegung finden sich wieder Eltern, die es auf einen Streit mit einem Standesbeamten wegen der Beilegung eines politischen Vornamens ankommen lassen: Während in Berlin der Standesbeamte keine Bedenken hatte, Rudi Dutschkes Sohn mit den Namen Hosea Che ins Geburtsregister einzutragen, untersagte das Landgericht München 1972 den Vornamen Che-Michael, weil diese Namensgebung »den Interessen des Kindes nicht hinreichend Rechnung trage«:

»Es ist heute so kurz nach dem Tode Guevaras noch nicht abzusehen, ob und inwieweit dessen Beiname im Bewußtsein der inländischen Bevölkerung lebendig bleiben wird. Gerät die Persönlichkeit des Revolutionärs in Vergessenheit, geht das Kind mit einem in der deutschen Sprache sinnlosen, aber besonders auffallenden Namenszusatz durchs Leben, der nicht nur wegen der Aussprache im Gegensatz zu der Schreibweise des öfteren Anlaß zu Befremden und vermeidbaren Schwierigkeiten geben wird. Es hat keine Möglichkeit, ›Che‹ im täglichen Leben fortzulassen oder eine Abkürzung zu verwenden, da es als einzigen Vornamen in der unauflösbaren Zusammensetzung Che-Michael trägt. In Ihren Auswirkungen derzeit noch kaum zu übersehende seelische Belastungen können die Folge sein. Wird davon ausgegangen, daß Guevara einen hervorragenden Platz in der Geschichte und im Bewußtsein der Allgemeinheit erhält und behält, so ist zu bedenken, daß er als Repräsentant einer bestimmten sehr extremen politischen Richtung gilt.«

Im übrigen, meint die Kammer, sei Che überhaupt kein richtiger Vorname, sondern »vom sprachlichen Ursprung her ein insbesondere in der argentinischen Umgangssprache gebräuchlicher, vertraulicher Anruf an eine andere Person, etwa mit dem deutschen ›He!‹ oder ›Hör mal!‹ vergleichbar«.
Das Amtsgericht Münster zieht sich in seinem ablehnenden Beschluß vom

8. Dezember 1972 zu dem Mädchenvornamen Angela-Davis sehr viel eleganter aus der Affäre: Davis sei kein Vorname, auch die »von den Eltern benannte Bezugsperson Angela Davis führt den Namen ›Davis‹ nicht als Vornamen. Sie führt ihn vielmehr als Familiennamen«. Wenn überhaupt, sei Davis ein Männername aus dem angloamerikanischen Sprachgebiet. Als weiblicher Vorname könne er nicht zugelassen werden, »denn zur gewohnheitsrechtlichen Ordnung des Vornamensrechts gehört der Grundsatz, daß der Vorname das Geschlecht des Namensträgers kenntlich machen soll. Hiermit ist es nicht vereinbar, wenn Mädchen männliche Vornamen erhalten«.

Aber nicht nur südamerikanische Revolution und DKP sind im *Standesamt* unbeliebt. Nicht besser erging es den Eltern, die im Jahre 1979 ihr Kind ›Rasputin‹ nennen wollten, oder jenen Schweizer Anhängern der Frankfurter Schule, denen das Bundesgericht in Lausanne am 29. Februar 1981 untersagte, ihr Kind ›Florio, Wiesengrund, Walter, Tibor‹ zu nennen. Auch der listige Hinweis der Eltern, Sachbezeichnungen wie ›Wiesengrund‹ seien als Vorname ebenso zulässig wie die in der Schweiz bekannten Sachbezeichnungsvornamen ›Burglinde‹ und ›Bergfriede‹, konnte die Lausanner Richter nicht überzeugen.

Im *Standesamt* wurde natürlich auch alles veröffentlicht, was der Standesbeamte über nationalsozialistische Rassen- und Eroberungspolitik wissen mußte. 1938 publizierte die Zeitschrift eine Liste jüdischer Vornamen, aus denen »jüdische Reichsangehörige« in Zukunft ausschließlich die Vornamen für ihre Kinder auszuwählen hatten. Ferner wurden Verordnungen bekanntgegeben und über praktische Ausführungswege informiert, nach denen »jüdische Reichsangehörige«, die keine jüdischen Vornamen trugen, den obligatorischen Zusatznamen Israel bzw. Sarah eingetragen erhielten. In den fünfziger Jahren folgten dann wieder die umgekehrten Löschungsverfügungen der zuständigen Ministerien (»auf Antrag«). 1941 liest man im *Standesamt* seitenlange Listen über die Eindeutschung französischer Vornamen im Elsaß und eine Aufstellung derjenigen französischen Vornamen, die Elsässer in Zukunft nicht mehr wählen dürfen. 1950 forderte eine Rundverfügung die Standesbeamten wieder zur Löschung auf.

Bei den jüdischen Vornamen versuchte die Redaktion eine nicht ganz klare Trennung zwischen Altem und Neuem Testament vorzunehmen, da praktisch zahlreiche jüdische Vornamen inzwischen in Deutschland sehr gebräuchlich waren und die Verordnung von 1938 ja gerade auch arischen Reichsangehörigen den Gebrauch jüdischer Vornamen untersagte.

Der Pfarrer L. in W. zeigte dem Standesamt an, daß er seine am 11. 8. 1938 geborene Tochter Esther nennen wolle. Der Standesbeamte lehnte die Eintragung in das Geburtenbuch ab, weil es sich um einen typisch jüdischen Vornamen handele. Dem widersprach der Pfarrer mit der Begründung, es

handele sich um einen Namen nicht jüdischen, sondern babylonischen Ursprungs. Das letztinstanzlich angerufene Kammergericht (Berlin) untersagte am 28. Oktober 1938 die Eintragung des Vornamens Esther, obwohl es dem Vater recht gab, daß der Name »babylonisch-persischen, demnach arischen Ursprungs« sei. Zur Begründung führte das Kammergericht aus:

»Der Vorname Esther ist nur deshalb in Deutschland in Aufnahme gekommen, weil ihn eine ganz bestimmte geschichtliche Persönlichkeit erstmalig getragen hat, nämlich die Frau, von der das Buch Esther im Alten Testament handelt. Sie war eine Vollblut-Jüdin, die ursprünglich Hadassa hieß. Diese Hadassa wurde dem König Xerxes als Dirne zugeführt. Durch ihre körperlichen Reize gelang es ihr, Königin zu werden und die arische Führerschaft des Landes hinmorden zu lassen . . .
Eine solche verbrecherische Dirne jüdischer Rasse kann nicht als eine Persönlichkeit angesehen werden, nach der deutsche Eltern ihrer Tochter den Namen geben. Es ist nun zwar lange Zeit hindurch in deutschen, christlichen Kreisen der Vorname Esther üblich gewesen, und es hat sich in dieser Hinsicht in manchen Gegenden eine Familienüberlieferung gebildet. Dieser Tradition fehlt aber die innere Berechtigung und hat ihr von Anfang an gefehlt . . .
Der Senat legt hierbei Wert auf die Feststellung, daß durch die Ablehnung des Vornamens Esther seitens der staatlichen Behörden der Inhalt der christlichen Religion, ihr Glaube und ihr Bekenntnis nicht angetastet wird. Es handelt sich lediglich um das Aufgeben einer biblischen Tradition, wodurch die wesentlichen Belange der christlichen Religion nicht berührt werden.«

Desgleichen wurde einem Forstmeister vom Kammergericht untersagt, entsprechend einer Familientradition seinen Sohn ›Cuno Josua‹ zu nennen (»ein deutscher Junge, der heute den Vornamen Josua erhält, wird später aus diesem Grunde voraussichtlich Unannehmlichkeiten haben«).
Der Grundsatz, daß Deutsche möglichst oder gar ausschließlich deutsche Vornamen zu tragen hätten, ist vom *Standesamt* nicht nur während des Nationalsozialismus gepflegt worden. Das von dieser Zeitschrift bevorzugte »wissenschaftliche Werk« zur Namenskunde ist und bleibt der »Wasserzieher«, der den sinnigen Titel *Hans und Grete* noch heute trägt. Dieses seit Generationen immer wieder aufgelegte und im *Standesamt* gepriesene Werk, das inzwischen weit über 150 000mal verkauft worden ist, bemüht sich, »unerwünschte Vornamensgebung im Keim zu ersticken« (1953), dient der Pflege der Familientradition und konnte sich erst bei der 18. Auflage 1972 entschließen, seine Einteilung in germanische und nicht-germanische Namen aufzugeben, um statt dessen nur noch die Einteilung in männliche und weibliche Vornamen beizubehalten.
Schon in der Weimarer Zeit konstatiert die Zeitschrift: »Wir Deutsche hätten es also, bei unserem gewaltigen Reichtum an einheimischen Namen, nicht nötig gehabt, auf den Auslandsbettel zu gehen.« Und 1934:

»Regelmäßig wird es eine Geschmacklosigkeit bedeuten und von geringem Nationalgefühl zeugen, wenn deutsche Eltern ihren Kindern ausländische Vornamen geben, ohne daß beachtenswerte Gründe vorliegen. Der Standesbeamte hat es vielfach in der Hand, durch Belehrung auf die Pflege und den Wert der schönen deutschen Vornamen hinzuweisen.«

Das Prinzip wurde rigoros gehandhabt: Selbst ein so nordisch klingender Vorname wie Ragnar durfte nicht ins Geburtsregister eingetragen werden (1938). Anke wiederum bekam vom Amtsgericht Stendal 1938 einen niederdeutschen Ursprung bescheinigt, weil in der Originalaufzeichnung des Liedes »Ännchen von Tharau« das Ännchen auch als Anke von Tharow bezeichnet werde. Außerdem, so meinte der Stendaler Richter, habe der Name »einen sehr gefälligen, im Wesen zurückhaltenden deutschen Klang. Er läßt auch das Geschlecht durch die Einfachheit und Gefälligkeit seines Klanges sogar für weniger mit den Namen vertraute Personen unschwer erkennen.« Sein Plädoyer für den Namen Anke krönte das Amtsgericht Stendal mit folgenden Sätzen:

»Wollte man den Namen Anke ablehnen, müßte z. B. auch der Name Eike für einen Knaben abgelehnt werden, obgleich diesen einer der größten deutschen Rechtswahrer Eike von Repgow, der Verfasser des Sachsenspiegels, getragen hat.«

Immer wieder wurde im *Standesamt* während des Nationalsozialismus auf den nachahmenswerten Gebrauch der alten Germanen hingewiesen, Vornamen zusammenzusetzen. Das führte z. B. dazu, daß im Jahre 1940 in Hannover »für Knaben 233 einfache und 179 Doppelnamen« eingetragen wurden. Die einsame Spitze hält dabei mit 127 Eintragungen Karl-Heinz, gefolgt von Hans-Jürgen, Hans-Joachim, Hans-Dieter, Klaus-Dieter, Hans-Peter etc.
Ein Drittel aller 1940 in Hannover geborenen Mädchen sind, wie die Zeitschrift feststellt, nur durch sieben Vornamen unterschieden, und zwar: Karin, Renate, Ingrid, Barbara, Christa, Ursula, Helga. Die häufigsten Doppelnamen sind Hannelore, gefolgt von Rosemarie, Annemarie und Anneliese.

Die Nachkriegsjahre zeichnen sich zunächst durch einen krassen Rückgang der Bindestrich-Namen aus. In Münster sind 1950 Gabriele und Peter am beliebtesten, in Bremen 1951 Wolfgang und Karin, in Offenbach 1953 Gabriele und Peter, während 1955 Offenbach von Peter zu Klaus und von Gabriele zu Monika übergeht. Berlin vermeldet 1959, daß jede Zwölfte Sabine heißt und jeder Dritte entweder Michael, Thomas, Andreas, Frank oder Peter. Auch Offenbach geht 1959 zu Michael als beliebtestem Jungennamen über, während sich Gabriele nunmehr gegenüber Petra behaupten kann. München nennt 1965 Thomas, Stefan, Michael bzw. Petra, Sabine, Christine als Reihenfolge der beliebtesten Vornamen.
Ein Systemvergleich für den Zeitraum 1976 bis 1981 zwischen DDR und BRD zeitigt eine Überraschung: Die Spitze in der DDR führt Ronny an, gefolgt von Thomas, Daniel, Michael, René, Mike/Maik/Meik, Andre, Marko, während die BRD sich mit Christian, Michael, Stefan, Markus, Andreas, Daniel, Alexander, Matthias begnügt. Bei den Mädchenvornamen

hält in der DDR Sandra die Spitze, Susanne steht auf Platz 2 und – ebenso wie in der BRD – Nicole auf Platz 3, gefolgt von Anja, Mandy, Yvonne, Doreen und Katja, während in der Bundesrepublik Stefanie Platz 1 hält, danach Christine, Nicole, Melanie, Sandra, Kathrin, Julia.

Das Standesamt hat sich nach dem Krieg redlich Mühe gegeben, eine gewisse Ordnung im deutschen Vornamenswesen zu erhalten. Das beginnt mit der Schreibweise: Zwar ist schon 1940 darauf hingewiesen worden, daß man Willi mit -i und nicht mit -y zu schreiben habe, weil das mitunter gebrauchte y am Schluß eine »Nachäffung des englischen y wie im englischen Mary« sei. Der Autor begründet seine Auffassung überzeugend: »Man schreibt ja auch Vati, Mutti, Bubi usw. im Deutschen.« Aber auch nach dem Kriege werden Kinder vor Schreibweisen wie ›Schanett‹ für Jeanette (1974), ›Ssonia‹ (von gebildeten Eltern gewünscht, um das scharfe S im Russischen zu übertragen) (1977) oder ›Nadin‹ ohne -e am Schluß (1980) bewahrt. 1982 wird dankenswerterweise davor gewarnt, den französischen Vornamen René in ›Rönne‹ einzudeutschen.

Bedauerlicherweise hat der Gesetzgeber seit über 100 Jahren die Standesbeamten auch mit der Frage alleingelassen, wieviel Vornamen ein Kind zulässigerweise haben dürfe. 1944 meinte die Zeitschrift, die Zahl sei zwar nicht ausdrücklich beschränkt worden,

»doch wird der Standesbeamte von der Beilegung unsinnig vieler Vornamen abraten können. Mehr als zwei bis drei Vornamen, höchstens vier braucht der Standesbeamte . . . nicht zuzulassen. Denn sie würden in den standesamtlichen Urkunden, die nur geringen Raum für die Vornamen bieten, aber doch meist alle Vornamen aufzunehmen haben, keinen Platz finden. Sie würden die Schreibarbeit ohne Zweck unnötig vermehren und so nicht nur jetzt, sondern auch für alle Zukunft bei Verwendung der Urkunden den Behörden eine durch nichts zu rechtfertigende Mehrarbeit machen.«

1950 wird zustimmend von einer Gerichtsentscheidung berichtet, die es einem adligen Vater verwehrte, seinen Sohn ›Joachim-Heinrich, Adolf, Maxfried, Bernd, Erich, Werner, Thodo‹ zu nennen:

»Wenn auch eine Beschränkung der Vornamen gesetzlich nicht gegeben ist, so stellt die gewünschte Zahl von Vornamen eine Unsitte dar, der die Gerichte entgegentreten müssen, da ein vernünftiges Interesse an der Beilegung nicht dargetan ist. Ein Unterscheidungsbedürfnis kann in so weitgehendem Maße nicht anerkannt werden und bloßer Namensstolz dem praktischen Bedürfnis gegenüber umsoweniger Berücksichtigung finden, als wahrscheinlich im Verkehr das Kind von der Menge seiner Vornamen kaum Gebrauch machen wird, so daß diese nur eine Belästigung der Behörden mit unnötigem Schreibwerk darstellen.«

In einer Anmerkung wird noch einmal auf das überzeugende Argument verwiesen, daß der Vordruck für das Geburtenbuch zu wenig Platz biete: »Aus dem Vordruck kann man also auf den Willen des Gesetzgebers schließen, z. B. auf geringe Zahl der Vornamen wegen des kleinen Raumes.«

Ungeachtet dieser Gründe gelang es 1951 einer »kleinen Gräfin« in Münster, acht Vornamen für sich eintragen zu lassen. Diese Entwicklung war allerdings nicht von Dauer. 1970 lehnte es das Amtsgericht Hamburg ab, die

von den Eltern angezeigten 13 Vornamen in das Geburtenbuch eintragen zu lassen. Zunächst wird – ganz modern – aus der Sicht des armen Kindes mit den 13 Vornamen argumentiert:

»Der Namensträger ... ist auch gezwungen, im Rechtsverkehr bei gewissen urkundlichen Akten seine Unterschrift mit sämtlichen Vornamen zu leisten. Welche Schwierigkeiten und Verwirrungen es zur Folge hätte, wenn ein mit allzu vielen Vornamen Belasteter diese in späteren Jahren in der richtigen Zahl, Reihenfolge und Schreibweise gegenwärtig haben soll, bedarf keiner Darlegung.«

Dann schlagen beim Amtsgericht Hamburg doch wieder die objektiven Gesichtspunkte durch:

»Es hieße die Ordnung vollends in ihr Gegenteil verkehren, wenn mit gleichem Recht dann folgerichtig auch 50, 100 oder noch mehr Vornamen eingetragen werden müßten. Wenn demnach eine Grenze zwischen Freiheit und nicht mehr tragbarer Schrankenlosigkeit gefunden werden muß, so dürften bis zu 4 Vornamen herkömmlicher Sitte entsprechen und zugleich auch den in Betracht kommenden Belangen der Namensgeber und des Kindes in aller Regel genügen.«

Schließlich wieder einfühlsam:

»Jedenfalls ergibt im vorliegenden Falle die von den Eltern gegebene Begründung, sie hielten 13 Vornamen ›aus pädagogischen und psychologischen Gründen für günstig‹, in ihrer unverbindlichen Allgemeinheit keinen vernünftigen Grund, über diese Zahl hinauszugehen.«

Das Problem ist noch immer nicht gelöst. Namensfreudige Eltern sollten vor der Geburt ihres Kindes nach Berlin, möglichst in den Bezirk Schöneberg, ziehen, denn dort wird immerhin die Eintragung von sieben Vornamen erlaubt, während das Amtsgericht Hamburg noch 1979 die Eintragung der Namen ›Alfred-Junior, Karl, Georg, Friedrich, Wilhelm, Rudolf, Max‹ ablehnte und auf seinem starren Vierer-Standpunkt beharrte. Außerdem sei ›Junior‹ kein Vorname. Die listigen Eltern unterwarfen sich dem Beschluß und ließen statt dessen nur vier Vornamen eintragen, nämlich: ›Alfred-Julius, Karl-Georg, Friedrich-Wilhelm, Rudolf-Max‹.

Große Verdienste kommen der Zeitschrift auch bei einem sehr heiklen Problem zu, der Wahrung der Geschlechtsidentität. Das Geschlecht muß aus dem Namen eindeutig hervorgehen. 1954 wird noch einmal konstatiert, daß Mädchen keine männlichen, Knaben keine weiblichen Vornamen tragen dürfen. Als einzige Ausnahme wird für Knaben auch in nichtkatholischen Gegenden als weiterer Vorname Maria zugelassen.

Ein Recht, Mädchen einen männlichen Vornamen neben mehreren weiblichen zuzulegen, kann, so *Das Standesamt*, von dem gewohnheitsrechtlichen Knaben-Zusatznamen Maria nicht hergeleitet werden. Im übrigen, so fragt der Autor, »welcher männliche Vorname sollte hier der einzige sein?«.

1955 wird Erdmut für Knaben zugelassen. Es war zweifelhaft, ob es sich hierbei nicht um einen sogenannten Zwitternamen handele. 1956 teilt das *Standesamt* mit, Andrea könne auch ein Mädchen genannt werden, obwohl dieser Name in Italien ein eindeutiger Männername sei. 1960 kommt das

Prinzip erstmals ins Wanken: Kirsten wird als Mädchenname zugelassen, wenn er mit einem »typisch weiblichen Zusatznamen« kombiniert wird.
1961 beginnt die bewegende Heike-Diskussion, in der kontroverse Standpunkte darüber vertreten werden, ob Heike ein reiner Männer- oder Frauenname sei oder beides. 1962 dekretiert das Landgericht München, daß der Name Kai auch in der Zusammenstellung mit Beatrice und Alexandra nicht zulässig sei, weil es sich hierbei ausschließlich um einen Männernamen handle.
1961 untermauert das Landgericht Essen den Stand des Namens Kirsten als weiblichen Vornamen u. a. mit dem Argument, für die Weiblichkeit spreche »auch die gerichtsbekannte Tatsache, daß der Name heute von zahlreichen Firmen verwendet wird, um für Damenschuhe und Damenbekleidung zu werben«. 1963 hat das Landgericht Wiesbaden keine Bedenken, den Namen Gerit als Mädchennamen eintragen zu lassen. Die Richter vertreten die gewagte Ansicht, das fehlende Doppel-R unterscheide den Namen hinreichend von dem gleichlautenden männlichen Vornamen.
1964 ein kleiner Rückschlag durch das Oberverwaltungsgericht Münster, das den Namen Kristin für Mädchen verbietet, mit der Begründung, die Endung -in sei auch bei Alwin und Konstantin anzutreffen und deshalb nicht eindeutig weiblich. Das Gericht sieht die Gefahr von »Irrtümern über das Geschlecht im schriftlichen Verkehr«. 1965 wird die Front gegen Kristin durch das Landgericht Hildesheim verstärkt. Hannoveraner Eltern erhalten 1966 vom dortigen Amtsgericht Bescheid, daß sie ihren Sohn nicht Mike (sprich: Meik) nennen dürfen, weil das Geschlecht des Kindes aus diesem Namen nicht eindeutig hervorgehe. Grundlage dieser Entscheidung war eine Auskunft des Generalkonsulats für Großbritannien in Hannover, die mitteilte, daß es in England auch in geringem Umfang üblich sei, Mädchen, die Michaela hießen, mit Spitznamen Mike zu rufen. Das Landgericht Lübeck erlaubt 1967 erstmals Mike für Knaben, verbietet jedoch die von den Eltern gewünschte Schreibweise ›Meik‹, da es sich hierbei um eine »willkürliche Ableitung aus dem weiblichen Vornamen Meike« handle, »also dem Wesen nach um keinen männlichen Vornamen«.
Auch das Prinzip, daß Frauen keinerlei männliche Vornamen tragen dürfen, wird vom Hanseatischen Oberlandesgericht 1966 zugunsten einer Familie durchbrochen, in der alle männlichen und weiblichen Nachkommen seit 1778 den Zusatznamen Fürchtegott getragen haben. 1970 erobern die Mädchen auch das Kay-Terrain, zumindest in der Schreibweise mit y und in Verbindung mit dem Namen Nicola. Das Amtsgericht Aachen weist in seiner Begründung darauf hin, daß die Schauspielerin Kai Fischer diesen Mädchennamen populär gemacht habe und daß insoweit keine Bedenken mehr wegen seiner möglichen Zwittereigenschaften bestünden. Dann, in

den siebziger Jahren, geht alles sehr schnell: Christin und Kerstin, aber auch Kirstin bereichern nunmehr unbehindert das Repertoire der Mädchennamen. Rückschläge gibt es kurzfristig für die Knabennamen Dominique (der Richter besteht auf einer Endung mit -c statt -que) und für Heike. Dafür gewinnt Heike auf der Mädchennamen-Seite an Zuspruch (1981), und 1982 wird Heike vom Landgericht und vom Oberlandesgericht Stuttgart bescheinigt, als alleiniger Mädchenvorname zulässig zu sein. Dafür müssen die Mädchen auf das androgyne ›Andy‹ verzichten und erhalten auch kein Korrelat für den Knabenzusatznamen Maria, obwohl ›Elisa, Maria, Michael, Theresa‹ den Eltern schön geklungen hätte.

Die Ordnung nicht nur zwischen den Geschlechtern aufrechtzuerhalten, wird den Standesbeamten immer schwerer. Wiederaufbau, Wirtschaftswunder, Auslandsreisen produzieren Wünsche, die das *Standesamt* bei allem Wohlwollen nicht immer erfüllen kann. Zu Anfang klagt die Zeitschrift noch über die Angewohnheit in ländlichen Gemeinden Norddeutschlands, drei Geschwistern den Namen Heinrich zu erteilen oder zwei Schwestern Maria zu nennen, die ihrerseits wiederum je zwei uneheliche Kinder bekommen und diese jeweils Josef nennen. Andere Eltern wiederum erhalten vom Standesbeamten – widerstrebend – das Placet, ihre Zwillinge ›Petra Helga‹ und ›Helga Michaela‹ zu nennen oder in einem weiteren Fall ›Gabriele Theresia› und ›Theresia‹. Im letzteren Fall wurde das Problem allerdings nicht sehr aktuell, da beide Kinder kurz nach der Geburt verstarben. Wurde im *Standesamt* 1973 noch als eine Künstler-Verrücktheit berichtet, daß Zuckmayer seine Tochter Winnetou genannt hat, so wurde dieses Problem doch 1975 praktisch, als Tillmann Winnetou seine Eintragung ins Geburtenregister beantragte (und erhielt). Wenig Verständnis hatte man allerdings mit einem Kind, dessen Eltern es gelungen war, einen unaufmerksamen Standesbeamten dazu zu bewegen, die Namen ›Emma, Anna, Marlies, Anna‹ einzutragen. Die zweite Anna wurde als sinnlose Bezeichnung gestrichen. Ein Herr Klippert, der seinem Sohn den Vornamen Hans-Ritter geben wollte, wurde belehrt, daß dies nicht gehe, weil er sich damit eine Adelsbezeichnung anmaße, die ihm nicht zustehe. Bei der Gelegenheit teilte *Das Standesamt* gleich mit, daß die Vornamen Earl, Baron und Graf ebenfalls unzulässig seien. Auch eine Mutter, die ihr Kind Princess Anne nennen wollte, wurde abgewiesen, weil »sich ihre Tochter damit als Angehörige eines Geschlechts der Prinzen ausweise«.
Bereits in den fünfziger Jahren nahm die Zeitschrift mit Mißfallen zur Kenntnis, daß Eltern die Eintragung von Namen wie Soraya oder Cortina begehrten. Ein Standesbeamter berichtete von Eltern, denen er für ihre Tochter erfolgreich den Namen Perdita ausgeredet habe.

»Nun« – so fuhr der Standesbeamte in seinem Bericht fort – »ist ›perdita‹ ein lateinisches

Partizip und bedeutet zu deutsch wörtlich ›Die Verlorene‹ oder ›Die Verdorbene‹, ›Die Verworfene‹. Selbstverständlich hätte die Eintragung dieses anrüchigen Vornamens abgelehnt werden müssen. Der aus diesen Gründen zum Standesamt zitierte Ehemann der Kindesmutter gab auf näheres Befragen an, seine Frau habe diesen Vornamen als den der Heldin eines Romanes gelesen und ihn sooo ›schön‹ gefunden, daß sie ihn gar zu gern der kleinen Erdenbürgerin beigelegt haben würde. – Zum Glück waren die Eltern, einfache Leutchen, vernünftig genug, den ihnen unbewußt unterlaufenen Fehler auf dahingehende Unterrichtung zu erkennen.«

Abschreckende Beispiele aus dem Ausland stärkten den Ordnungssinn: Aus der Sowjetunion wird berichtet, daß dort die Namen Elektron, Energia, Industria und Traktorina Verwendung gefunden haben. Mit zunehmendem Wohlstand wird der deutsche Geschmack erlesener: 1957 wird Jasmin für Frauen genehmigt, wobei die grundsätzliche Bemerkung nicht fehlt, daß für Mädchen botanische Bezeichnungen zulässig seien. 1960 erhält Azalee das Placet (»Auch vom Wohllaut keine Bedenken«). Selbst Taiga, obwohl dies »den russischen Urwald bezeichnet«, wird erlaubt.
Jesus als Knabenvornamen trifft auf einhellige Ablehnung. 1961 wird das noch schlicht mit der Mitteilung begründet, Kardinal Frings halte die Verwendung dieses Namens aus katholischer Sicht für unerwünscht – in Deutschland. Zwei Jahre später findet das Amtsgericht Bielefeld überzeugendere Ablehnungsgründe: zum einen sei der Vorname Jesus in den amtlichen Vornamensverzeichnissen, insbesondere im Wasserzieher, nicht enthalten. Zum andern sei

»die Bezeichnung Jesus bei uns vielmehr als Name für Gottessohn zu einem allgemein bekannten einmaligen ehrfurchtgebietenden Begriff geworden, so daß bei Nennung dieses Namens religiöse Vorstellungen beim Hörer erweckt werden. Als Vorname eines Kindes würde er auch allgemein auffallen und deshalb nach der Überzeugung des Gerichts in Übereinstimmung mit den Auffassungen der evangelischen und der römisch-katholischen Kirche in Deutschland in der weltlichen Gesellschaft von heute, besonders bei Kindern häufig Anlaß zu spöttischen, die Pietät mißachtenden und sogar gotteslästernden Äußerungen geben. Eine weitere Folge wäre, daß voraussichtlich das Verhalten des Namensträgers des öfteren im Leben an seinem Namen gemessen werden wird und dadurch für ihn eine schwere seelische Belastung und damit Beeinträchtigung der Entfaltung seiner Persönlichkeit darstellen kann.«

Als Entschädigung für den fehlenden Vornamen Jesus erhalten wir Europa für Mädchen. Zwar handle es sich dabei um einen »geographischen Begriff«, doch sei den »gebildeten Schichten« der Name auch aus der griechischen Sagenwelt bekannt. Auch gegen Bavaria bestehen keine Bedenken, wenngleich es sich dabei im Volksmund um eine »mollige« Person handle.
Ogino und Pillula sind unzulässig, weil geschmacklos. Desgleichen Grammophon, auch in der Zusammensetzung mit Justin Philippe. Das Landgericht Hamburg erklärt, das Wort Grammophon sei als Vorname »ganz ungebräuchlich«; »vielmehr« sei es »eingeführt als Bezeichnung für einen Plattenspieler und als solcher auch Bestandteil des Namens einer bedeutenden Schallplattenproduzentin«. Einem ablehnenden Verdikt verfällt auch Schröder. Das Amtsgericht Darmstadt führt dazu aus:

»Daran vermag auch die Verwendung des Namens als Vorname in einer amerikanischen Comicserie namens ›Peanuts‹ nichts zu ändern. Bei dieser Namenswahl mag es sich um einen witzigen Einfall des Autors gehandelt haben. Auch ist das kulturelle Niveau in der Bundesrepublik Deutschland noch nicht so weit gesunken, daß die Wortschöpfung einer Zeichentrick-Serie gehobenen Niveaus kulturell prägende Kraft entfalten könnte.«

Selbst die Berufung auf Tolkien nützte einer Mutter nichts, die ihre Tochter Galadriel Gesche nennen wollte. Unter Hinweis auf die Endungen der Namen Gabr*iel* und Dan*iel* verneinte das Oberlandesgericht Köln die Eignung des Namens Galadriel als Geschlechtsunterscheidungsmerkmal. Daran könne auch die Tatsache nichts ändern, daß Tolkien den Namen einer weiblichen Figur seines Romans gegeben habe. Im übrigen handle es sich um einen Phantasienamen. Glücklicherweise braucht einen dieser Einwand nicht mehr zu kümmern. Dafür haben 1980 das Amtsgericht Bielefeld und das Bayerische Oberste Landesgericht gesorgt: Der Bielefelder Richter gestattete die Eintragung von Tiffany als Mädchennamen mit der folgenden rührenden Begründung:

»Der Name Tiffany ist in Deutschland vor allem durch den verbreiteten und auch im Fernsehen gezeigten amerikanischen Spielfilm ›Frühstück bei Tiffany‹ bekannt geworden. Mit Tiffany ist zwar in dem Film das große Juwelierhaus Tiffany & Co. in New York gemeint. Das ist aber nicht sehr bekannt. Anscheinend wird häufig die Bezeichnung Tiffany von Personen, die den Film nicht genau kennen (oder die ihm zugrundeliegende Erzählung von Truman Capote), als Name der bekannten und hübschen Hauptdarstellerin des Films angesehen. Diese Verbindung, nämlich daß Tiffany als Name der Hauptfigur des Films angesehen wird, zeigt die Eignung der Bezeichnung als Vorname. Er klingt ähnlich wie Stefanie und ist eindeutig weiblich . . .
Nicht unerwähnt soll schließlich bleiben, daß in der viel gesehenen Kindersendung ›Sesamstraße‹ ständig eine Figur mit dem Namen ›Tiffy‹ erscheint. Und zwar handelt es sich um eine kleine Vogeldame. ›Tiffy‹ ist hier offenbar eine gebildete Verkleinerungsformel von ›Tiffany‹, was auch zeigt, daß Tiffany als weiblicher Vorname empfunden und akzeptiert werden wird.«

Das Bayerische Oberste Landesgericht hat in seinem Beschluß vom 10. Juli 1980 nicht nur erklärt, daß Momo als weiblicher Vorname eintragungsfähig sei, sondern auch, daß Phantasienamen als Vornamen grundsätzlich zulässig seien. Der Standesbeamte hatte die Eintragung von Momo zunächst abgelehnt, weil er der Auffassung war, er leite sich von dem friesischen Vornamen Munibert ab. Dieser sei jedoch ein männlicher Vorname, und damit wäre das Geschlechter-Unterscheidungsprinzip verletzt. Dies hielt die Mutter für gänzlich abwegig, da sie mit Munibert nichts im Sinn hatte, viel aber mit dem Buch von Michael Ende. Die bayerischen Richter begründen ihre Zustimmung zu der glücklichen Namenswahl u. a. wie folgt:

»Der Name Momo folgt einem literarischen Vorbild, mit dem sich, wofür auch die Verbreitung des preisgekrönten gleichnamigen Jugendbuchs, u. a. im Fernsehen, spricht (nach dem dem Senat vorliegenden Exemplar des Buches ist dieses bereits in der 14. Auflage mit insgesamt über 200 000 Exemplaren erschienen, wurde in 17 Sprachen übersetzt und es gibt hierüber 3 Schallplatten/Kassetten), moralisch positive Vorstellungen verbinden; sie waren es insbesondere, die die Mutter veranlaßten, das Kind Momo zu nennen.«

Die ganze Geschichte des deutschen Vornamenrechts, soweit sie im *Standesamt* verzeichnet ist, wird von einem ungeheuren Bedürfnis geprägt, etwas zu regeln, Eltern besserwisserisch zu bevormunden. Das geht so weit, daß ein Standesbeamter einem Vater verbieten wollte, seine beiden Söhne Enrico und Harry zu nennen, weil beide Namen dem deutschen ›Heinrich‹ entsprächen und damit beide Kinder letztlich den gleichen Namen trügen.
Selbst die in letzter Zeit zu verzeichnende Liberalisierung etwa in der »Momo-Entscheidung« setzt der Phantasie eine Grenze: Positiv-moralische Vorstellungen und Niedlichkeit sind die neuen Kriterien.
Sicherlich mag es ein Kind bedrücken, Satan zu heißen; möglicherweise werden auch die Eltern bald ihre Freude an diesem launigen Einfall verlieren. Dagegen helfen jedoch keine staatlichen Verbote, sondern nur eine totale Liberalisierung des Namensänderungsrechts, denn die hier berichtete große Kompetenz des Beamten und der Gerichte wird immer wieder damit begründet, daß schließlich ein Kind den gewählten Vornamen ein Leben lang tragen müsse.
Auch eine gesetzliche Regelung nach ästhetischen Grundsätzen scheint wenig praktikabel, denn es ist nicht zu erwarten, daß die Ästhetik der Standesbeamten und ihrer richterlichen Aufseher etwas anderes als Mittelmäßigkeit produzieren oder auch nur ein Kind vor dem Vornamen Wolf-Dieter bewahren würde.

Asmus Petersen
In guter Hoffnung
Betrachtungen eines werdenden Grossvaters

Guter Hoffnung? Wenn das Kind einen Wasserkopf hat, gibt es zwei Möglichkeiten: Entweder man macht sich nach der Geburt ins Hemd vor Fürsorge, wischt eine Träne aus dem Gesicht und zieht dieses Geschöpf Gottes und einer schönen Nacht als fünfmillionsten großdeutschen Behinderten auf. Oder man stellt es ans offene Fenster, wie es unsere Großeltern taten, versorgt es gut und wartet zwei Tage, bis der Herr es mit einer Lungenentzündung wieder zu sich nimmt. Früher nannte man das einfach ›himmeln‹.
Aber nein, heute doch nicht mehr! Verena hat nun ihre Planstelle als Richterin beim Amtsgericht und möchte, eine leidenschaftliche Spätgebärende, auch gleich ihr Kind haben, kriegt aber erst mal die Röteln. »Friedhelm!« ruft sie mit antizipiertem Gebärmutterlachen, »komm!« In die Heia, jetzt? Er hat richtig gehört. Neun Monate später haben alle Beteiligten ausgesorgt. Nie mehr Langeweile, das ganze Leben Zuspruch von allen Seiten. Vielleicht kann man nur so Kinder aushalten? Diese Eltern sind immer etwas Besonderes. Alle Launen und Verzweiflungen der eigenen Existenz können sie zudecken, alles Scheitern in ihren schlitzäugigen Deppen packen. Wenn schon, denn schon. Ein rabiater Zugriff auf Leben, die perfekte Elternschaft! Die Ansprüche der Heutigen, von 40 abwärts, sind nun mal extrem – unsere Erziehung, unsere Schuld.
Wer Pech hat und nach der Geburt verdutzt ein gesundes Kind vor sich sieht, kann sich trotzdem noch Chancen ausrechnen, trendy zu sein. Ist eines dumm, ziemlich dumm, muß es auch gleich schwachsinnig sein, was ihm mit schnellen Stempeln bescheinigt wird. Zumindest Legastheniker kann jeder werden, der halbwegs progressive Eltern hat.

Also keine Kinder Aber warum muß man denn überhaupt Kinder kriegen? Allein die Zeugung! Familienplanung gehört zum Schlimmsten, was unser Jahrhundert hervorgebracht hat. Ich nehme an, die künftigen Eltern treten voreinander, nach wochenlangem Abwägen und Herumrechnen, nach einigen Gläsern Bieres, zwischen Tagesschau und Zimmermann (dem Verbrecher-Zimmermann), geben fünf Minuten vor und nicken sich zu:

Achtung, fertig, los – ach laß das doch, naja warum nicht gleich so, das war's. Müßten auch wir so planvoll miteinander Umgangs pflegen, verehrte Anhängerinnen der Romantik, zum erklärten diesbezüglichen Zweck, könnten wir nur unser totales Versagen prophezeien. Bleiben wir angezogen, Freunde, programmieren wir lieber unseren Videorecorder.
Wenn es denn Kinder sein müssen, sind die besten immer noch solche, die aus Versehen, aber in guter Absicht geboren werden. Etwa die nach unserem alten Knaus-Ogino-System, weil sie von vornherein die Portion Sinn- und Ratlosigkeit, vermischt mit der heute vergessenen Spur von Unschuld, in sich tragen, die ihnen später kein noch so wütendes Philosophiestudium vermitteln kann. – Hier teilen wir die Überlegung mit, daß es wieder so etwas wie eine Erbsünde gibt. Der alte theologische Begriff ist vom Tisch, gewiß, denn wer fühlte sich noch schuldbeladen, weil vor langer Zeit irgendwer einmal seinem Chef die kalte Schulter gezeigt haben soll – du lieber Gott, der Vorgang ist ungesichert, immerhin ein schöner Mythos. Das kann man beileibe nicht vom neuen Begriff der Erbsünde sagen: Die Versündigung besteht im Moment der Planung der Existenz eines Menschen. Das steckt ihm sein Leben lang im Rücken: ». . . und dann waren wir soweit, dann konnte der Junge kommen.« Wie fühlt man sich als Jugendlicher, wenn diese Botschaft eines Abends, die Eltern reden mit ihren Bierfreunden, durch die halb offene Wohnzimmertür weht wie geruchloses Giftgas? Warum kümmert sich unser aller Papst verfluchtnochmal nur um die verhüteten Kinder, wenn doch die nicht verhüteten seinen Zuspruch viel nötiger hätten? Wir erraten es. Er ekelt sich vor ihnen genauso wie wir und wie die Jungen sich selbst vor ihrer eigenen, kalt geplanten Existenz: Du sollst sein!
Zum Teufel, warum also Kinder? Noch weitere Zweifel seien erlaubt; betrachten wir die verdienstvollen Statistiken des Kinderschutzbundes: Jedes Jahr tausend zu Tode gefolterte oder tödlich vernachlässigte Kinder – da wäre doch, denkt der Laie, alles besser gewesen als das. Aufruf also zur Sterilisation! Das gibt kokette, winzige Narben bei ihm, bei ihr sieht man wie üblich gar nichts, auch wenn man sich noch so sehr reinkniet. Aufruf zur Abtreibung! Tut Mutter und Kind nur einmal weh. Zur Kastration! Kein Schummeln mehr möglich. Aber nun, träumen wir nicht, die Kinder sind ja da, überflüssig wie eine falsche Anschaffung. Die kann man zwar wegschmeißen; auch den alten Goldhamster, den Goldfisch: Wenn ich keine Lust mehr zum Aquarium habe, kann ich ihn auf den Kopf hauen oder braten. Alles geht, sogar mein Goldschätzchen, meine Freundin, kann abhauen – ha, alle meine Geliebten könnte ich jeden Tag mit einem rostigen Lachen im Hals vor die Tür setzen, reihenweise, jawohl, jedenfalls war das immer schon mein Traum.
Aber Kinder nicht. Wer dann den ungeliebten Babys kein Zyankali auf den

Schnuller schmieren will, sollte sich wenigstens zu seinem latenten Zynismus bekennen: für was, ihr unzulänglichen Eltern, wollt ihr sie gebrauchen? Einfach Kinder laßt ihr sie nicht mehr sein, wie wir noch welche waren, selbst in Uniform oder mit den legendären Flaksplittern und nächtlichen Phosphorkanistern – Napalmerfahrungen, die heute allgemeines Gähnen hervorrufen. Sollen sie, die Ausrutscher, vielleicht Arbeitskräfte werden? Ich habe nicht das Gefühl, daß ausgerechnet eure Kinder, ihr Eltern, eisern zu arbeiten gedenken, ihr haltet ja selbst nichts durch. Also dann Leistungssportler? Kaum. Diebe? Sicher, warum sollen sie nur zum Spaß klauen, ihr schickt sie zu Karstadt. Weiter: Verwendung als Sexualobjekte, eure Kinder? Auch nicht neu und allgemein im Schwange; warum sorgen die öffentlichen Familiendezernenten eigentlich nicht für anständige Kinderbordelle, emanzipierte, zweigeschlechtliche, da kämen sie nicht auf dumme Gedanken, die Kinder. Oder könnte man sie den Pädagogen vorwerfen, worauf die schon lange warten? Endlich würden sie den heimlichen Dampf ablassen, dessen gebremstes Zischen jedes Kollegium, in das uns ein Ungeist führt, spüren läßt. Da heißt es Zupacken, und das nicht erst nach der Pubertät der Scholaren, wenn jeder Gesamtschullehrer sowieso seine fünfzehnjährige Schülerin hat, was dem Unterricht eindeutig zugutekommt. Eher so, wie es neulich unter künstlicher Entrüstung herauskam, als einmal mehr der Leiter eines Kinderchores überführt wurde. Unangebracht die ganze Aufregung, denn die Liebe fügt dem unschuldig flachen Klang eines Knaben- oder Kinderchores jene Prise Wissen hinzu, die erst den Zauber dieser Chöre ausmacht. Glückliche Kinder!

Alle diese Sorgen mit den Kindern hätten wir nicht, wenn wir nicht so stockheterosexuell täten, wenn wir z. B. alle recht weiblich und lesbisch wären. Das, meine Herren, haben die meisten von Ihnen doch auch schon mal gewollt: Eine Frau sein und lesbisch! Dann hätten wir Freundinnen die Menge, und die hießen Raffzahn, Feuerstuhl und Schlabbermuschel, und wir dürften spießbürgerlich sein, könnten ganz neue Ängste kultivieren – Befleckung! Penetration! –, würden mit unseren Mackerinnen auf den Feten oben-ohne tanzen – Kinder!

Richtig, die Kinder. Da sitzen sie, und gegen sie nützen, geben wir's auf, keine noch so guten Ideen. Es ist sinnlos, unsere Manifeste zu bosseln und auszurufen: statt Kinderschutzbund einen Bund zum Schutz vor Kindern! Ruhe endlich, kein verdammtes Vorsingen von Weihnachtsliedern! Keine Gedichte! Parkplätze, nicht Spielplätze, Entsorgungsgärten statt Kindergärten, und das unerbetene Herumzeigen von Kinderphotos wird unter Strafe gestellt – Ihre Kinder am Arsch, gnädige Frau.

Festgenäht und steckengeblieben Wir wollen uns aber nichts vormachen: Sie kommen nun einmal zur Welt, die Kleinen, so zwangsläufig, wie die Rakete aus dem Silo muß. Doch einige von ihnen fühlen sich zu Recht schon im Mutterleib so befrachtet mit den abstrusen Theorien und unverschämten Erwartungen ihrer Eltern, daß sie sich die Sache überlegen und versuchen, einen relativ stillen Abgang zu machen – No Future schon beim Nasciturus, wen wundert's? Ach, möchten wir ausrufen, gelänge es ihnen doch! Aber nein, die künftige Mutter merkt mit einemmal sehr genau, daß sich da etwas tut, obwohl es ihr früher, in umgekehrter Richtung, oft piepegal schien, wer und was da im Gange war (wenn man mal die Schauspielerei abzieht).

Es geht ja auch um die Wurst, beispielsweise um folgende: Bettina, 40, Fachbereichsleiterin für Anglistik, strebt die reguläre Hochschullaufbahn an mit Promotion und Habilitation, wozu es nicht langt, das ist ihr sonnenklar. Vollends, weil sie drei Konkurrentinnen hat, die alle besser sind als sie. Überdies werden von den vier Stellen zwei gestrichen. Mit den Waffen einer Frau: was macht man? Und es klappt auch, irgendeiner hat sich gefunden. Doch das Kind mag sich als Fleisch gewordene Unverfrorenheit nicht recht etablieren im Bauche, es riecht den Braten, will – alle Achtung – den Tod einem unehrenhaften Leben vorziehen und schickt sich an, die Bude zu verlassen, indem es sich aus der Gebärmutter löst. Die Gesinnung der Mutter ist, wie man sah, ebenso labberig wie die Muskelwand ihres Uterus. So haben wir nicht gewettet, mein Früchtchen, sagt sie daher brutal und läßt den ertappten Embryo daselbst, am Myometrium, festnähen. Das geht heute. Komplikationslos bringt sie, das Kleine hat sich resigniert mit der Situation abgefunden, ihr Kind zur Welt. Ob es nun vom Anknoten eine Klatsche hat oder nicht, seinen Daseinsgrund erfüllt es, die Mutter vor der Rückversetzung angesichts überlegener Konkurrenz und staatlicher Sparmaßnahmen zu bewahren. Jetzt ist sie eine Art akademischer Sozialfall, die drei anderen Weiber, neiderfüllt vor solcher Chuzpe, waren nicht schnell genug und sind vorerst abgeschlagen. So stehen der deutschen Frau und Mutter auch heute noch Nadel und Faden gut zu Gesicht.

Ungute Früchte gehen ab? Auch nicht mehr.

Oder, neuer Fall, das Kind überlegt sich zu spät – von einem Embryo kann man schließlich noch kein ausgeklügeltes Timing erwarten –, daß es am liebsten nicht geboren werden möchte, wenn's geht, jedenfalls nicht von dieser Mutter (das ginge mir genauso), Brigitte, 33, aus Goseried, Kreis Wedemark – und bleibt bei der Geburt stecken. Nun wird alles nur noch schlimmer. Brigitte als glühende Alternativistin hat dieses Naturereignis natürlich, nämlich als Hausgeburt aufgezogen; später wird sie sich den armen Fratz jahrelang um ihren Bauch schnallen, aber jetzt kommt es auf Minuten an. Denn das Kind liegt falsch, und bis die weißen Lümmel mit

ihrem Krankenwagen aus der Kreisstadt auch nur zwei Zigaretten auf der Fahrt weg haben, ist das Kind doof. Und glaubte doch, so schlau zu sein, indem es sich querlegte im Dezember 1982.

Exkurs für gemischte Tier- und Kinderfreunde: Kürzlich wurde eine amerikanische Wanzensorte erforscht, die zu denken gibt. Solange die jungen Wanzen in ihrem Familienverband leben, werden sie nicht geschlechtsreif, unabhängig vom Zeitablauf, die Hormone verhindern das. Erst wenn die Tiere das Nest verlassen haben und die Trennung endgültig ist, setzt schnell die Reife ein, und es bilden sich neue Familien. Aber was denn, sollen wir, die wir des Lebens frühe Mitte überschritten haben, nun noch mehr klammern und den obligatorischen Weggang unserer kleinen Riesen mit 18 durch tausend weitere Tricks zu verzögern suchen, bloß damit sie sich nicht unter der Hand vermehren? Das halte ich nicht aus. Doch schön ist der Gedanke: erst wenn die Ablösung von den Eltern total ist, geht es weiter. Man kommt also bequem auch ohne Analytiker aus. Als ob ich es nicht schon immer gesagt hätte! Selbst Wanzen machen einem das klar.

Das grosse Reflektieren (Originalton Januar/Februar 1983)

Gundula: »Aber jetzt ist es noch jedesmal so, wenn ich meine Periode krieg, dann weiß ich nicht, ob ich lachen oder weinen soll.«

Sigrid: »Kinder? Ja, zum Beispiel meine Pflanzen. Ich konnte früher keine Topfpflanzen haben, die sind mir alle eingegangen, und jetzt ist es so, daß da ein Zusammenspiel ist, wo ich wirklich glaub, das ist ein Geben und Nehmen, ein Austausch – ich hab einen Hibiskus, mit dem fing's an. Den hab ich gekauft, und dann war Hektik, dann ist erst ein Ast abgebrochen und dann ist der Baum gestorben, er war richtig tot. Und dann habe ich ihn raus auf den Balkon gestellt und habe gesagt, na, jetzt ist er tot, aber ich will ihn wenigstens in den Wald bringen. Und dann hat es drei Wochen gedauert, also ich hatte keine Zeit, und der hat drei Wochen da gestanden ohne einen Tropfen Wasser und plötzlich wieder angefangen, Blätter zu kriegen. Ich glaub, das ist, weil ich irgendwie ihn nicht in die Mülltonne geschmissen hab. Und der ist jetzt so synchron zu mir – ich hab dir das ja erzählt, daß ich zwei Freunde hab, und den einen Abend haben wir das so richtig zelebriert und der eine Freund hat für uns alle drei gekocht, als das so akut war und wir uns dann ausgesprochen haben, und in der Nacht, wo ich jetzt so klar hatte: jetzt sind wir drei, hat der, was er noch nie gehabt hat, gleichzeitig drei Blüten zur Entfaltung gebracht. Und die andere Blume, das ist auch so eine –«

Manfred: »Auf eine kurze Formel gebracht, war ich immer abstrakt für Kinder, konkret dagegen. Also wenn du dir mein Leben anguckst –«

Gerd: »Ich habe immer das Gefühl, dieses Kind haben wir unseretwegen in die Welt gesetzt.«

Manfred: ». . . ein Kind würde helfen bei der Formulierung der eigenen Interessen. Die Dinge werden auf ihre Grundlage gebracht. Ich bin ständig gezwungen, mich neu zu begründen. Dann auch aus reinem Genforschungsinteresse. Viele eigene Erfahrungen werden widergespiegelt.«

Bärbel: ». . . Für mich war immer klar, schon von früh auf, wenn mal ein Kind – dann nur ein Mädchen, weil mir Frauen halt vertrauter waren und ich mit Männern auch meine Probleme

hatte, naja, und ich dachte immer: ein Junge, der hat dann da so'n Pimmel, und sollte dann aus mir rausgekommen sein, wo dann an so einem Wurm so'n Pimmel dran ist – nein, und dann entwickelt sich so etwas weiter, dann muß ich dem Autos kaufen als Spielzeug –«
Ingrid: ». . . haben wir überlegt unter dem Gesichtspunkt: schwierig ist es immer, also warum dann nicht jetzt, und als wir eigentlich so weit waren, daß wir sagten, das könnte man gut machen in seiner Referendarszeit, da schliefen wir eben schon praktisch gar nicht mehr zusammen.«
Gerd: ». . . weil Angelika und ich erotisch nicht besonders miteinander konnten, und dann ein Kind zu kriegen und sich mehr oder weniger kurzfristig als Zuchtbulle zu betätigen –«
Bärbel: ». . . dann war aber unsere sexuelle Seite nicht so überschwenglich, und dann haben wir immer versucht, so gezielt . . . und ich habe irgendwie Fieber gemessen und so, und das war dann aber immer nicht . . . also es war irgendwie so ein Gedanke, der relativ zielstrebig verbal wie auch sozusagen – im Tun da verfolgt wurde –«
Manfred: ». . . und da hatte sie eben im letzten Sommer mal so eine Erfahrung mit einem Mann, der war das Gegenteil von mir, und da war ihr klar, daß das nicht geht mit dem Kind, und das hat mich sehr traurig gemacht.«
Sigrid: »Im Moment würde ich gern eine Hausgemeinschaft gründen, in der ich mir und einem Kind einen Rahmen geben kann, wo wir nicht nur so auf einem Zweierklüngel hängen, und daß ich weiter intensive Beziehungen zu Männern haben will, unbedingt, und daß ich auch eine Beziehung zu einem Kind haben will.«
Klaus: ». . . ein Kind? Eine gewisse Sinnerfüllung? Aber wie die Sinngabe sich verlagert von Generation zu Generation, diese unendliche Kette von Sinnlosigkeiten – das will ich nicht.«
Sigrid: »Warum hast du denn gern Gäste? Weil du gern Gastgeber bist und weil du dich von ihnen angeregt fühlst. Darum will ich das Kind.«
Hella: »Ausprobieren. Das wird man ja wohl noch dürfen!«

Zuchtauswahl und Matriarchat (O-Ton Januar/Februar 1983)

Sigrid: »Also der Vater von meinem Kind, oder – also das ist mir klar, daß das ganz, ganz wichtig ist, wer der Vater ist.«
Monika: »Das kann ich dir erklären: Anfang August habe ich die Pille abgesetzt, und am 15. zu Mariä Himmelfahrt haben wir, waren wir dann zusammen . . . ich hab's ihm halt nicht gesagt. Weißt du, ich hab mir sein Erbgut ausgesucht. Ich habe mir immer meine Typen ausgesucht, und ihn hier – natürlich besonders, 43, intelligent, die Figur –«

Wem solche Kunde wird, der fragt sich und sie: »Aber wir waren doch verliebt, oder?« »Schau«, hört man da und hält sich die Ohren zu, nun kommt todsicher das Falsche (inzwischen ist sie auch falsch), »im Bett lief ganz viel mit uns« (siehste – also dazu wäre dann auch noch was zu sagen), »jedenfalls mit dem Kind hast du nichts zu tun!« Immerhin sind 480 Mark im Monat für einen Alimentenmuffel schon ärgerlich.
Meine Herren, tupfen Sie sich diskret den Schaum vom Munde. Regen Sie sich immer noch darüber auf, daß die Frauen bestimmen, wann und von wem sie Kinder haben wollen? Machen Sie doch das kleine Sprünglein gedanklich mit, daß es sich Ihre Partnerin (mehr ist sie ja wohl nicht) schlichtweg vorbehält, von wem sie nun Ihr gemeinsames Kind kriegt. Kein Wun-

der, daß die neuen Kinder wunderlich sind? Vorbei jedenfalls sind die Zeiten, als die Männer das Heft in der Hand hatten und Damen aller Art außer Gefecht setzten.
Und heute? Wähnt sich der Freund feiner Zärtlichkeit noch auf der steigenden Woge gemeinsamer Liebeslust, gibt die Weiblichkeit überwiegend schon das Zeichen zum Innehalten, indem sie an ihrem perplexen Partner vorbei zum Pullover greift – ohne Rücksicht, selbst wenn er Jurist ist, ob sine aut cum excessione seminis.
Ach, man hat es doch gar nicht nötig, gegen die Wand zu rennen angesichts der Mitteilung, daß sich die Partnerin in einsamem Ratschluß wieder zu einem Kind entschlossen hat. Und doch trifft man auf immer mehr Männer (im Parterre: ein Facharbeiter, unter dem Dach: ein ausgewachsener Dozent), die aus ihrer nagelneuen Altbauwohnung sämtliche Wände herausschlagen und teure Stahlträger einziehen, in ohnmächtiger Wut, gleichwohl in der Hoffnung, damit die Luft zu bekommen, die ihnen die Frau mit den Kindern langsam abklemmt. Vergeblich blasen sie sich auf: »Wir lieben die Transparenz!« (der Prof), »Luft muß sein!« (der Prolo). Solche Wohnungen sehen merkwürdig aus und sind so hinterhältig luftig wie ein Großraumbüro, verdacht, verquer. Wenn man reinkommt, fragt man sich als erstes immer: und wo lieben die sich? Zweitens: Heringe braten oder Gulasch machen ist nicht. Wer will sich bei den klebrigen Küchendüften konzentrieren, sei er nun Lyrikfreak oder Lottoscheinausfüller. Aber es geht weder um Sex noch um Zwiebeln, sondern darum, daß die neue Mutter, wenn sie sich in der verkitschten Küche aufhält, jederzeit ihr neues Kind begaffen, mit Gefühlen aus dicker Hüfte begleiten und ganz schnell alt machen kann. Und es ging ihr darum, daß ihr Befruchter endlich was Richtiges zu tun hatte, sich mit körperlicher Arbeit ablenkte, um für eine Weile nicht in Depressionen zu versinken, die nun – Kunststück! – in immer kürzeren Abständen wiederkehren, wenn er abends resigniert vor dem Bier sitzt, seiner und aller anderen Stenze trostlosen Lage eingedenk, kaputten Blicks in die freie Wohnung schielend, nicht länger mit den Augen eines Freien – denn worin bestand sie, die Freiheit des deutschen Mannes? Sich entscheiden zu können für oder gegen – nicht Gott, sondern etwas viel Göttlicheres, Gottvolleres, Gottgewollteres: ein Kind.
So zucken sie schmachvoll zusammen, die auf den ersten Blick gutaussehenden Väter, wenn es ihre Frauen spätestens nach fünf Minuten rauslassen: »Das Kind war ursprünglich meine Idee.« Und: »Ich wollte endlich Ruhe haben, raus aus der WG, hab ich gesagt, und wir heiraten auch!« Zwar hat sie es, mittlerweile 38, nicht weiter als zu anderthalb Kindern gebracht, doch er ist es, der sich totaloperiert fühlt, wenn sie zum Schluß meint: »Seine Familie gefiel mir, also die Leute waren mir egal, aber gute Anlagen irgendwie und so –«

Die Männer machen keine gute Figur in diesem Wandel, und sie werden sie nie mehr machen. Die Frauen, zweitens, sehen aber auch nicht mehr toll aus, bis auf ein paar exotische Exemplare mit Resten alter Mädchenschaft. Drittens die Mütter von heute, großer Gott, wir kommen noch dazu, sie lachen und stellen jegliche Körperpflege ein. Das ist rationell gedacht, denn wer würde sich ihnen noch anders als für dezidierte Zuchtzwecke nähern wollen?

Und die Kinder, letztens, wo sind die Kinder? Ich sehe nur Liliputaner.

Marianne: »Meine schönste Geschichte, die schönste Geschichte, die ich kenne, ist: Wenn ein Kind geboren wird, weiß es eigentlich alles. Dann kommt ein Engel und legt eine Hand auf seine Stirn, damit es vergessen kann und anfangen kann zu leben.«

Zwei Blicke zurück (Originalton Januar/Februar 1983)

Dirk: »Du darfst nicht vergessen, daß man in der Studentenbewegung über Kindererziehung erstaunlich viel nachgedacht hat. Susanne machte im Kinderladen ›Rote Sause‹ in Bocklemünd mit, ich machte in der ›Roten Zelle Psychologie‹ und in der Gewerkschaftsschulung mit, und überall waren solche Themen wie frühkindliche Erziehung und Sozialisation, antiautoritäre Erziehung gegen Laisser-faire – waren das sehr stark Themen, die uns bewegten. Naja, vorbei –«

Petra: ». . . dann hatte ich mal keine Pillen, und prompt war ich schwanger. Einfach nur igendwie hatte ich sie nicht da . . . Wolfgang war ja leitender Funktionär und ich so in einer Umbruchphase und stellte mir das Kind jetzt als möglich vor – und ich wollte es auch. Na, dann hat er das mit seinen Genossen besprochen, und die waren alle dagegen: also daß der Klassenkampf das nicht erlaubt. Und auch ich – ich müßte in neue Aufgaben rein und das Kind würde mich davon wegbringen . . . und ich würde das vielleicht als Flucht ansehen, meine Aufgaben anzugehen. Naja, und dann wurde also beschlossen – und ich wurde ›überzeugt‹ – daß ich also das abtreiben lasse. Und da bin ich in irgend so ein blödes Nest da gefahren . . . und dann habe ich schon manchesmal hinterher gedacht: jetzt hätte ich ein Kind, das wäre zwei Jahre alt, das wäre fünf Jahre alt – jetzt wäre es – wie? – – ja, elf Jahre. Hätte ich ein elfjähriges Kind, mein Gott, da wäre unendlich viel anders gewesen.«

Oft unterlag dem Umstürzlerischen schon damals in vielen Diskussionen und Aktionen eine lähmende Penetranz, wehte einen so manche Öde an. Rückblickend, wenn wir es unseren Kindern in ihre uninteressierten Gesichter erzählen, waren es natürlich klassisch wilde Zeiten voller Hoffnung. Muß das so sein: Langeweile breitet sich aus, sobald die 68er ins Spiel kommen? Das hätten ihnen selbst die Springer-Leute nicht vorhergesagt. So tief kann man sinken. Die noch anfänglich wohlausgerüstet den langen Marsch anzutreten glaubten, befanden sich auf dem Rückzug und hätten nie gedacht, daß an seinem Ende statt des Kanzleramtes ein Kinderkörbchen stünde. Unterwegs gab es keine Früchte zu pflücken, keine Blütenträume reiften heran – man muß es nur noch hin und wieder sagen dürfen, wenn schon keiner weint.

Masslose Ansprüche (O-Ton Januar/Februar 1983)

Sigrid: »Ich glaub, um gut Mutter zu sein, muß man erst mal den eigenen Rhythmus eine Zeitlang total verinnerlicht haben, so daß man, ohne daß es an die Substanz geht, davon was abgeben kann. Das ist so meine Vorstellung, was das Wichtigste ist.«
Hella: ». . . und da habe ich auch immer gedacht, also so ein Kind wäre ganz schön.«
Gundula: »Das Kind ist für mich ein Vehikel, das zu sein, was ich ohne es nicht sein könnte, was mir Anreiz ist, zu was zu werden.«
Bärbel: »Ich könnte auch heute nur, würde ich, glaube ich, ganz gerne ein Kind kriegen, aber eigentlich nur unter folgenden Voraussetzungen – um das mal ganz klar zu sagen: Daß ich mich liebe, daß ich einen Mann liebe, daß ich meine Freunde behalte –«

Und es darf nicht so viel Arbeit machen wie ein Hund. Knuddelig muß es sein, gut zu schmusen. Nachsichtig und unermüdlich hat es auf die wechselnden Erziehungsansinnen der Eltern einzugehen. Es ist nicht richtig, daß für Kinder Opfer gebracht werden müssen,

Marianne: »Opfer – wie meinst du das, Opfer, das ist so ein faschistischer Begriff, Bismarck und so!«
Gundula: »Es geht um die Selbstverwirklichung, Mann!«

»Du, ich kriege keine Männer mehr!« Ausgerechnet mich ruft sie an, abends um elf, Sibylle, die manische Stationsschwester. Nach ihrer neuen Wohnung und ihrem neuen Auto genas sie ihres ersten Kindes – Lars, Björn oder Kai, ich hab's vergessen – alles dasselbe, alles innerhalb eines dreiviertel Jahres. Was sie sich dabei gedacht hat, würde ich gern wissen, und ich erfahre es von Matthias, der vor diesem katastrophalen Einfall Sibylles als Frohnatur galt und sie unternehmungslustig zu besuchen pflegte. Ihn traf, als er am wenigsten daran dachte, das Los, geworfen von der Göttin der Fruchtbarkeit. Fluch nun den legendären, kurzweiligen Festlichkeiten in Sibylles Heim! Auf denen, was man nur noch selten trifft, der Brauch alter Pfänderspiele geübt wurde: Da gelangt heute jeder ans Ziel, muß aber seinerseits vollen Einsatz bringen; wobei die Spielfolge durch kurze Intervalle gekennzeichnet ist – zumal bei sommerlicher Kleidung, wenn ich auch das richtig verstanden habe – und selbst jüngere Teilnehmer in Atem hält.
Von daher, in der Erinnerung an solche Geselligkeiten, ist Sibylles Verzweiflung erklärlich, daß die Männer seit dem Kind ausbleiben. Aber vielleicht hat sie bei allem Lieben die Liebe vergessen? Sich nicht losgelassen, weil man mit Liebe auch Abhängigkeit hätte in Kauf nehmen müssen? Hätte, hätte, sagt Sibylle, Liebe überhaupt! Wer heute noch sagt, Liebe hat mit Hingabe und Übergabe zu tun, ist auch ein Faschist.
Deine Wohnung, Schatz, möchte ich nun sagen, ist auch nicht mehr dieselbe. Ein Zimmer für's unselige Blag, das bös geplante. »Meinst du nicht, daß das irgendwie am Kind hängt?« (Meine naive Frage.) »Wieso, der weiß das doch nicht, außerdem, wie viele Kinder heute . . .« Böse auch riecht es schon mal, ob nach dem Kind oder dem Makel, wer weiß. Gegen die Kindsunordnung im engeren Sinne können diese Frauen, die so falsch kalkuliert

haben, zwischen Station und Krippe nichts Ernsthaftes unternehmen. Es ist ein Unterschied, ob, gezeichnet von allen Spuren der Belastung, eine Einzelmutter die Tür öffnet oder, wie früher, dem Hochgemuten, ha! dem verhalten Bebenden jenseits der Schwelle das Erlebnis der unvergleichlichen Ausstrahlung zuteil wird, von der die Räume einer begehrenswerten Frau erfüllt sind. Das will sie nicht wahrhaben, noch nicht, und wundert sich verbissen, daß keiner mehr kommt.

Soll sie doch froh sein, daß er, ein Matthias oder wer auch immer, nicht klingelt, denn mit ihrer eigenen Attraktivität ist es ähnlich bestellt wie mit der Wohnung. Nicht daß dies eine Kind sie ernsthaft ramponiert hätte – was man auch gut verstehen könnte, was sogar anerkannt wird, an Zuspruch fehlt es nicht: »Du bist fraulicher geworden!« Doch genau darauf ist was gepfiffen, da kriegt sie ganz schmale Lippen, wenn sie sowas hört, der Anspruch lautet: keine Veränderung! Fraulicher? Im Prinzip kann sie einpakken, ein für allemal. Eklatant dieser Irrtum der Frauenbewegung, die mit der großen Wir-sind-alle-gleich-Geste auch Mädchen zu Frauen uniformierte. Fraulich zu sein, so meint jedenfalls unsere Sibylle nach aller Erfahrung, ist nichts Erstrebenswertes. Und fraulicher gar – der Komparativ beschönigt nur den abrupten Wandel vom jugendlichen Schein (der zur Hälfte wohl in der Einbildung existierte) zur blanken Mütterlichkeit.

Der Schmelz ist futsch, aber ist der Lack auch ab? Die dafür noch empfindsamen Frauen fürchten, daß das Gleichgewicht auf der Kippe steht, was sind sie nun künftig, die letzten Mütter oder weiterhin interessante Frauen? »Ich will so sein wie vorher, verstehst du?« Nein, verstehe nicht. »Also ich will genauso gefragt sein, ich will dieselben Männer haben, ich will weiter Urlaub und andere Beziehungen haben.« Naja. Wo ist das Kind? Nicht im Kopf. Es heißt Isaak und liegt vorerst, aber die Rache ist schon programmiert, friedlich im Körbchen.

Ursula, 30, gegen Ende einer langen abendlichen Klage: »Und die ganze Sexualität, ob du's glaubst oder nicht, hat sich auch geändert.« Hier empfiehlt sich eisernes Schweigen, weil jede Äußerung, ein heuchlerisches »Echt?« ausgenommen, Ärger gibt. Dabei müßten dieser Uschi gleich mehrere Reden auf einmal gehalten werden (nicht von uns natürlich), eine mit dem Tenor: ja was hast du denn gedacht! und weitere, anspruchsvolle, mit allerlei Schwerpunkten aus psychologischen und gesellschaftlichen Erscheinungen bis hin – aber Ulla wird gar nicht zuhören – zu psychogenetischen Entwicklungen. In solcher Stunde, verehrte Prediger, heißt es, nochmals Selbstbeherrschung zu üben angesichts der Weigerung dieser Generation von Rasenüberquerern, sich in irgendeinem dieser historischen Zusammenhänge zu sehen.

Tränen sind hier angebracht.

ABERWITZIGES GROSSZIEHEN, UNERTRÄGLICHKEITEN Komische Eltern, komische Kinder. Egal, wen du zuerst anguckst, es trennt sie nur das Alter. Langeweile breitet sich in den neuen Familien aus, mir steigt ein Ziehen ins Gesicht – war das nicht immer das Zeichen, Wiedersehn zu sagen? Bei manchen Besuchen traue ich mich nicht, noch nicht. Ein kleines Dickarsch steht ungebeten vor mir und teilt im Jargon des Vaters Überlegungen der Mutter mit: ». . . ich habe ohnehin noch meine Sachen aufzuräumen –«, »Ich bin unwahrscheinlich geräuschempfindlich!« Es ist ihm auch klar, dem Kind, daß es jetzt, beim Eintritt in den Kinderladen, der wieder Kindergarten heißt, innerhalb einer angemessenen Frist einen entscheidenden Entwicklungsschub vorzuweisen haben wird. Bisher hat die Oma aufgepaßt, aber es ist äußerst schädlich für das Kleine, zu intensive Eindrücke aus der Großmutterwelt aufzunehmen – Omas müssen Gift sein für die Kinder, was gibt es auch für Großmütter: bigotte, freßsüchtige, geizige, verschwenderische, permissive, kalte, liebevolle – das darf kein Kind verarbeiten, damit können nur Eltern fertigwerden; deren Sache ist das Aussortieren alter und Vorbereiten neuer Reize. Mit Gleichgesinnten haben sie eine künstliche Realität im Kinderladen geschaffen, die sie als ungeschützt und hart bezeichnen. Für diese Inszenierung strengen sie sich masochistisch an, zugegeben – was aber die nachkriegsgeborenen Eltern als hart bezeichnen, wäre noch genauer zu bestimmen.

Das Schlimme an diesen Eltern ist, daß sie Kinder haben. Wir müssen, Freunde, ob es uns nun liegt oder nicht, wieder zu gläubigen Menschen werden, denn wenn man sieht, was sie mit ihren Kindern anstellen, kann man nur in Demut hoffen, daß der Herrgott sich auch dieser Kinder annimmt, um sie den elterlichen Plänen gegenüber resistent zu machen.

Es muß schon hart sein, jahrelang als Kleinkind kein vernünftiges Fressen vorgesetzt zu bekommen und gezwungen zu sein, am reich entblößten Busen immer derselben Frau herumzusaugen. So kann es nichts werden mit der feineren Lebensart, so erzieht man keine Feinschmecker. Diese Kinder werden in späteren Jahren periodisch gegen unerklärlichen Brechreiz, das sogenannte Quartalskotzen, zu kämpfen haben, sie werden Pommes Dauphines für weichgewordene Bratkartoffeln halten und Mousse au Chocolat für Dr. Oetkers Kunststoffpudding. Sein eigenes Bett wird dem jungen Mitbürger vorenthalten – solche Selbstverständlichkeit einte unter anderem bisher selbst Kommunisten und Faschisten. Er oder sie muß mit der Mutter im Bett schlafen, sic, wenn es dazu vor lauter Wärme und Geborgenheit kommt. Sie wickelt den Minimenschen um ihren Körper, hinten oder vorn, wie es ihr gerade einfällt, zieht ihn unversehens unter den Armen hervor, zwischen den Beinen durch – schreckhaft weitet sich das Auge des Kleinstkindes und auch das unsere. Wirklich ein Fall für Amnesty. Über Haltung und Aussehen unserer modernen alten Eltern sprechen wir ja nicht. Die

Mütter scheinen noch ein volles Jahr nach der Geburt zu kleben und würden am liebsten ihre bewährten Eierstöcke wie Bernsteinketten vor dem Bauch, dem unsäglichen, tragen. Die Väter laufen wie mit eingezogenem Schwanz herum – und das könnte sogar stimmen, was brauchen sie schon noch für das Leben mit dieser Frau, die ist sich selbst und dem Ergebnis ihrer langersehnten Geburt genug, und sie wird ihr Junges, darüber gibt es schon viele Taschenbücher, methodisch belecken.

Ich bin nicht voreingenommen: ein verhalten ironischer Zug zeichnet heute so manchen Kindermund aus. Sie machen eben das Theater mit, das ihre Eltern mit ihnen aufführen, wofür sie ihnen regelrechte Bühnen bereiten: in mehr als einer Wohnung gibt es ein flaches Podest, auf dem die Kinder spielen müssen. Auf dem hopsen sie dann auch den Besuchern zuliebe täuschend kindlich herum und passen auf, daß alles heil bleibt, links die Lego-Landschaft, rechts die Fischer-Technik. Sind die Eltern draußen, machen auch die Kinder wieder normal weiter, springen sich an die Gurgel: »Alte Votze!«, »Doofer Pisser!«, bohren sich in der Nase und reißen den Fliegen die Flügel aus.

Oder sie werden als Erwachsene behandelt. Der Vater zum Kind: »Erika und ich lassen uns scheiden. Ich möchte dir das erklären . . .« Das Kind zum Vater: »Peter, Margrit weint, ich meine, du solltest jetzt zu ihr gehen . . .«

Haben die Kinder kein Podest, hat also der Vater versagt, sich nicht die teuersten Bretter mit den kräftigsten Messingschrauben besorgt und frenetisch gezimmert, dann okkupieren sie bestimmt den besten Raum der Beletage als Kinderzimmer, den man ihnen so grotesk kindertümlich eingerichtet hat, wie es in all den Büchern auf den Regalen der Alten festgeschrieben ist. Wir sollten diese alten Eltern mit ihren alten Kindern, auch wenn sie Freunde sind, nicht mehr besuchen. Das große Wohnzimmer, in dessen Ecke in den dreißiger Jahren der Flügel der verschwundenen jüdischen Familie stand, jetzt also das Kinderzimmer, liegt vorn, und du hast keine Chance, bei deinem Besuch daran vorbeizukommen. Die kleinen Widerlinge feixen schon hinter der Tür. Dabei sind wir erst um neun gekommen, immerhin aber doch in der Hoffnung, wenigstens fünf Minuten über etwas anderes als diese mörderische Brut zu reden. Die Folterknechte wissen, daß auch die nächsten beiden Stunden ihnen gehören mit Kindervorsingen und Kindererzählen, dann singen die Eltern ihnen Sonaten vor, bis gegen elf in der Nacht die Gans verbrannt ist oder, das Rezept sei empfohlen, der Gast trunken.

Voll drauf haben auch die Kleinen – und deshalb braucht man sich Deutschlands Zukunft wegen doch nicht um den Schlaf bringen zu lassen – das bewährte Unterlaufen der Erziehungsstile ihrer Eltern. Manchmal gukken sie, als wollten sie endgültig danken für so viel Liebe, vielleicht möchten

sie bitte einmal nur gezeigt bekommen, wo die Lampe steht? Am liebsten selbst begütigend auf die Alten einreden, wenn die abwechselnd heulen oder matt auf den Tisch schlagen? Oder ahnen sie Böses, die alten Kinder: daß dies 15-Punkte-Eltern der neuen Generation werden? Die klassischen 15-Punkte-Eltern – erinnern Sie sich? Es gab sie einige Jahre lang, staunende Tiefschichtler, sie schubsten ihr Puttchen in die Sekundarstufe, wo es jederzeit rausplappern sollte, was es den ganzen Nachmittag wie verrückt gebüffelt hatte (Fehlanzeige bei freien Kursen, für die es sich nicht vorbereiten konnte). Aber hier – arme Schule! Keiner unserer orthodoxen Lehrer, keine Kultusbürokratie könnte sich überzogenere Ansprüche ausdenken, als sie die Eltern, von denen wir reden, vor den Kindern, von denen wir reden, hertragen.

Man muß hoffen, daß es in der Pubertät knallt, daß die Kleinen sich an ihren selbsternannten Supereltern für so viel Projektion rächen. Aber wer weiß, vielleicht werden sie noch perfekter?

Was soll nur aus den Kindern werden, liebe Großväter, die sich schon im Bauch der Mutter, fünf Monate vor ihrer unseligen Geburt, dem Fotografen stellen müssen? Solche Fotos macht und leckt sich die Lippen, weil er eine teure Ziffer mehr abrechnen kann, der Frauenarzt mit seinem Ultraschallgerät. Während der folgenden Monate ist es ratsam, die Nähe der Besessenen zu meiden, weil es nicht jedermanns Sache sein kann, zwölf Wochen lang immer dasselbe, dann zwar ein neues, aber ebenso schmieriges Bild hochinteressiert in die Hand zu nehmen. Hilflos sagt man dem Pferdegesicht, entschuldige, ich kann nichts erkennen, bloß diese Schatten – »Siehste denn nicht!« »Nee.« »Hier, der Kopf . . .« Es wird einem zugemutet, gedanklich mit kräftigen Zügen das Fruchtwasser zu teilen, hin und her die Blase zu durchmessen, um bald hier die kleinen Pfoten, bald dort die dicke Birne des nicht wenig überraschten Embryos zu bewundern. Zum Schluß, wenn man genügend Müttern in diese Falle gegangen ist, kennt man sich in so manchem Uterus aus und könnte glatt sagen, spart euch die Fruchtwasserpunktion, ich hab so viel gesehen, euer Kind ist okay. Aber leider nur ein Mädchen, haha! – wenn man den Vater ärgern will. Er soll sich trösten. Als Vater eines Sohnes würde er das Odium des Chauvinisten nie ganz verlieren. Und die so unzeitig vor die Kameras geworfenen Kinder? Sie enden alle als Playmates, und man wird ihnen eines Tages oder Nachts mit 200 unerotischen, klinischen Fotos noch den scheuesten Flaum im Gegenlicht vergrößern, vergröbern –

KIND, n. pl. *kinder*, proles, infans, liberi; das neutr. hat da die aufgabe, beide geschlechter zu umfassen, oder vielmehr das geschlecht als noch gleichgültig, wie noch nicht vorhanden zu bezeichnen, ganz wie bei *lamm, kalb, kitz*, den hausthieren . . .

Bedeutung und gebrauch.

1) *kind* in beziehung auf vater und mutter.
a) *kind im mutterleibe, neugebornes kind, kind an der mutterbrust.*
b) *kinder zeugen* vom vater, früher auch von der mutter . . . früher auch *erzielen, zimmern, pflanzen* . . . Auch *kinder machen* . . ., doch jetzt, außer im scherz oder derber rede, nicht von ehelicher kinderzeugung . . .
c) *kinder haben*, auch *bekommen (kriegen)*, mhd. *gewinnen* . . ., von beiden elter, *bekommen* doch mehr von der mutter . . .
d) von der mutter *kinder gebären* (früher auch vom vater), *mit einem kinde niederkommen* (eig. zu liegen kommen, sich legen müssen), gewöhnlich bloß *niederkommen*. im höheren stile heißt es, die mutter *schenke* dem vater das kind . . .
e) vom eintreten des gebärens, von den wehen hieß es, *es wird einer weh zu einem kinde, zum kinde kreißen*, ebenso *zum kinde arbeiten*, ganz einfach bair. *zum kinde gehn* . . .
i) die mutter spricht von dem *kinde das sie unter ihrem herzen getragen*, von den *kindern aus ihrem schoße*, von dem *kind ihres herzens, ihrer schmerzen* u. ä., daher *schmerzenskind*, ähnlich *angstkind* (das einzige kind heißt sprichw. ein *angstkind*), *herzenskind*, das jedoch gewöhnlich das liebste kind meint, ebenso *schoßkind, busenkind, goldkind, mutterkind.*
k) endlich *afterkind* oder *nachkind*, auch *witwenkind*, vgl. *brautkind, findelkind, waisenkind, wechselkind.*

2) In beziehung auf rechtsverhältnisse und verwandtschaft.
a) *eheliches kind*, früher auch *echtes kind, ehekind*, das in der ehe, ›recht und echt‹ geborne. es ist allein zu vollem erbe berechtigt, daher *erbkind* . . . *nachkind*, aus zweiter ehe, dagegen *vorkind.*
b) *außereheliches, uneheliches, natürliches kind*, auch *unechtes kind* und nach verschiednen beziehungen *kind der liebe, liebeskind, liebkind, liebkindlein*, schweiz. *hübschkind*, ferner *kebskind, bankkind, bänkelkind, bastardkind, beikind, nebenkind, jungfernkind, fallkind, hurkind, pfaffenkind;* sehr schön im bair. Gebirge *armes kind* . . .
c) es findet sich aber, daß im strengsten sinne der name *kind* den echten kindern vorbehalten bleibt, so in ›*kind und kegel*‹ vielleicht ist diese beschränkung *in kind* ursprünglich, und wurden in alter zeit weder bastarte noch sklavenkinder so genannt; denn die bastarte standen rechtlich außer der *sippe*, dem *künne* . . .

3) In beziehung auf das alter.
a) *neugeborenes kind, wickelkind* oder *windelkind, kind in der wiege, an der brust, schoßkind, zartes kind* . . .
b) das *kind* wird zum *knaben* oder zum *jüngling*, zum *mädchen* oder zur *jungfrau* . . . doch dem vater, der mutter gegenüber bleibt die bezeichnung *kind*, besonders in würdiger, förmlicher rede . . .

(Auszug aus dem Grimmschen Wörterbuch, 1873)

Christine Nöstlinger, geb. 1936, lebt als freie Schriftstellerin in Wien; bekannt wurde sie vor allem durch ihre Kinderbücher (vgl. auch *Kursbuch 60*).

Cora Stephan, geb. 1951, lebt als Publizistin in Frankfurt und im Vogelsberg. Zusammen mit Matthias Horx und Albert Sellner hat sie soeben den Essayband *Infrarot. Wider die Utopie des totalen Lebens* (Rotbuch Verlag) herausgegeben (vgl. auch *K 71*).

Irene Dische, geb. 1952 in New York, Journalistin und Schriftstellerin, lebt seit 1979 in Berlin; ihre Tochter Emily ist ein Jahr alt (vgl. auch *K 64*).

Monika Aly, geb. 1945, lebt in Berlin und arbeitet als Krankengymnastin im Weddinger Ambulatorium der Spastikerhilfe. *Annegret Grüttner*, geb. 1947, arbeitet als Pädagogin in der Jugendhilfe mit Auszubildenden ohne Schulabschluß; lebt in Berlin.

Yvonne Schütze, geb. 1940, arbeitet als Soziologin am Berliner Max-Planck-Institut für Bildungsforschung.

Wolfgang Merten, geb. 1950, war viele Jahre Mitarbeiter im Kinderschutz-Zentrum Berlin und lehrt heute Soziologie an der Freien Universität Berlin.

Ulrike Halbe-Bauer, geb. 1949, und *Manfred Halbe*, geb. 1945, leben in Freiburg i. Brsg.

Karin Reschke, geb. 1940, ist Schriftstellerin und lebt in Berlin (vgl. auch *K 41, 45, 47, 61*).

Claus Leggewie, geb. 1950, ist Assistent für Politikwissenschaft an der Universität Göttingen und Publizist (vgl. auch *K 69*).

Manfred Auwärter, geb. 1944, ist Soziologe und arbeitet am Max-Planck-Institut für Sozialwissenschaften in München (vgl. auch *K 63*).

Gisela Petersen, geb. 1930, arbeitet als Klinische Psychologin und Verhaltenstherapeutin in einer Kinderklinik in Hannover.

Helmut Ostermeyer, geb. 1928, ist Familienrichter und Gruppentrainer; lebt in Bielefeld.

Christian Colombanis Text erschien am 25. 1. 1981 in *Le Monde*.

Asmus Petersen, geb. 1928, lebt in Hannover als Schriftsteller, Maler und Kaufmann. Verheiratet mit Gisela Petersen, vier Töchter (26, 24, 22, 18).

Kursbuch 73 **Die Unmöglichkeit des Konservativismus** September 1983

Kursbuch 74 **Zumutungen an die Grünen** Dezember 1983

Schaden kann's ja nichts, sagten sich viele von uns, und machten ihr grünes Kreuz. Jetzt sitzen »Die Grünen« in Bonn und bekennen. Was wollen sie tun? Sie wissen es noch nicht. Aber sie arbeiten daran, eine allgemeine Not in Geschäftsordnung zu bringen. Und wir, die rotierende Basis, erwarten von ihnen, daß sie einiges ändern in diesem unseren Land. Aber was und wie? Wir wissen es auch nicht.

Die Fragen, die *Kursbuch 74* stellt, sind Zumutungen – nicht nur an die Grünen, sondern an alle, die sich Sorgen machen um die Zukunft unserer Haut und Luft und Welt. Was *muß* man wissen, was *kann* man tun? Es sind Fragen an die Wissenschaft, an die politische Vernunft, an das tägliche Handeln. Es sind auch Fragen der Voraussicht und der Planung. Niemand kennt endgültige Antworten. Aber unsere grüne Blauäugigkeit können wir uns nicht länger leisten; die Folgekosten wären zu hoch.

Kursbuch 73
Konservativismus im Angebot

Tilman Spengler, Rundblick vom Scherbenhaufen
Timothy Garton Ash, Eiserne Lady und Superman.
Oder die radikale Flucht nach hinten
Lothar Baier, La force tranquille. Konservativismus in Frankreich
Walter Boehlich, Diese unsere Regierungserklärung
Hans-Jürgen Puhle, Vom Programm zum Versatzstück.
Zehn Thesen zum deutschen Konservatismus
Die Trägheit der Seele. Vier Modelle:
Elisabeth Plessen, Die Kinderfrau / *Ludwig Harig*, Vaters Schützenhut /
István Eörsi, Der Philosoph im Gehäuse /
Marie Luise Kaltenegger, Die Leute vom Karl Marx Hof
Heike Behrend, Die Zeit geht krumme Wege. Bei den Tugen in Ostafrika
Dieter Kampe, Fortschritt als Irrlicht.
Keine Hoffnung auf die Dritte Welt
Wolfgang Krohn, Der Zwang zum Fortschritt
Jörg Martin Pflüger, Maschinenraunen
Ursula Krechel, Meine Sätze haben schon einen Bart.
Abmahnung an die neue Weiblichkeit
Marianne Geib, Zeitgenossen
Karl Markus Michel, Abschied von der Moderne? Eine Komödie

Das *Kursbuch* erscheint mit vier Heften im Jahr. Umfang: 184–200 Seiten, Preis: einzeln DM 9. Wenn Sie sich zu einem Abonnement entschließen, kostet das Einzelheft statt DM 9 nur DM 7.

Wie kommen Sie an ein *Abonnement?* Bitte fragen Sie Ihren Buchhändler oder schreiben Sie uns eine Karte:
Kursbuch/Rotbuch Verlag
Potsdamer Straße 98
1000 Berlin 30

Streitbare Schriften des berühmtesten japanischen Filmregisseurs über die Ästhetik des Films, die Tabus der modernen japanischen Gesellschaft, über das Aufwachsen in Konventionen, den Dämon des Ausdrucks, die guten Sitten und die Pornographie.

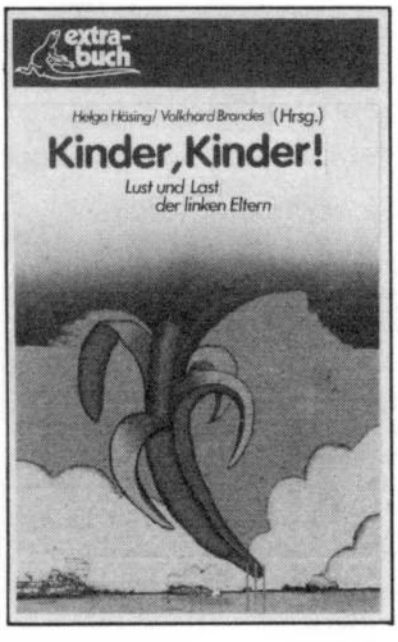
Aus dem Französischen von Grete Osterwald und Uta Goridis
Englische Broschur, 192 Seiten, DM 29.80

Nagisa Oshima Schriften
Die Ahnung der Freiheit

Wagenbach

extrabuch Verlag
Rotlintstr. 45 H
6000 Frankfurt 1

Helga Häsing/Volkhard Brandes (Hrsg.)
Kinder, Kinder!
Lust und Last der linken Eltern
ca. 200 S., DM 19,80, Nr. 42 107



Kinder, Kinder! Versuch einer Bestandsaufnahme: Was heißt heute links sein – und gleichzeitig Kinder haben? Linke Eltern geben Antworten. Gemeinsam ist ihnen, daß sie im Spannungsfeld stehen zwischen dem Kampf um persönliche Identität, dem Leben mit einem oder mehreren Kindern, dem Beruf und den politisch-emanzipatorischen Ansprüchen. Es sind vorläufige und vorsichtige Antworten, die sie geben. Antworten, die oft zu neuen Fragen werden.

Bitte kostenloses Gesamtverzeichnis anfordern.

Dieser und viele andere Aspekte finden sich in

Kinder wunsch
Reden und Gegen Reden

provoziert von Friederike Hassauer und Peter Roos
296 Seiten. DM 28,–

»Ein Buch, das hin und herreißt, das Zustimmung und Ablehnung zugleich hervorruft...« (Rias)

»Mehr als 50 Autorinnen und Autoren kommen hier zu Wort, teils kritisch distanziert, teils mit scheinbar uralten Argumenten, teils mit Erinnerungen, manche kämpferisch und sachlich, manche gefühlig subjektiv.« (NDR)

Sachbücher von
BELTZ

Beltz Verlag, Weinheim/Basel

Politische Ethik NEU

Ein Handbuch

Herausgegeben von Franz Neumann unter Mitarbeit von bekannten Wissenschaftlern

320 Seiten, Großoktavformat, Ganzleinen,
DM 48,— ISBN 3 7971 0231 3

Studienausgabe,
Efalin, DM 38,— ISBN 3 7971 0232 1

Aus dem Inhalt:

Politik und Ethik heute, Ethische Grundpositionen, Politische Ethik und Erziehung, Der Mensch als Individuum und soziales Wesen, Arbeitswelt und Ethik, Demokratie und politische Ethik, Staat und Ethik, Widerstand gegen Staatsgewalt, Intergesellschaftliche Konflikte und Ethik, Alternativbewegung und Ethik und Ökologie und Ethik.

SIGNAL-VERLAG
Postfach 813
D-7570 BADEN-BADEN

JÜRGEN BODELLE

Zur Diskussion:

Volkszählung und totaler Staat.

Risiken der Informationstechnologie

Sicherheitsbereich
Schule Sozialdaten

Kart. 200 S./8,– DM.
Direktbestellungen an:
AIS
Zähringerstr. 11, 1000 Berlin 31

Spendenaufruf Informationsdienst für alternative Medien: »Projekt Gedächtnis«

Das *Zentrum für alternative Medien*, das in Frankfurt entsteht, verfügt über die größte Sammlung und systematische Auswertung alternativer Presse in der Bundesrepublik. Folgende Teile des Archivs sind bisher zugänglich:

ID-Text-Archiv: bürgerliche Presse, Flugblätter, Dokumentationen usw. seit 1973 (unsystematische Auswertung) sowie die anlaufende systematische Auswertung der Alternativpresse;

Ökologie-Archiv: laufende systematische Presseauswertung zu allen ökologischen Themen seit Frühjahr 1980 (FR, FAZ, Spiegel, Stern, Zeit, Pflasterstrand, taz, ID etc.)

Alternativpresse-Archiv: 700 in- und ausländische Alternativzeitungen, davon 106 laufend. Das Zentrum für alternative Medien bietet die Auswertung von Zeitungen und Zeitschriften gegen Mitgliedsbeiträge an. Es stellt, gegen Gebühr, Kopien von Archivmaterial für Mitglieder zur Verfügung.

Mitgliedsbeiträge und Archivschlüssel sind zu erfahren beim *ID: Zentrum für alternative Medien*, Postfach 900 343, 6000 Frankfurt/M. Tel. 0611/704352.

Das Zentrum braucht Geld: *Spenden* werden erbeten auf das Postscheckkonto Informationsdienst e. V., 6460 Friedberg, Konto-Nr. 1770 02-600 (BLZ 500 100 60).

88-172

C. Skrzyposzek
Freie Tribüne

aus der Reihe · 448 Seiten · 36 DM · ISBN 3 88022 706 3

In Polen, 1994. Die Regierung schenkt dem Volk zum 50. Jahres-tag der Revolutio n ein Haus, die Freie Tribüne. In den Zimmern ste-hen Schreibmas chinen, an denen jeder Bürger frei und unzensiert seine Meinung au fschreiben kann. In der so entstan denen Loseblatt-sammlung sind wie in einem epi-schen Kaleidosk op groteske und alltägliche Geschi chten, Beschwer-den und Pamphle te durcheinan-dergeschüttelt: D ie Putzfrau avan-ciert zur Diensth abenden für Ord-nung und Hygien e, ein verträum-ter Intellektuelle r konspiriert für eine Revolution, und der auf ihn angesetzte Spitzel entbrennt zu ihm in gleichgeschlechtlicher Leidenschaft. Mit der Zeit werden die Eintra-gungen mutiger, und hinter den Geschichten läßt sich eine Umwäl-zung in Polen und ihr gewaltsames Ende erahnen. Diese eigenwillige, in vielen Zungen erfundene Großsatire fügt in der literarischen Imagi-nation ein Ganzes zusammen, das man vielleicht »polnische Seele« nennen könnte.

Rotbuch Verlag

ROWOHLT 1908 1983

fünfundsiebzig!

Rowohlt Lesebücher

Das Beste aus 75 Jahren Verlagsgeschichte in einer neuen Taschenbuchreihe. 320 Seiten Lesevergnügen nur 6,80

Das Rowohlt thriller Lesebuch

5201

Das Rowohlt Lesebuch der Liebe

5203/Juni 83

Das Rowohlt rotfuchs Lesebuch

5204/Juni 83

Das Rowohlt Lesebuch der neuen frau

5205/Juni 83

Das Rowohlt GRUSEL Lesebuch

5206/August 83

Das panther Leseabenteuer: Liebesbotschaften, Reisestories, Kindheitserinnerungen, Schulaufsätze, Schlagerromanzen, Wohnträume, Weibergeschichten, Familienszenen, Großstadtgedichte. Die Autoren: Knut Anders, Uli Becker, Dieter Bongartz, Nicolas Born, Barbara Bronnen, Ursula Eisenberg, Günter Franzen, Erich Fried, Peter Glaser, Alexander Goeb, Ulla Hahn, Margit Irgang, Frank-Wolf Matthies, Angelika Mechtel, Christoph Meckel, Kai Metzger, Lutz Rathenow, Anna Rheinsberg, Jutta Richter, Wolfgang Spindler, Niklas Stiller, Monica Streit, Ralf Thenior, Jürgen Theobaldy, Kurt Tucholsky, Gabriele Wohmann, und viele andere. 5202/DM 6,80

Das Rowohlt aktuell Lesebuch

5208/September 83

Das Rowohlt Lesebuch der Poesie

5207/September 83

Das Rowohlt Schmunzel Lesebuch

5209/Oktober 83

Das Rowohlt THEATER Lesebuch

5210/November 83

ro ro ro

Der erste deutsche Taschenbuch Verlag